

Doktorand_innen
Jahrbuch 2012

WORK IN PROGRESS MOBK ON БPOCБE??

Ökologie Kolonialismus Guerilla Citizenship China Post(pop)feminism
Kapitalismus Menschenbilder Identität Japanerinnen Rassismus
Livius Ökonomie Arbeit Stasi Reiseaufzeichnungen Apitz Schland
Widerstand Männlichkeit Psychoanalyse Demokratie Jean Paul
Lady Bitch Ray Selbstzeugnisliteratur Sadismus Transculturalism

Herausgegeben von
Marcus Hawel &
Herausgeber_innen-
kollektiv

WORK IN PROGRESS. WORK ON PROGRESS
Doktorand_innen-Jahrbuch 2012 der Rosa-Luxemburg-Stiftung

**WORK IN PROGRESS.
WORK ON PROGRESS.**

Doktorand_innen-Jahrbuch **2012**
der Rosa-Luxemburg-Stiftung

Herausgegeben von Marcus Havel

Herausgeber_innenkollektiv:

Christian Baron, Isabelle Hannemann, Cristof Judenau,
Z. Ece Kaya, Karen Schierhorn, Malte Völk,
Leiv Eirik Voigtländer

www.vsa-verlag.de

www.rosalux.de/studienwerk

Das Doktorand_innen-Jahrbuch 2011 der Rosa-Luxemburg-Stiftung ist im Karl Dietz Verlag Berlin erschienen (ISBN 978-3-320-02280-8) und kann unter www.rosalux.de/publication/38203/work-in-progress-work-on-progress.html als pdf-Datei heruntergeladen werden.



Dieses Buch wird unter den Bedingungen einer Creative Commons License veröffentlicht: Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivs 3.0 Germany License (abrufbar unter www.creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/legalcode). Nach dieser Lizenz dürfen Sie die Texte für nichtkommerzielle Zwecke vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen unter der Bedingung, dass die Namen der Autoren und der Buchtitel inkl. Verlag genannt werden, der Inhalt nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert wird und Sie ihn unter vollständigem Abdruck dieses Lizenzhinweises weitergeben. Alle anderen Nutzungsformen, die nicht durch diese Creative Commons Lizenz oder das Urheberrecht gestattet sind, bleiben vorbehalten.

© VSA: Verlag 2013, St. Georgs Kirchhof 6, 20099 Hamburg
Druck und Buchbindearbeiten: Beltz Druckpartner GmbH & Co. KG, Hemsbach
ISBN 978-3-89965-548-3

Inhalt

| | |
|--------------------------------|----|
| Vorwort | 9 |
| Einleitung | 16 |
| ZUSAMMENFASSUNGEN | 22 |

POLITISCHE ÖKONOMIE

| | |
|--|----|
| Thomas Barth Ökologie – Kapitalismus – Demokratie | 31 |
| Ansätze zur Vermessung eines Spannungsfeldes | |
| Florian Butollo Of old and new birds | 47 |
| Case studies on the impact of industrial upgrading initiatives on working conditions in the garment and IT sector of China's Pearl River Delta | |

TRANSFORMATION VON STAATLICHKEIT

| | |
|---|----|
| Leiv Eirik Voigtländer Citizenship und soziale Grundrechte | 59 |
| Folgen einer Einschränkung sozialer Rechte für die Betroffenen als Bürger_innen des Gemeinwesens | |
| Guillermo Ruiz Torres Gesellschaftspolitische Dynamiken revolutionärer Bewegungen. Der Fall des »Leuchtenden Pfades« Peru 1980-2000 | 78 |
| Die Aufstandsbekämpfungspolitik des peruanischen Staates | |

GEWALT UND ERINNERUNG

- Constance Margain
Zwischen Verlusten und Trümmern 99
Der Widerstand der Internationale der Seeleute und
Hafenarbeiter gegen den Nationalsozialismus
- Lars Förster
Bruno Apitz und das MfS 109
Zum Selbstverständnis eines deutschen Kommunisten

ANTISEMITISMUS UND RASSISMUS

- Z. Ece Kaya
**»Afrika als europäische Aufgabe«
oder »eine spezifisch deutsche Theorie der Kolonisation«?** ... 135
Zur Geschichte eines ideologischen Diskurses

MEDIEN

- Ralf Steckert
Lenas Schland 155
Zur populären Konstruktion neuer deutscher »Nationalidentität«

LITERARISCHES FELD

- Sandra Beyer
Die das Meer gen Westen überquerten 173
Selbstzeugnistraditionen von reisenden Japanerinnen bis 1945

KÖRPER – MACHT – IDENTITÄT – GENDER

Daniel Albrecht
Von Männern und Männlichkeiten 187
Livius neu gelesen

Pinar Tuzcu
»Diese Bitch is' eine Gefahr« 203
Lady Bitch Ray and the Dangerous Supplement.
A Transcultural Locational Feminist Reading

Isabelle Hannemann
Das Jenseits der Schablone 216
Wahrnehmungstheoretische Überlegungen
zum Thema »Grausamkeit und Geschlecht«

EMANZIPATION UND UTOPIE

Franziska Baumbach
**Kapitalismus, Menschenbilder und
die Undenkbarkeit gesellschaftlicher Veränderung** 237

Malte Völk
Mit Bienenflügeln zur befreiten Gesellschaft? 249
Jean Paul und die Frage der »Wirksamkeit« von Literatur

AUTOR_INNEN & HERAUSGEBER_INNEN..... 271

**VERÖFFENTLICHTE DISSERTATIONEN VON STIPENDIAT_INNEN
AUS DEN JAHREN 2011-2012** 276

Vorwort

»Wissenschaft selbst unterliegt dem Zwang des Vergessens; denn sie muß im arbeitsteiligen Wissenschaftsbetrieb unter dem Beweisdruck eigener Nützlichkeit das jeweils Erkannte als Neues formulieren.«
Detlev Claussen

Von Zwergen auf den Schultern von Riesen

Wie kann es sein, dass ein Zwerg weiter schauen kann als ein Riese? Er kann es, wenn er sich auf die Schulter des Riesen stellt. So wächst der Zwerg über sich hinaus wie ein Seemann, der sich in den Ausguck stellt, um nach Land Ausschau zu halten. Woher weiß man, dass sich der Horizont erweitert, je höher der Standpunkt ist? Wer schlussfolgerte mit wessen Wissen, dass die Erde eine Scheibe, eine Birne mit Brustwarze, eine Kugel, eine unleicht zu verortende Bewegung aus Teilchen sei? Warum überliefern wir Wissen? Wir überliefern Wissen, weil wir es können. Indem wir es tun, kommen wir von der Stelle, verlassen die Bäume, den Wald und die Höhlen, bauen Häuser und Städte, die für mehr als ein Menschenalter bestimmt sind. Wir streifen mit Siebenmeilenstiefeln durch die Welt, erreichen Ziele, die mehr als ein Menschenalter entfernt sind, binnen weniger Stunden.

Um auf die Schulter zu gelangen, muss der Zwerg den Riesen berühren, ihn vorsichtig Elle um Elle, Zentimeter für Zentimeter erklimmen. So funktioniert Wissenschaft: Sie ist eine permanente Berührung, ein Heraufklettern und Hinabsteigen, ein Voranschreiten und Zurückschauen. Sie springt auf keinen fahrenden Zug. Ihr tägliches Brot ist das Ziehen der Notbremse in einem imaginierten, kopflos dahinrasenden Zug der Menschheit. Wissenschaft ist Entschleunigung: im Grunde genau das, was Benjamin als Revolution bezeichnet, allerdings fiktional, aber durchaus mit realer Wirkmacht. *Hic Rhodos hic salta!*

Hegel soll einmal auf die Frage seiner Haushälterin, was in seiner Philosophie von ihm selbst stamme, genauso über- wie untertrieben geantwortet haben: »Nichts«. Der avancierteste Titan bürgerlicher Philosophie war alles andere als ein bescheidener Mensch in seinem Auftreten als Philosoph. Wie kommt dieser wortgewaltige Hegel dazu, seiner

Haushälterin so gleichermaßen über- wie untertrieben zu antworten? »Nichts« ist zugleich richtig und falsch. Das Nichts ist in der Hegelschen Philosophie ja insofern bereits schon Etwas, als das Etwas im Nichts als Potenz und Latenz angelegt ist. Deshalb kann aus Nichts etwas werden. Richtig war Hegels Antwort, weil die *Phänomenologie des Geistes* (1807) eine Rekonstruktion der Philosophiegeschichte als gewusstes Wissen gewesen ist; er hätte sie nicht leisten können, wenn es keine Geschichte der Philosophie gegeben hätte. Falsch war seine Antwort zugleich, weil es sich auch nicht um eine bloße Paraphrase des gewussten Wissens handelte, sondern um die Aufhebung von Widersprüchen, durch welche sich die Dialektik durch die Geschichte hindurch entwickelt hat. Letzteres ist eine Leistung von Hegel, aber nicht ohne Kant bis Aristoteles denkbar. Und nach Hegel kamen bisher mindestens noch Marx und Adorno, die – nicht ohne Hegel – den bürgerlichen Rahmen der dialektischen Philosophie sprengten.

Wer sind diese Titanen, dass sie imstande sind, Dialektik auf den Begriff zu bringen und aufzuheben? Lagen die Gedanken auf der Straße oder schwirrten sie in der gemeinen Luft? Nach Marx stellen wir uns zu einer bestimmten Zeit nur Fragen, die wir weitgehend auch beantworten können. Offenbar sind Geschichte, das gesellschaftliche Verhältnis und dessen Geselligkeit dem Erkenntnisfortschritt förderlich. Wem gehören Tradition, Verhältnis und Geselligkeit?

Wir sind, wenn wir Wissenschaft ernst nehmen, Zwerge auf den Schultern von Riesen; auf ihren Schultern stehend, können wir als Zwerge weiter schauen als die Riesen zu unseren Füßen. Diese Allegorie lässt sich aus verschiedenen zeitlichen und räumlichen Perspektiven unterschiedlich interpretieren, um daran einen facettenreichen und kritischen Begriff von Bildung und Wissenschaft zu erörtern.

Darin liegen Antastbarkeit und Unbefangenheit, Unverfrorenheit, Selbstbewusstsein. – Aber nicht ehrfurchtsvolle Überhöhung oder gar Personenkult, Säulenheiligkeit oder Nostalgie. Darin stecken Achtung, Demut, Treue, Dankbarkeit und Liebe (Berührung) gegenüber dem Werk. Werktreue aber bedeutet: Gerechte, verändernde Übertragung der Erkenntnisse in die Gegenwart. Die Riesen sind nicht mehr. Damit ihre Werke so lebendig wie legendär bleiben, dürfen sie nicht veralten; also müssen sie aktualisiert werden. Ein Werk, das nur ein Zwerg vollbringen kann.

Einerseits müssen wir anerkennen, dass wir nur weiter schauen können als die Riesen, weil wir auf deren Schultern stehen. Andererseits müssen wir auch mit den Riesen ins Gericht gehen, weil wir nicht werden

weiter schauen können, wenn wir uns unkritisch gegenüber ihnen verhalten, ihr Werk bloß verinnerlichen und stupide, gleichsam dogmatisch reproduzieren. Wir müssen den Zeit- und Ortskern ihrer Wahrheiten reflektieren und darüber befinden, was sich erledigt hat, was unabgegolten ist, wo sie irrten, etwas im Zwielflicht (noch) nicht richtig erkennen konnten, über Nebensächliches gestritten oder falsch gelegen haben. Dies oder das hätten die Riesen heute selbst anders gesehen. Man darf den Riesen nicht mit falscher Ehrfurcht begegnen; sie sind keine Denkmäler, sondern Gerüste mit Ausguck für den Weitblick. Man betreibt einen Liebesdienst; indem man sich auf die Schultern von Riesen stellt, leiht man ihnen die eigene zwerghafte Größe. Ein Zwerg, der unbeweglich im Schatten eines Riesen steht, kann nie das Licht (der Erkenntnis) sehen. Der Zwerg ist mithin nicht gering; er aktualisiert das Werk des Riesen. Jeder Riese war einst Zwerg, und selbst die schärfsten Geringeschätzer der Zwerge waren früher selber welche.

Die Metapher vom Zwerg auf den Schultern eines Riesen ist schon im zwölften Jahrhundert bekannt. Sie begleitet die Geschichte der Emanzipation des Wissens und der Wissensproduktion von den Dogmen der Kirche aus dem Mittelalter bis zur Entwissenschaftlichung in der unternehmerischen Wissensgesellschaft, die in heutiger Zeit Wissenschaft wieder einem Gott unterworfen hat: dem Gott Mammon. Ordnete zuvor die Kirche den wissenschaftlichen Diskurs, so besorgt dies heute der Markt. Kirche und Markt sind ihrer Funktion nach Wahrheitskartelle. Wer sich nach ihnen richtet, gilt als opportun («Opportunismus ist die Geisteskrankheit der Intellektuellen.» – Oskar Negt). Wer sich aber ihnen gänzlich verschließt, wird kein Gehör finden, exkommuniziert, am langen Arm verhungern. Es galt einmal als Gotteslästerung, sich das selbständige, gar kritische Denken anzuschicken. Ein Zwerg, der Räuberleiter machte, um sich kritisch und bewundernd zugleich auf die Schulter von Augustinus zu begeben, die Zwei-Reiche-Lehre weiterentwickelte, so dass es in der Folge zu einer Entzweigung der theologischen Dialektik kam, lebte gefährlich. Heute ist solcherlei frevelnder Zwerg neben Augustinus ein Riese, etablierte er doch Aufklärung und vernunftgeleitete Revolution: das Himmelreich auf Erden, angestoßen von Menschenhand. – Die Dialektik der Genuitat ist eine Geschichte der Befreiung und des selbstständigen, nicht aber des genuinen Denkens. Die Allegorie vom Zwerge auf den Schultern von Riesen ist bis in die Gegenwart eine Mentorin, wo es in der unternehmerischen Wissensgesellschaft darum geht, die Wissenschaft vor einer ursprünglichen Akkumulation des Wissens zu bewahren.

Der US-amerikanische Soziologe Robert K. Merton hat das Gleichnis als Metapher in einen Zusammenhang mit »Kommunismus in der Wissenschaft« gestellt, obwohl er ein Liberaler und Antikommunist gewesen ist. Merton zeigt auf, dass Wissenschaft nur *kommunistisch* funktionieren kann, insofern als das geschaffene Wissen immer für jeden zu jeder Zeit und an jedem Ort frei verfügbar und zugänglich, gleichsam Gemeineigentum sein muss. Merton argumentiert, dass generiertes Wissen niemals als Eigentum eines Einzelnen betrachtet werden darf, etwa durch Copyright oder Patente, weil ansonsten die Einschränkung der freien Verfügbarkeit des Wissens die Produktionsmechanismen von Wissenschaft zunichte macht, mithin Wissenschaft verunmöglicht wird. Wissen muss stets frei und allgemein verfügbar sein. Ein Zwerg könnte sich andernfalls nicht mehr unbefangen oder mittellos auf die Schulter eines Riesen stellen.

Es geht auch aus legitimatorischen Gründen nicht, Wissen zum Eigentum Einzelner zu machen. Wer kann je von sich behaupten, er oder sie habe aus sich selbst heraus wie aus einer fensterlosen Monade geschöpft? Und selbst wenn das ginge, wie genuin ist eine solche Monade, wenn in ihr das Wissen: alles Wissen bereits vorrätig angelegt ist und sich lediglich wie Hegels Weltgeist entäußert, indem er sich historischer Individuen als Gefäße bedient? Und wenn auch nichts im Geiste ist, das nicht zuvor in den Sinnen war, müsste dann nicht das Wissen eher der konkreten Zeit und dem Ort gehören, die zum Wissen anregen, als dem einsamen Denkenden, der die Erkenntnis auf den Punkt bringt? Weil die Sinne genauso wie die Vernunft mehr historisch als individuell sind. Sicher gibt es auch individuelle Unterschiede in der Wahrnehmung und im Denken; Menschen sind unterschiedlich intelligent und aufmerksam. Was aber ist ein Genie, eine Begabung oder ein_e Autor_in, wenn nicht eine anmaßende und bornierte Apotheose des Geistes, hinter der viel mehr Handwerk steckt als der falsche Schein suggeriert? Gilt nicht mehr, dass das gesellschaftliche Sein das Bewusstsein bestimmt? Wer kann – mit Ausnahme von Historie und Geschichte, der Front als vorderster Abschnitt der Zeit, wie Bloch sie nennt, – jemals von sich behaupten, er oder sie sei der Urheber von Wissen? Wer korrespondiert mit Gott, ohne pathisch zu projizieren? Was wir denken, zu welchen Schlüssen wir kommen, lässt sich weder auf eine Zufälligkeit noch einen Neuronenschaltkreis reduzieren. Wir stellen uns Fragen und finden Antworten, die jeweils in ihre Zeit und an ihren Ort passen.

Man kann sich Gedanken und Informationen zu Eigen machen. Das wäre Subjektivierung des Wissens, die mit einer Objektivierung des den-

kenden Subjekts einhergeht. In diesem dialektischen Wechselspiel, dem objektive und subjektive, allgemeine und besondere Erkenntnisinteressen zu Grunde liegen, entwickelt sich Wissen weiter. Das Durch- und Selbstdenken ist ein (selbst)reflexiver Vorgang, der Wissen generiert. In abgeschotteter Klausur allerdings, ohne Erfahrung, Eingebung von außen, ohne Austausch, ohne Kritik und Widerspruch kommt das Wissen nicht von der Stelle, hospitalisiert wie Kaspar Hauser. Wissen ist das Resultat von Interaktion.

Die entwissenschaftlichte Universität – »Alle Verdinglichung ist ein Vergessen.«

Was geschieht, wenn Neoliberale entscheidenden Einfluss auf die universitäre Wissensproduktion bekommen? Sie zerstören mit ihrer betriebswirtschaftlichen Eigentumslogik die Universität bis zur Unkenntlichkeit.

Wissenschaft bedarf *eigentlich* des Adjektivs *kritisch* nicht, weil Wissenschaft, die nicht kritisch ist, kein Wissen und keine Erkenntnis generieren kann und also auch keine Wissenschaft ist.

Im Angesicht der Krise der Universitäten, die durch den Bologna-Prozess noch verschärft wurde, stellt sich die dringende Frage, inwieweit die neoliberale, d.h. nachfrageorientierte, unternehmerische Hochschule noch ein Raum kritischen Denkens ist. Oder was heißt Wissenschaft in der unternehmerischen Wissensgesellschaft, wenn mit dem Bologna-Prozess in den genuinen Ort, der seit Jahrhunderten die *alma mater* gewesen ist, betriebswirtschaftliche Mechanismen eingezogen sind, die die Bedingungen für Wissenschaft grundlegend infrage stellen? Beteibst du schon Drittmittelakquise oder forschst, lernst und lehrst du etwa noch? Die Finanzierung von Forschung und Lehre durch Drittmittel hat den Weg zur gefälligen Wissenschaft geebnet, deren Erkenntnisinteressen marktkompatibel und -konform werden, indem sie jene Forschungsfragen und Erkenntnisinteressen ausgrenzt, die keinen Zuwendungsgeber finden. Die privatökonomischen Zuwendungsgeber entscheiden sogar zunehmend bei der Vergabe von wissenschaftlichen Stellen mit. Die Universitäten sind auf diese Weise zu marktförmigen Betrieben geworden, in denen der oder die Wissenschaftler_in marktförmige Wissensangestellte_r ist und mit anderen in der Wissensproduktion konkurriert. Der Einzug betriebswirtschaftlicher Konkurrenzmechanismen führt dazu, generiertes profitables Wissen solange unter Verschluss zu halten, bis

das Stroh zu Gold gesponnen ist und den Zwerg – sich um seine eigene Achse drehend – selbst mittendurch gerissen hat.

Wo Konkurrenz herrscht, zerren die Zwerge aneinander, klettern unter Einsatz unlauterer Mittel an den Riesen empor, stoßen sich frei, treten nach unten, spucken, kläffen, beißen, kratzen, um andere Zwerge zu hindern. Ein Zwerg hackt dem anderen die Augen aus und den Riesen in die Achillesverse: die Wissenschaft als Hauen und Stechen, gleichsam als *bellum omnium contra omnes*, bei dem kein Zwerg auf einem Riesen bleibt. Je mehr sich die Wissenschaft prostituiert, desto schlaffer werden die geistigen Muskel ihrer zwergischen Angestellten; sie werden zu pseudowissenschaftlichen Suppenkaspern, die sich anorektisch der Wissensaufnahme verweigern müssen, wissenschaftliche Aktivität vortäuschen, um halbwegs funktionieren zu können. Welch Kasperletheater! Doch wie lang sind die Strippen, an denen Universitäten – wie Marionetten in den Seilen hängend – sich entwissenschaftlichen und zu hohl-ägigen Gliederpuppen machen lassen? Oder anders gesagt: Die Wissenschaft verdinglicht sich aufgrund der Instrumentalisierung seitens Herrschafts- und Profitinteressen, indem sie sich der Ordnung des profitablen und autoritären Diskurses gemein macht. Es ist eine Verdinglichung, die ins Vergessen führt («Alle Verdinglichung ist ein Vergessen.» – Horkheimer/Adorno, 1944). So ist nachzuvollziehen, warum gerade in der neoliberalen Universität Wissenschaft dem *Zwang des Vergessens* unterliegt; »denn sie muß im arbeitsteiligen Wissenschaftsbetrieb unter dem Beweisdruck eigener Nützlichkeit das jeweils Erkannte als Neues formulieren.« (Detlev Claussen, 1999) Der Zwerg bläht sich als Riese auf; er plagiiert und paraphrasiert, betreibt Hochstapelei, ohne je auf einer Schulter gestanden, einen Riesen berührt zu haben. Die Errichtung potemkinscher Riesen kann nicht darüber hinwegtrösten, dass viele Zwerge – auf unbeweglichen Stelzen gehend – nunmehr Zwerge bleiben werden. Der Zwerg »ist sozusagen eine Art Prothesen[zwerge] geworden, recht großartig, wenn er alle seine Hilfsorgane anlegt, aber sie sind nicht mit ihm verwachsen und machen ihm gelegentlich noch viel zu schaffen.« (Sigmund Freud, 1930)

Jahrbuch. Zweiter Jahrgang

Mit dem Jahrbuch der Doktorand_innen der RLS, welches im zweiten Jahrgang vorliegt, verfolgen wir die Absicht, kritische Wissenschaft gegen den neoliberalen Mainstream (kultur)industrieller Wissensproduktion an den Universitäten und Hochschulen zu behaupten.

Wir erklären damit nicht, dass kritische Wissenschaft an diesen Orten verunmöglicht wurde; die Sichtbarmachung eben dieser soll ja gerade zeigen, dass sie noch möglich ist und trotz der strukturellen Entsorgungstendenzen im wissenschaftlichen Betrieb ihren Nachwuchs findet. Wir sind auch nicht der Ansicht, dass kritische Nachwuchswissenschaftler_innen einzig auf die Förderung einer linken Stiftung, die Stipendien vergibt, angewiesen sind, um sich in der *scientific community* behaupten zu können. Auch dürfte sich der Anspruch an *kritische* Wissenschaft nicht ausnahmslos in jedem Promotionsprojekt, welches durch eine linke Stiftung als förderungswürdig erachtet wird, realisieren. Die Rosa-Luxemburg-Stiftung fördert in erster Linie Personen und in zweiter Linie deren Themen. Allerdings denken wir, dass sich die von der Rosa-Luxemburg-Stiftung geförderten Nachwuchswissenschaftler_innen mit ihren Dissertationsthemen sehen lassen können, ›Berührung‹ schaffen und beachtenswert sind.

Dem Redaktionskollektiv, das diesen Band mit herausgibt, gilt großer Respekt für die professionelle Arbeit, die es geleistet hat, und ebensolcher Dank für die freundschaftliche und solidarische Arbeitsatmosphäre, die als Vorschein auf eine befreite Gesellschaft gelten mag.

Berlin, im November 2012

Marcus Hawel, Referent für Bildungspolitik im Studienwerk der RLS

Einleitung

»Ein Zwerg, der auf den Schultern eines Giganten steht,
wird weiter sehen können als der Gigant selbst.«
Didacus Stella¹

»Wache und studiere und lies, damit du, wenn dir dabei ein Zweifel bleibt
[erst recht] angespornt wirst zum Studieren und Lesen, da ohne Wissenschaft
zu leben der Tod ist und ein elendes Grab für den Menschen.«
Siger von Brabant²

Der vorliegende Band des Jahres 2012 aus der Jahrbuch-Reihe WORK IN PROGRESS. WORK ON PROGRESS bildet das zweite Glied einer Kette, mit dem eine solche bekanntlich erst entsteht. Er enthält Aufsätze, die auf Beiträge in den Doktorand_innenseminaren des Studienwerks der Rosa-Luxemburg-Stiftung des Jahres 2011 zurückgehen. Die Verschriftlichung für das, beziehungsweise die Veröffentlichung in diesem Jahrbuch ist für die Promotions-Stipendiat_innen eine freiwillige Option, sodass der vorliegende Band kein getreues Bild der von Marcus Hawel geleiteten, fünfmal im Jahr stattfindenden Kolloquien wiederzugeben beansprucht. An seinem Vorgänger, dem Jahrbuch 2011 gemessen, der Beiträge aus Doktorand_innenseminaren zweier Jahre (2009 und 2010) umfasst, präsentieren wir nun ein unausweichlich schlankeres, da nur den Zeitraum von einem Jahr dokumentierendes Bändchen.

Während der redaktionellen Arbeit haben wir uns vor allem an zwei Leitlinien orientiert. Erstens sollte sich das Jahrbuch »am Puls der Zeit bewegen«, es sollte also einen möglichst repräsentativen Einblick in die Diskurse, Themen und mitunter auch Stimmungen bieten, die Promotionsstipendiat_innen der Rosa-Luxemburg-Stiftung gegenwärtig bewegen. Zweitens galt es, den formalen und redaktionellen Vorgaben

¹ Zitiert nach: Robert K. Merton: Auf den Schultern von Riesen. Ein Leitfaden durch das Labyrinth der Gelehrsamkeit, Frankfurt am Main 1983 [1965].

² Quaestiones in tertium De anima [um 1265]; übersetzt von und zitiert nach: Jacob Taubes: Die Intellektuellen und die Universität. In: Ders.: Vom Kult zur Kultur. Bausteine zu einer Kritik der historischen Vernunft. Gesammelte Aufsätze zur Religions- und Geistesgeschichte, hrsg. von Aleida Assmann und Jan Assmann. München 1996, S. 319-339, hier S. 324.

des ersten Bandes zu entsprechen – und dies trotz eines Verlagswechsels. Und auch auf inhaltlicher Ebene sollte es dem dazumal niedergelegten ›Rezept‹³ – einem gesellschaftspolitischen, kritischen Anspruch, einem dialektischen Bildungs- und Wissenschaftsbegriff und der entsprechenden Vermittlung von Theorie und Praxis – ebenso gerecht werden. So versuchen auch die hier versammelten Beiträge nicht, es sich in einem akademischen Elfenbeinturm behaglich zu machen, sondern streben danach, Konfliktpotenziale zu entdecken, unpopuläre, aber drängende Fragen zu stellen, oder – was vor dem Hintergrund der periodisch auftretenden, gern in den Bundesfarben bekränzten ›Kollektivstimmungen‹ unablässig notwendig erscheint – das gesellschaftlich Selbstverständliche oder schlichtweg (Vor)herrschende zu problematisieren und zu politisieren.

Da auch dieser Band keinen thematischen Schwerpunkt setzt, konnten die inhaltlichen Kategorien aus dem ersten Jahrgang von uns weitgehend übernommen werden – wenn auch aufgrund der geringeren Zahl der Beiträge einige Kategorien dieses Mal nicht oder nur partiell vertreten sind. Zudem erschien es uns sinnvoll, die im ersten Band angelegte kategoriale Struktur zu ergänzen, sodass die Sektion KÖRPER – MACHT – IDENTITÄT um den Begriff GENDER erweitert und dieser somit als eigenständiger theoretischer Forschungsschwerpunkt ausgewiesen wird: So stützen sich einige Autor_innen dieses Bandes in ihren (transkulturell) feministischen, geschichts-, sozial-, literaturwissenschaftlichen Disziplinen nicht bloß marginal auf geschlechtertheoretische Konzepte, sondern bauen auf dezidierten und detaillierten Kenntnissen und auf der Grundlage eines theoretischen Fundaments auf. Doch auch an eine weitergehende, wissenschaftspolitische Dimension des Gender-Begriffs im Kontext der durch den Bologna-Prozess forcierten Umwälzungen der Hochschullandschaft wurde bei dieser Entscheidung *für* den Begriff im Kreise der Herausgeber_innen gedacht.

Weder den Riesen noch den Zwergen nach dem Munde und – auf der Suche nach dem richtigen sprachlichen und stilistischen Maß für die Werkstattberichte – uns denselben bisweilen fusselig redend, stellen wir fest, dass diesbezüglich Welten zwischen Normativität, Konformität und individuellem Geschmack liegen. Wie verhält sich beispielsweise das gemeine Personalpronomen ›ich‹ beziehungsweise ›wir‹

³ Work in Progress, Work on Progress. Doktorand_innen-Jahrbuch der Rosa-Luxemburg-Stiftung, hrsg. von Marcus Hawel, Jg. 1/2011, hrsg. von Esther Denziger, Cordula Greinert u.a., Berlin 2011, S. 12ff.

zum akkumulierten ›Riesenwissen‹? Das heißt: Sollten sich Verfasser_innen mit einem unpersönlichen oder zuweilen auch distanzierenden ›man‹ bemängeln? Geschieht dies gar – einer anonymisierten, entpersonalisierten Bewerbung gleich – im Dienste größerer Sachlichkeit? Oder verliert die Eigen-›Ich‹-Leistung der die Riesen und Wissensberge erklimmenden und bezwingenden Autor_innen dadurch die ihr gebührende Aufmerksamkeit? Doch nicht nur Gemeinplätze, sondern handfeste diskursanalytische Überlegungen ließen sich anführen. So kann ›man‹ Texte als individuelle und ebenso als »soziale Äußerungen«⁴ betrachten. Jeder wissenschaftliche Text befindet sich folgerichtig auf eigene Art und Weise in einem diskursiven Ringen um die ›Wahrheit‹ im Foucault'schen Sinne und stellt daher – wenn bewusst im sozialen Kontext verstanden und mit politischer Positionierung verknüpft – auch einen Ort der Gegendiskurse, des Widerstands dar.⁵ Es ließe sich sogar bis in die Frühe Neuzeit zurückblicken, wo in der gezielten taktischen Verschleierung von Sprecherrollen, im Versuch einer Trennung des philosophierenden Autors von der empirischen Person selbst unter repressivsten Bedingungen kritisch-intellektuelle Freiräume sich öffnen konnten.⁶ Auch persönliche Momente oder die eigene politische Positionierung der Autor_innen können bei der Wahl der Form ausschlaggebend sein, sodass ›mensch‹ einen selbst von grammatikalischen Konventionen abweichenden Sprachstil bevorzugt, und die Verwendung des generischen Maskulinums – beispielsweise »Lehrer« als Bezeichnung für Lehrende jedweden Geschlechts – ablehnt.

Wir haben uns diesbezüglich bemüht, im Sinne der Lesbarkeit und damit auch im Sinne der einzelnen Autor_innen so wenig wie möglich in deren jeweilige sprachliche Neigungen einzugreifen, und haben ihnen zugleich in Anlehnung an den ersten Band die Verwendung des so genannten queer-sensitiven Unterstrichs, wie wir ihn in dieser Einleitung selbst verwenden, empfohlen.

In allen Beiträgen kommt das Bestreben zum Ausdruck, mit den Traditionen und Konventionen, nicht aber nur mit einem übergreifenden Wissenschaftsbegriff, sondern auch mit den Traditionen und Konventionen einer jeweiligen Einzelwissenschaft so umzugehen, dass sie an

⁴ Siegfried Jäger: Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung, Edition DISS, Bd. 3, 4. (unveränderte) Auflage, Münster 2004, S. 171.

⁵ Vgl. ebd., S. 129.

⁶ Vgl. Martin Mulsow: Prekäres Wissen. Eine andere Ideengeschichte der Frühen Neuzeit, Berlin 2012.

einem sozialphilosophischen oder gesellschaftskritischen Leitmotiv ausgerichtet werden können. Denn ganz befreit sind auch Rosa-Luxemburg-Stipendiat_innen nicht von diesen Gesetzen des Wissenschaftsbetriebs, mit denen Marcus Hawel sich in seiner Vorbemerkung zu diesem Band kritisch auseinandersetzt. Sie sind aber vielleicht in gewissem Maße und zeitweise davon freigestellt. Einige Ergebnisse dieser größeren Freiheit können wir hier präsentieren. Sie bieten ein Tableau von ganz unterschiedlichen Ansätzen kritischer Wissenschaft, die jedoch allesamt eines verbindet: Sie zielen auf kontroverse Auseinandersetzungen ab, leben von Reibung und Kritik, fordern die eigenständige Lektüre der Leser_innen, um kritisch oder ›zwergisch‹ nach der Achillesferse der jeweiligen Moden, Konzepte, Denktraditionen, Demarkationen, Perspektiven, Ordnungs- und Herrschaftssysteme zu tasten.

Unser Dank gilt Heather Gautney für die Korrektur englischsprachiger Aufsätze.

Work in Progress. Work on Progress. Herausgeber_innenkollektiv 2012

ZUSAMMENFASSUNGEN

POLITISCHE ÖKONOMIE

Thomas Barth

Ökologie – Kapitalismus – Demokratie.

Ansätze zur Vermessung eines Spannungsfeldes

Der Beitrag geht der Diskrepanz zwischen der einerseits unübersehbaren ›Ökologisierung‹ der Gesellschaft und dem andererseits ungebrochenen Fortschreiten der ökologischen Krise nach. Klärung bringt es, die widersprüchlichen Verhältnisse von Ökologie, Demokratie und Kapitalismus im Zusammenhang zu betrachten. So wird der in kapitalistischen Gesellschaften äußerst spezifische Umgang mit der ökologischen Krise sowie die Entwicklung ökologischer Kritik zum Untersuchungsgegenstand.

Florian Butollo

Of old and new birds.

Case studies on the impact of industrial upgrading initiatives on working conditions in the garment and IT sector of China's Pearl River Delta

Auf Basis empirischer Befunde wird die Wirkung von Strategien industrieller Aufwertung im chinesischen Perflusdelta auf Qualifikationsanforderungen und Arbeitsbedingungen diskutiert. Die Fallstudien aus dem IT- und Bekleidungssektor offenbaren, dass modernisierte Produktionsverfahren meist nicht zur Aufwertung niedrig entlohnter Arbeit führen, sondern eher zu neuen Kombinationen von hoch und niedrig qualifizierter Arbeit. Auf verschiedenen Pfaden setzt sich daher eine weitgehende Entkoppelung der wissensintensiven Tätigkeiten von der Produktionsarbeit und damit eine starke Segmentierung der Belegschaften durch.

TRANSFORMATION VON STAATLICHKEIT

Leiv Eirik Voigtländer

Citizenship und Soziale Grundrechte.

Folgen einer Einschränkung sozialer Rechte für die Betroffenen als Bürger_innen des Gemeinwesens

Erst der Ausbau Sozialer Rechte durch die Wohlfahrtsstaaten des 20. Jahrhunderts hat es den Massen überhaupt ermöglicht, von ihren bürgerlichen und politischen Grundrechten Gebrauch zu machen. In den

vergangenen Jahrzehnten wurden soziale Rechte im deutschen Fürsorgesystem jedoch systematisch beschnitten und ausgehöhlt. Welche Folgen hat dies für die Position der Leistungsberechtigten als Bürger, die sich politisch und gesellschaftlich einmischen? Diese Frage wird anhand einschlägiger Literatur und qualitativen Interviews mit sozial engagierten Langzeiterwerbslosen diskutiert.

Guillermo Ruiz Torres

Gesellschaftspolitische Dynamiken revolutionärer Bewegungen.

Der Fall des »Leuchtenden Pfades« Peru 1980-2000

Das Thema des Artikels ist die Aufstandspolitik des peruanischen Staates gegenüber der Kommunistischen Partei Perus (Partido Comunista del Perú), in den Medien bekannt als der Leuchtende Pfad (Sendero Luminoso). Der Leuchtende Pfad führte während der 1980er bis Mitte der 1990er Jahre einen bewaffneten Kampf zwecks der Zerstörung bürgerlicher kapitalistischer Herrschaftsverhältnisse und für den Aufbau eines sozialistischen Staates. Hier wird der Fokus auf die Menschenrechtsverletzungen, die Aufhebung des Rechtsstaates, den Einsatz von Dorfschützern und die Ausweitung der Sozialpolitik gelegt, die eine erhebliche Wirkung auf den Verlauf und Ausgang des Konfliktes hatten.

GEWALT UND ERINNERUNG

Constance Margain

Zwischen Verlusten und Trümmern.

Der Widerstand der Internationale der Seeleute und Hafentarbeiter gegen den Nationalsozialismus

Zu jeder Zeit gab es während des nationalsozialistischen Regimes Widerstand. Der von der KPD getragene kommunistische Widerstand zwischen 1933 und 1939 hat eine besondere Geschichte, an die erinnert werden soll. Dabei rückt mit der Internationale der Seeleute und Hafentarbeiter ein kommunistisches Syndikat in den Fokus, an dem sich die Unterschiede zwischen der offiziellen Parteilinie und der alltäglichen Widerstandspraxis der Individuen zeigen lassen.

Lars Förster

Bruno Apitz und das MfS.

Zum Selbstverständnis eines deutschen Kommunisten

Sein Buch »Nackt unter Wölfen« hat Bruno Apitz (1900-1979) zu einem der bekanntesten DDR-Schriftsteller überhaupt gemacht. Nichtsdestotrotz muss die ausführliche Biografie über sein Leben und Wirken erst noch geschrieben werden. Das laufende Dissertationsprojekt verfolgt das Ziel, diese empfindliche Forschungslücke zu schließen. Der folgende Beitrag stellt einen Teilaspekt der Arbeit dar, welcher unter Verwendung der Akten des MfS Aufschluss über Bruno Apitz' Zusammenarbeit mit der DDR-Staatssicherheit sowie seine Haltung gegenüber DDR-Dissidenten und regimekritischen Künstlern geben möchte.

ANTISEMITISMUS UND RASSISMUS

Z. Ece Kaya

»Afrika als europäische Aufgabe« oder »eine spezifisch deutsche Theorie der Kolonisation«?

Zur Geschichte eines ideologischen Diskurses

Der Beitrag beschäftigt sich mit der (Gegen-)Kritik an den Erziehungsmethoden anderer europäischer Kolonialmächte als rassistische Selbst- und Fremdbildkonstruktion in der deutschen Kolonialpädagogik in der NS-Zeit am Beispiel von drei ausgewählten Monografien. Es wird an Beispielen gezeigt, wie im kolonialpädagogischen Diskurs »europäische«, »afrikanische« und »deutsche« Identitäten konstruiert wurden und der Frage nachgegangen, ob und inwieweit im kolonialpädagogischen Kontext von einem »ideologischen Diskurs« gesprochen werden kann.

MEDIEN

Ralf Steckert

Lenas Schland.

Zur populären Konstruktion neuer deutscher »Nationalidentität«

Populärkultur ist keineswegs banal, sondern ein bedeutsamer Ort an dem gesellschaftliche Einstellungen produziert, verhandelt und verändert werden. Der Beitrag beschäftigt sich mit den nationalen Identitätsangeboten der deutschen populärkulturellen Musikproduktion. Ab 2001 wurde – aufgrund eines enormen Zuwachses in diesem Genre – von der

»Neuesten Deutschen Welle« gesprochen. Bald erschien der Trendforschung Deutschland »cool«, die Rede vom »Deutschlandgefühl« machte die Runde. Auch das WM-Jahr 2010, in dem eine rassistische »Integrationsdebatte« Beifall fand, wurde von national konnotierter Populärkultur durchwoben. Deshalb wird hier der Intertext des Ereignisses Lena exemplarisch analysiert.

LITERARISCHES FELD

Sandra Beyer

Die das Meer gen Westen überquerten.

Selbstzeugnistraditionen von reisenden Japanerinnen bis 1945

Autobiografisches Schreiben gilt in Japan als weibliche Tradition. Auf der Suche nach Definitionen für schriftliche Aufzeichnungen von Reisen geht der Artikel Traditionslinien nach, die das (schriftliche) Erzählen von Bewegungen in den Westen im 20. Jahrhundert möglich machten. Er beginnt mit der höfischen Lyrik und endet in der ethnografischen Prosa des Kolonialismus. Gerade die Thematisierung von Geschlecht kann die Trennung (in der Forschung) nach Literatur versus Ethnografie überwinden.

KÖRPER – MACHT – IDENTITÄT – GENDER

Daniel Albrecht

Von Männern und Männlichkeiten.

Livius neu gelesen

Der Beitrag ist eine Baustellenbesichtigung des Dissertationsprojektes »Konzepte von Männlichkeit in der augusteischen Zeit«. Die Herangehensweise an die römische Geschichte des Titus Livius wird ebenso diskutiert wie die Grenzen und Möglichkeiten, aus den überlieferten Textteilen Vorstellungen von Männlichkeit sichtbar zu machen. Das Konzept der »hegemonialen Männlichkeit« dient dabei als Ausgangspunkt der Analyse, um die in der Narration auftretenden Männerbilder zu hierarchisieren, in Aspekte von Männlichkeit zu zerlegen, somit die Vielfältigkeit augusteischer Männlichkeitsvorstellungen aufzuzeigen und schließlich den Spuren nachzugehen, die auf sich verdichtende Konzepte von Männlichkeit deuten.

Pinar Tuzcu

»Diese Bitch is' eine Gefahr«

Lady Bitch Ray and the Dangerous Supplement.

A Transcultural Locational Feminist Reading

Im vorliegenden Artikel untersuche ich die Performance der deutsch-türkischen Rapperin Lady Bitch Ray mit Hilfe der Theorie der Transkulturalität. Mein primärer Fokus betrifft die Signifikation von nationalen Identitäten durch geschlechterspezifische Schemata. Durch eine Verwirrung dieser Schemata deutet die Performance von Lady Bitch Ray zu Möglichkeiten künstlerischer Intervention von bewusst hybriden Identitäten hin. Diese Intervention weiblicher Hybridität zeigt eine potenzielle Weiterentwicklung des Pop-Feminismus im deutschen Kontext.

Isabelle Hannemann

Das Jenseits der Schablone.

Wahrnehmungstheoretische Überlegungen zum Thema

»Grausamkeit und Geschlecht«

Welche Rolle spielen die ›Leerstellen‹ in der symbolischen und sprachlichen Repräsentation für die Geschlechts- und Perversionsgenese? Und welche theoretischen, forschungspraktischen und gesellschaftlichen Perspektiven eröffnen sich, berichtigt und ergänzt man die kulturell wirkmächtigen »falschen Bilder von Weiblichkeit«? Ziel dieser Dissertation zum weiblichen Sadismus ist es, das analytische Auge ›aufzubrechen‹, um letztlich das der klassischen – das heißt phallisch präformierten – Wahrnehmungsschablone implizite theoretische ›Dunkelfeld‹ verhandeln und Formen der sadistischen Perversion von Frauen erkennen zu können. Das angedeutete Konzept der »phallischen Präformation« soll diese Fragen verhandelbar machen und neue Perspektiven hinsichtlich der weiblichen Subjekt- und Geschlechtsgenese eröffnen.

EMANZIPATION UND UTOPIE

Franziska Baumbach

**Kapitalismus, Menschenbilder und die Udenkbarkeit
gesellschaftlicher Veränderung**

Die kapitalistische Produktionsweise wird gerne mit dem Verweis auf Naturnotwendigkeiten der Kritik entzogen. Dies macht das Zusammenspiel von Ökonomie- und Ideologiekritik notwendig. Wird die herrschende Produktionsweise als die der Natur des Menschen gemäße verherrlicht,

eröffnet die ideologiegeschichtliche Prüfung einer solchen Auffassung vom Menschen schlechthin der Kritik der Gesellschaft neue Spielräume: indem sie die Menschenbilder als geschichtlich und gesellschaftlich gewordene zeigt.

Malte Völk

Mit Bienenflügeln zur befreiten Gesellschaft?

Jean Paul und die Frage der ›Wirksamkeit‹ von Literatur

Im Jahr 2013 wird der 250. Geburtstag des Dichters Jean Paul gefeiert. Zu Lebzeiten ähnlich bekannt wie Goethe, von literarischem Rang keinesfalls unbedeutender, hätte er ebenso gut zum ›Nationaldichter‹ der Deutschen werden können wie jener. Oft als Gegenklassiker bezeichnet, als ›Sokrates von Weimar‹ apostrophiert, widersetzt sich der Dichter jedoch einer derartigen Vereinnahmung, lässt er sich nicht bruchlos in den Kulturbetrieb integrieren. Der Beitrag fragt nach dem Potenzial einer emanzipatorischen Gesellschaftskritik im Werk Jean Pauls, indem eine exemplarische Werkanalyse mit Blick auf das Verhältnis von Literatur und Gesellschaft versucht wird.

POLITISCHE ÖKONOMIE

Thomas Barth

Ökologie – Kapitalismus – Demokratie

Ansätze zur Vermessung eines Spannungsfeldes¹

Dass sich das Verhältnis von Natur und Gesellschaft gegenwärtig in der Krise befindet, ist im Zuge des modernen Umweltdiskurses zum festen Bestandteil der öffentlichen Meinung geworden. Teilweise umfassende gesellschaftliche »Ökologisierungsprozesse« setzten ein und eine kaum mehr überschaubare umweltpolitische und -rechtliche Komplexität entwickelte sich. Eine »ökologische Revolution«, die die menschliche Naturaneignung weniger destruktiv und dabei demokratischer organisiert, scheint jedoch weit entfernt. Zahlreiche Indikatoren weisen eher in die entgegengesetzte Richtung, etwa bei den Phänomenen Klimawandel, Entwaldung oder dem Verlust an Biodiversität: Im Jahr 2010 stieg der weltweite CO₂-Ausstoß so stark wie nie zuvor, um 6% und die in diesem Jahr insgesamt in die Atmosphäre emittierte Menge an CO₂ war historisch einzigartig;² jedes Jahr gehen etwa 13 Millionen Hektar Wald verloren;³ täglich sterben zwischen 100 und 150 Pflanzen- und Tierarten aus, was geschätzt einer ca. 1.000 Mal höheren Rate entspricht, als es ohne menschlichen Einfluss der Fall wäre.⁴ Mit diesen Entwicklungen sind immer schwierigere Lebensbedingungen für Millionen von Menschen verbunden, die an Wasserknappheit und Hunger leiden.

Wie aber kommt es zu diesem eigentümlichen Auseinanderfallen der beiden Entwicklungstendenzen: einerseits die merklichen Fortschritte im Umweltschutz und andererseits die ebenso unübersehbare Verschärfung globaler Umweltprobleme? Im Folgenden soll auf der Suche nach einer Antwort den Konturen einer »Dreiecksbeziehung« nachgegangen werden, denn – so die These – erst der Zusammenhang von Ökologie, Demokratie und Kapitalismus offenbart den spezifischen gesellschaftlichen Umgang mit der ökologischen Krise samt der widersprüchlichen

¹ Die folgenden Ausführungen stützen sich in weiten Teilen auf Erkenntnisse, die vom Autor im Zuge der empirischen Untersuchung der bundesdeutschen Luftreinhaltepolitik im Zeitraum von 1970 bis 2009 gesammelt wurden.

² »Rekord bei Treibhausgasen«, taz vom 5.11.2011, S. 6.

³ FAO: Global Forest Resources Assessment 2010. www.fao.org/forestry/fra/fra2010/en/ (31.1.2012).

⁴ United Nations Environment Programme (UNEP): Global Biodiversity Outlook 2, 2006. www.cbd.int/doc/gbo/gbo2/cbd-gbo2-en.pdf (31.1.2012).

Folgen. Die Art, wie moderne westliche Gesellschaften ihre Naturverhältnisse regulieren, muss demnach im Zusammenhang betrachtet werden mit der Art, wie diese Gesellschaften sich politisch selbst regulieren und dies wiederum mit der Art, wie sie ihre ökonomische Reproduktion organisieren. Im Fokus stehen folglich Gesellschaften, die sich politisch durch repräsentative Demokratie sowie ökonomisch dadurch auszeichnen, dass sie ihre Produktion und Reproduktion fast ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Profitmaximierung organisieren. Damit ist eine wichtige Vorentscheidung getroffen: Aus solch einer Perspektive heraus zu argumentieren, impliziert, dass es essenziell für das Verständnis gesellschaftlicher Naturverhältnisse und ihrer Krisen ist, die historisch-spezifische Form der gesellschaftlichen Produktionsweise zu berücksichtigen. Da diese Annahme durchaus umstritten ist, erscheint es in einem ersten Schritt sinnvoll, derzeit dominierende Formen der Krisenbeschreibung und die vorherrschenden Problemdefinitionen zu hinterfragen. Dabei soll herausgestellt werden, inwiefern sich die hier vertretene Sichtweise davon unterscheidet und warum sie das für wichtig hält. Mit der anschließenden Beleuchtung des Verhältnisses von Ökologie und Demokratie sowie von Ökologie und Kapitalismus werden die Grundlagen für eine zusammenhängende Betrachtung der drei Dimensionen geschaffen, die es in einem letzten Schritt anzustellen gilt.

»Definitionssache«: Probleme und ihre Lösungen

Dass gegenwärtig krisenhafte Tendenzen im Mensch-Natur-Verhältnis existieren, ist weder wissenschaftlich, politisch noch in der weiteren Öffentlichkeit stark umstritten. Jedoch wird mit einem Blick lediglich auf die wahrnehmbaren Entwicklungen der »natürlichen Natur« eine Objektivität der Bedrohung suggeriert, von der so nicht ausgegangen werden kann: »Umweltprobleme [...] sind, ungeachtet ihres materiellen Kerns, sozial konstruiert und umkämpft.«⁵ Was das Wesentliche ist und was zu tun ist, ist hochgradig umkämpft zwischen Akteuren und Gruppen, mit oftmals sich widersprechenden Interessen und Lebenswirklichkeiten, mit unterschiedlichen Projekten und Lebensentwürfen. Es macht einen Unterschied, ob man als indigene Bäuerin auf Borneo lebt oder in der

⁵ Ulrich Brand; Markus Wissen: Die Regulation der ökologischen Krise. Theorie und Empirie der Transformation gesellschaftlicher Naturverhältnisse. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, Jg. 36, H. 2, 2011, S. 12-34, hier S. 18.

westeuropäischen Automobilbranche beschäftigt ist, ob man Strategien für RWE, für eine deutsche Umweltorganisation oder für Zuckerrohrplantagenbesitzer in Brasilien entwickelt. Angesichts dieser Komplexität und Vielfältigkeit der Naturverhältnisse kommt es bei der Diskussion der ökologischen Krise darauf an, die sozialen Auseinandersetzungen, die gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse und Machtungleichgewichte im Blick zu behalten und diese als aus den gegebenen politischen und ökonomischen Bedingungen resultierende und diese wiederum reproduzierende zu verstehen.

Die derzeit wohl dominierende Lesart der ökologischen Problematik ist allerdings eine andere. Sie geht davon aus, dass »die Menschheit« ein Problem hat. Sie sitzt auf ihrem »Raumschiff Erde«⁶ und muss nun unter Zeitdruck herausfinden, wie sie die Überlebensaggregate des Raumschiffs anders zu bedienen lernt als bisher, damit das Schiff noch ein paar Jahrtausende lang weiterfliegen kann, denn aussteigen kann erst einmal niemand. Aus dieser Perspektive geht es darum, dass die Entscheidungsträger der Erde (des Schiffes) zu global bindenden Entscheidungen zusammenfinden müssen und dass nach neuen technischen Mitteln gesucht werden muss, den Problemen entgegenzuarbeiten.

Dieser Sichtweise ist in nahezu allen Hinsichten zu widersprechen, die Metapher des Raumschiffs ist grundlegend irreführend. Denn aus dieser »Astronautenperspektive« wird nicht sichtbar, dass es nicht einmal die *eine* Problemdefinition gibt, die von allen Beteiligten akzeptiert werden könnte. Es geht nicht darum, dass die Menschheit als konfliktlose Allgemeinheit ein Problem hat, sondern es geht einerseits um die Umkämpftheit der Problemdefinition und andererseits um konkrete und vielfältige Praktiken der Naturaneignung. Weiterhin geht es darum, die höchst ungleich verteilte Umweltnutzung im Blick zu haben und dabei auch die historische Verantwortung nicht außer Acht zu lassen.

⁶ Diese Metapher – 1966 von Kenneth Boulding in seinem gleichnamigen Buch entwickelt – ist kennzeichnend für eine bestimmte Art, ökologische Probleme zu denken, deren Grundlinien hier skizziert werden. Zuletzt hat Peter Sloterdijk in einem Artikel im Magazin der Heinrich-Böll-Stiftung diese Metapher bemüht, um insbesondere vor einem verkürzten Verständnis von ökologischen Grenzen zu warnen und dagegen die Möglichkeiten der Technologie zu betonen: »Auf dem Weg der Koproduktion zwischen Natur und Technik könnte sie [die Erde, T.B.] ein Hybridplanet werden, auf dem mehr möglich sein wird.« (Peter Sloterdijk: Wie groß ist »Groß«? Wirklich nur *eine* Erde? Gedankenspiel über die Zukunft. In: böll Thema, H. 2, 2011).

Die an der Raumschiff-Metapher orientierten Lösungsvorschläge laufen darauf hinaus, mit einem besseren Verständnis und einem daraufhin besseren Management der Probleme Herr zu werden. Ignoriert wird, was die Fortschrittskritik, wie sie aus der Kritischen Theorie heraus formuliert wurde, hat zeigen können: Dass erst der Einsatz moderner Technologien vielfach die Probleme hervorgebracht hat, die es nun zu lösen gilt. Mit der Raumschiff-Metapher wird dagegen kontrafaktisch von einem neutralen, unsozialen Technikbegriff ausgegangen, der unbeachtet lässt, dass es immer nur die in spezifischen sozialen Konstellationen hervorbrachte und angewendete Technik gibt. Gegenwärtig – unter kapitalistischen Bedingungen – bedeutet dies: Technologien werden profitorientiert entwickelt, verbreitet und angewendet. Wenn es keinen Markt gibt, stehen in der Regel nicht ausreichend Investitionen zur Verfügung, und bestimmte technisch vorstellbare Möglichkeiten werden schlichtweg nicht realisiert. Das gilt zum Beispiel für umweltfreundlichere Automobile⁷ – jedoch unter dem Vorbehalt der grundsätzlichen Kritik an motorisierter individueller Mobilität und an der Suggestion, die Probleme wären mit der Umstellung auf Elektroautos gelöst.

Zuletzt sei angemerkt, dass die Raumschiff-Erde-Metapher darauf setzt, dass die »Lenker des Schiffes« einsichtig die richtigen Entscheidungen treffen und dazu sowohl befähigt als auch legitimiert sind. Allerdings handeln diejenigen, die da nach Lösungen suchen sollen – die Repräsentant_innen von Staaten – nicht völlig frei (»ungesellschaftlich«!) nach bestem Wissen und Gewissen. Die materialistische Staatstheorie argumentiert, dass Staaten selbst Felder der Auseinandersetzung sind, auf denen widerstreitende Interessen um Vorherrschaft, das heißt um Verallgemeinerung, ringen. In Anlehnung an den griechisch-französischen Staatstheoretiker Nicos Poulantzas lässt sich sagen, dass der Staat die »materielle Verdichtung« von Kräfteverhältnissen darstellt. Der Staat ist sowohl Ergebnis von gesellschaftlichen Konflikten, als er auch als strukturiertes Institutionengefüge die Voraussetzung und das Terrain sozialer Kämpfe bildet.⁸

⁷ Deren verhinderte Realisierung ist vielmehr auf die auf kurzfristigen Gewinn orientierten Strategien von Mineralöl- und Automobilkonzernen und ihre Durchsetzung in Form politischer Entscheidungen zurückzuführen, als auf fehlende technische Lösungen. Vgl. für die USA z.B. Heather Rogers: *Green Gone Wrong: How Our Economy Is Undermining the Environmental Revolution*. New York u.a. 2010, S. 117ff.

⁸ Vgl. Nicos Poulantzas: *Staatstheorie. Politischer Überbau, Ideologie, autoritärer Etatismus*. Hamburg 2002, S. 154ff.

Träger und Inhalte ökologischer Kritik

Zum Ende der 1960er Jahre hin entwickelte sich der moderne Ökologie-Diskurs, für den eine ganze Reihe öffentlichkeitswirksamer Publikationen kennzeichnend waren, die mit zumeist naturwissenschaftlicher Argumentation und eingängigen Metaphern – wie den »Grenzen des Wachstums«⁹ – in einem noch von Fortschrittsgläubigkeit dominierten Klima ein Bewusstsein der Umweltgefährdung vermittelten. Früh wurde die ökologische Thematik in Form staatlicher Umweltpolitik aufgegriffen, in der Bundesrepublik etwa im Zuge der allgemeinen Aufbruchstimmung und Reformpolitik der sozialliberalen Koalition von 1969-1973. Vorantreibend wirkten dabei die alle gesellschaftlichen Bereiche umfassenden neuen Formen politischer Mobilisierung im Anschluss an die Jugend- und Studentenbewegung der 1960er Jahre. Wichtige umweltpolitische Regulierungen der Bundesrepublik dieser Zeit waren das Umweltprogramm der Bundesregierung von 1971, die Einrichtung des Sachverständigenrates für Umweltfragen und die Verabschiedung des Benzin-Blei-Gesetzes ebenfalls in diesem Jahr, des Abfallbeseitigungs-Gesetzes von 1972 sowie des Bundes-Immissionsschutz-Gesetzes 1974.¹⁰

In diesem gesellschaftspolitischen Kontext entstand im Verlaufe der 1970er Jahre die deutsche Ökologiebewegung. Sie stellte die Verbindung von zwei Strömungen dar: Auf der einen Seite existierte eine Reihe von traditionellen Naturschutzverbänden, die kaum politische Relevanz besaßen, weil sie sich weniger als politische Akteure, sondern eher als konservierende Beschützer von Heimat und Landschaft verstanden.¹¹ Auf der anderen Seite entwickelten sich in rasantem Tempo Bürgerinitiativen zu sehr verschiedenen lokalen Themen – zum Beispiel Stadtentwicklung, Verkehr/Umwelt, Erziehung/Bildung, Anti-Atom-Initiativen – die sowohl räumlich als auch thematisch mitunter weit auseinanderlagen, aber begannen, sich als Teil einer Bürgerinitiativbewegung wahr-

⁹ Dennis Meadows; Donella Meadows; Erich Zahn; Peter Milling: Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit. Stuttgart 1972.

¹⁰ Vgl. z.B. Klaus-Georg Wey: Umweltpolitik in Deutschland. Kurze Geschichte des Umweltschutzes in Deutschland seit 1900. Opladen 1982; Manfred G. Schmidt: Das politische System Deutschlands. Institutionen, Willensbildung und Politikfelder. München 2007, S. 418-442.

¹¹ Wie z.B. der Deutsche Naturschutzring (DNR) gegr. 1950, der Naturschutzbund (NABU) gegr. 1899, der Landesbund für Vogelschutz Bayern (LBV) gegr. 1909 und der World Wildlife Fund Deutschland (WWF) gegr. 1963.

zunehmen.¹² Die inhaltliche Klammer, die sie zusammenhielt, war unter anderem ein basisorientiertes, partizipatorisches Demokratieverständnis. Mehrere Faktoren führten zur Transformation dieser nebeneinander laufenden Ein-Punkt-Aktionen zu einer als zusammengehörig verstandenen, wenngleich immer noch sehr heterogenen Ökologiebewegung: Zu nennen ist erstens die integrative Rolle des Anti-Atom-Protestes, der im Zuge der teils quasi-militärischen Auseinandersetzungen (Brokdorf 1976, Grohnde 1977) für eine Radikalisierung der Proteste sorgte. Die zunehmende Organisierung und Vernetzung in Form von Landesverbandsgründungen und anderen überregionalen Zusammenschlüssen hat hier einen Ursprung. Zweitens begleiteten die reformpolitischen Anfänge staatlicher Umweltpolitik die Bürgerinitiativen zum Teil wohlwollend, was sich etwa in organisatorischer und materieller Unterstützung niederschlug. Das prominenteste Beispiel ist die Gründung des Bundesverbandes der Bürgerinitiativen Umweltschutz e.V. (BBU), die maßgeblich auf Initiative des Bundesinnenministeriums zurückzuführen ist.¹³ Das Engagement der Umweltinitiativen wurde von einigen administrativen Stellen als notwendig angesehen, um die Aufgaben der Umweltverwaltung zu legitimieren und zu unterstützen. Dass dieses politische Klima sich im Zuge der Wirtschaftskrise (erste Ölkrise) Mitte der 1970er Jahre wandelte, stellt den dritten Aspekt dar: Unter der Bedingung rapide abnehmenden Wirtschaftswachstums wurde nicht nur von unternehmerischer und industrieller Seite der Umweltschutz als unzumutbarer Kostenfaktor gebrandmarkt. Auch die FDP, die der Bürgerinitiativbewegung anfangs am nächsten stand, positionierte sich nach internen Kräfteverschiebungen zugunsten des wirtschaftsliberalen Flügels gegen weitere Verschärfungen in der Umweltpolitik.¹⁴ Dies zeitigte Integrationseffekte auf Seiten der Bewegung, die sich zunehmend einem homogenen Block aus industriellen und politischen Kräften gegenüber sah. Durchaus konfliktreich führte all dies schließlich zur Bildung von Wählerlisten in den späten 1970er Jahren, der Parteigründung der Grünen 1980, der zuneh-

¹² Karl-Werner Brand; Detlef Büsser; Dieter Rucht: *Aufbruch in eine andere Gesellschaft. Neue soziale Bewegungen in der Bundesrepublik*. Frankfurt am Main 1986, S. 92ff.

¹³ Edda Müller: *Innenwelt der Umweltpolitik Sozial-liberale Umweltpolitik – (Ohn)macht durch Organisation?* 2. Aufl. Opladen 1995, S. 119 und Joachim Radkau: *Die Ära der Ökologie. Eine Weltgeschichte*. München 2011, S. 346 u. 705.

¹⁴ Wenn auch inhaltlich keine Abstriche an früheren Erklärungen zum Umweltschutz gemacht wurden, trat die notwendige Beachtung wirtschaftlicher Erfordernisse nun stärker hervor. Wey: *Umweltpolitik in Deutschland*, 1982, S. 165.

menden Dominanz professionell geführter Verbände, Organisationen und Forschungsinstitute – eine Entwicklung, die unter dem Stichwort der »Institutionalisierung« der Bewegung zusammengefasst wird.

Das politisch-ideologische Spektrum der Träger einer ökologischen Kritik ist trotz des hohen Grades an Heterogenität prägnant zusammenzufassen: Zwar beteiligten sich unterschiedlichste Flügel, die vom teilweise völkisch-nationalistischen, autoritären und konservativen Rand über eine breite demokratisch-liberale Mitte bis hin zu Vertreter_innen der Neuen Linken reichten. Doch sie alle einte die Idee der Ökologie, und insbesondere die Kritik an undemokratisch durchgesetzten großtechnologischen Projekten mit erheblichen Natureingriffen oder unabsehbaren Folgen. Diese Formen grundsätzlicher Kritik am modernen Industrialismus, bei dem vor allem der Staat und die industriellen Unternehmen im Zentrum standen, bedeuteten aber keineswegs, dass sie stets ausgewiesen kapitalismuskritisch waren. Trotz einer überwiegend links-liberalen Färbung der ökologischen Bewegung waren kapitalismuskritische Positionen nicht ihr dominanter Teil. Im Zeitverlauf lässt sich zudem eine Entwicklung des »Einsickerns« des Öko-Themas vom gesellschaftskritischen Rand hin zum vielseitig kompatiblen Mainstream beobachten.

Auf eine Formel gebracht, kann man sagen, der ökologische Protest spielt sich hauptsächlich auf der *widerspruchsvollen* Linie Ökologie-Demokratie ab. Denn es ging und geht darum, ökologische Kritik als ein Problem der Demokratie zu begreifen: das Einfordern von Partizipation von Seiten der Bürger_innen, das Aufbegehren gegen Großtechnologien zu lasten Betroffener und gegen unzureichende staatliche Steuerung, die es Lobbygruppen ermöglicht, auf undemokratische Weise ihre Interessen durchzusetzen.¹⁵

Aber warum handelt es sich um ein *widerspruchsvolles* Verhältnis von Demokratie und Ökologie? Nur kurz kann hier die Komplexität angedeutet werden, die dieses Begriffspaar umgibt. Alex Demirović arbeitete in

¹⁵ Diese Rahmung des ökologischen Protestes als eines *demokratischen* findet sich in zahlreichen Selbstbeschreibungen der Ökologie- und Bürgerinitiativbewegung v.a. in den 1970er und 80er Jahren. Vgl. exemplarisch die zentrale Rolle von Demokratie und Mitbestimmung im Plattformentwurf der Wahlliste »Bunte Liste – Wehrt Euch!«, die 1978 bei den Hamburger Bürgerschaftswahlen antrat und ca. 100 sehr heterogene Gruppen und Initiativen umfasste; oder auch den »Infodienst« Nr. 9/1982 hrsg. vom Bundesverband der Bürgerinitiativen Umweltschutz e.V. (BBU), der den Kampf um »Demokratische Rechte« als ersten innenpolitischen Schwerpunkt für die 1980er Jahre nennt.

einem schon 1991 erstmals erschienenen Text diese Widersprüchlichkeit heraus und bezog sich dabei insbesondere auf das Kriterium der Reversibilität von Entscheidungen, als dem vielleicht wesentlichsten Kriterium demokratischer Entscheidungen.¹⁶ Denn demokratische Prozeduren sind zustimmungsfähig, weil zugrunde gelegt wird, dass einmal getroffene Entscheidungen und Mehrheiten nicht für ewig Bestand haben, sondern bei einer wechselnden Mehrheit andere Entscheidungen möglich sind. Das setzt aber voraus, dass Entscheidungen nicht so in die Zukunft wirken, dass sie zukünftige Generationen binden und überhaupt anders entschieden beziehungsweise zu einem vorherigen Zustand zurückgekehrt werden kann. Bei vielen ökologischen Fragen besteht diese Reversibilität nicht, denn wenn nicht-erneuerbare Ressourcen abgebaut sind, lassen sie sich nicht wiederherstellen, und wenn Atom Müll in einem »sicheren Endlager« verwahrt werden soll, dann nicht für einige Hundert, sondern mehrere Zehntausende von Jahren.

In einer zweiten Hinsicht ist das Verhältnis von Ökologie und Demokratie so schwierig, weil hier verschiedene Zeithorizonte aneinandergereiht sind: Demokratie wird üblicherweise in relativ übersichtlichen Zeitspannen organisiert, etwa in Legislaturperioden von vier oder fünf Jahren. Ökologische Zusammenhänge indes wirken weit darüber hinaus über mehrere Tausende Jahre. Aufgrund dieser erheblichen Ungleichzeitigkeit wird der Demokratie mitunter die generelle Untauglichkeit angesichts ökologischer Krisenlagen attestiert. Die daraus konsequent folgende Variante wird oft unter dem Begriff »Öko-Diktatur«¹⁷ diskutiert. Ihr sind jedoch zahlreiche Probleme inhärent, von denen das Implementationsproblem – kaum jemand wäre bereit, freiwillig in einer Diktatur zu leben – nur das erste ist.¹⁸

¹⁶ Alex Demirović: Ökologische Krise und die Zukunft der Demokratie. In: *Prokla*, H. 84, 1991, S. 443-460.

¹⁷ Vgl. kritisch dazu Bernhard Pötter: *Ausweg Öko-Diktatur? Wie unsere Demokratie an der Umweltkrise scheitert*. München 2010.

¹⁸ Weitere wären etwa, dass die einzig legitime Grundlage der Öko-Diktatur, das Expertenwissen über die Probleme und richtigen Lösungen a) nie neutral ist, weil notwendig soziale Konstruktionsleistung und damit fehlbar; b) Ergebnis sozialer Auseinandersetzungen und damit umstritten und c) angesichts der faktischen Vielfältigkeit der Naturverhältnisse (aufgrund von Raum, Zeit, Geschlecht, Tätigkeit, Alter etc.) kein einzig »richtiges« Verhältnis proklamierbar ist.

Theoretische Konzeptualisierungen des Verhältnisses von Kapitalismus und Ökologie – ökomarxistische Ansätze

In der akademischen Debatte wurde vor allem seit den 1980er Jahren mit Rückgriff auf Marx versucht, den Zusammenhang von Kapitalismus und Umweltzerstörung theoretisch-wissenschaftlich zu begründen. Derartige Konzepte gehen der Frage nach, inwiefern davon gesprochen werden kann, dass das historisch gleichzeitige Auftreten einer bestimmten Produktionsweise beziehungsweise deren Durchsetzung – Kapitalismus – mit dem rasanten Anwachsen von Umweltproblemen zusammenhängt. An dieser Stelle soll ausführlicher lediglich das Konzept James O’Connors¹⁹ diskutiert werden, der die These vom »zweiten Widerspruch des Kapitalismus« entwickelte.²⁰

O’Connor geht davon aus, dass neben dem »Grundwiderspruch« des Kapitalismus, jenem zwischen Kapital und Arbeit, ein zweiter ökologischer Widerspruch existiert. Sein Argument basiert auf der These Karl Polanyis, wonach die kapitalistische Wirtschaftsform stetig die Bedingungen ihrer eigenen Existenz untergrabe. Als eine »eingebettete Ökonomie« – so Polanyi in seinem bekanntesten Werk zur »großen Transformation« – setze die kapitalistische Produktionsweise Bedingungen voraus, die in der Regel nicht rentabel produziert werden können.²¹ Saubere Luft, sauberes Wasser und nutzbarer Boden oder menschliche Arbeitskraft werden nicht von profitorientierten Unternehmen hergestellt. Diese notwendigen Bedingungen der Produktion unterteilt Marx²² in drei Kategorien: die personalen oder sozialen (menschliche Arbeitskraft), die allgemeinen Bedingungen der Produktion (Raum, Kommunikations- und Verkehrsinfrastruktur) sowie die externen, natürlichen beziehungsweise ökologischen (die äußere Umwelt als Senke von Schadstoffen und Quelle von Ressourcen). Zwar können diese Produktionsbe-

¹⁹ Vgl. James O’Connor: *Capitalism, Nature, Socialism. A theoretical introduction*. In: *Capitalism, Nature, Socialism*, H. 1, 1988. S. 11-38; ders.: *Natural causes. Essays in ecological marxism*. New York 1998.

²⁰ Andere ökomarxistische Perspektiven werden z.B. von Ted Benton, John Bellamy Foster, Neil Smith und Elmar Altvater vertreten. Für einen Überblick siehe Noel Castree: *Neoliberalising nature. processes, effects, and evaluations*. In: *Environment and Planning A*, Jg. 40, 2008, S. 153-173.

²¹ Karl Polanyi: *The great transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*. [Nachdr.]. Frankfurt am Main 1990.

²² Karl Marx: *Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie (Rohentwurf)*, 1857-58, Berlin 1974, S. 422f.

dingungen in der Regel nicht kapitalistisch produziert werden, die Kapitalverwertung ist aber zum einen auf deren Existenz angewiesen und zum anderen können sie sehr wohl gerade durch Kapitalverwertungsprozesse erheblich beeinträchtigt oder gar zerstört werden.

In diesen Fällen spricht O'Connor von der Unterproduktion der Produktionsbedingungen. Wie aber kommt es überhaupt dazu? Unter Konkurrenzbedingungen sind es die schlichtweg rationalen Handlungen der einzelnen Unternehmen (Einzelkapitale), Kosten zu externalisieren, also die Produktionsbedingungen überzubeanspruchen. Dies wird erst für die Gesamtheit der Unternehmen (Gesamtkapital) und auch die Allgemeinheit zum Problem. Denn ist mit Bezug auf die »Produktionsbedingung Umwelt« zum Beispiel nicht mehr genügend reines Wasser und Luft in für die Produktion nötiger Qualität und Quantität vorhanden oder gehen Ressourcen zur Neige, dann schlägt sich dies – so die Überlegungen O'Connors – in ökonomischen Krisentendenzen nieder. Von den Unternehmen muss nun mehr Kapital aufgewendet werden, um diese Bedingungen zu erhalten, weil sie entweder aus ökonomischen oder aus Gründen umweltpolitischer Regulierung zur Umstellung der Produktion beziehungsweise zu Umweltschutzaufwendungen gezwungen sind. Bspw. müssen größere, kapitalintensivere Anstrengungen unternommen werden, um Ölvorräte aus Teersanden oder durch Tiefseebohrungen zu gewinnen oder bestimmte Umweltschutzaufgaben wie etwa den Einsatz von Rauchgasfiltern zu erfüllen. Die ökologische Krise entfaltet ihren Krisencharakter demnach vermittelt als ökonomische Krise, was O'Connor zu dem Schluss führt, die kapitalistische Ökonomie gerate an ökologische Grenzen, die über ökonomische Krisen erfahrbar werden. Eine Reihe von Unternehmen könnte dem verstärkten Konkurrenzdruck womöglich nicht standhalten, Rohstoffpreise verteuern sich und setzen andere Sektoren unter Druck etc.

Eine weitere ökomarxistische Herangehensweise an das Verhältnis von Ökologie und Kapitalismus fokussiert stärker auf die innere sozial-ökologische Widersprüchlichkeit des kapitalistischen Produktionsprozesses und wird etwa von Elmar Altvater vertreten. Der Kern liegt hier im Widerspruch zwischen dem Tauschprozess als quantitativem, ins Unendliche abzielendem Prozess der Wertgenerierung, und dem Produktionsprozess, der notwendig ein qualitativer Stoffumwandlungsprozess sei, bei mengenmäßiger Endlichkeit der Naturstoffe.²³ Die Konsequenz

²³ Siehe z.B. Altvaters Beitrag in Elmar Altvater; Achim Brunnengraber (Hrsg.): *Ablasshandel gegen Klimawandel?* Hamburg 2008. Siehe auch Athanasios Karatha-

wäre, dass die kapitalistische Produktion als Verwertungsprozess genau jene sozial-ökologischen Voraussetzungen untergräbt, auf die sie als Produktionsprozess angewiesen ist: kapitalistische Naturaneignung ist damit notwendig Natur zerstörend.²⁴

Die von ökomarxistischen Ansätzen formulierten Zusammenhänge fokussieren auf das Spannungsverhältnis von Ökologie (das heißt der Funktionsweise natürlicher Ökosysteme) und Kapitalismus. Entsprechend den ökomarxistischen Ansätzen ist die nach kapitalistischen Kriterien organisierte Warenproduktion die Ursache der modernen ökologischen Krisentendenzen, denn erst die alle sozialen Bereiche durchdringende Umstellung auf die kapitalistische Produktionsweise habe die moderne Industriegesellschaft hervorgebracht. Und erst diese modernen Industriegesellschaften vollziehen derartig massive und umfassende Eingriffe in »Natur«, die *einerseits* erstmals im globalen Rahmen zu ökologischen Problemen führen und *andererseits* den wissenschaftlich-technischen Fortschritt soweit dynamisieren, dass er sich selbst zum Problem wird. Die Bearbeitung und Beherrschung der Nebenfolgen wird bestimmend, was Ulrich Beck mit dem einflussreichen Begriff der »reflexiven Modernisierung« gefasst hat.²⁵

Ökologie – Demokratie – Kapitalismus

Die beiden bisher entwickelten Spannungsverhältnisse Ökologie und Demokratie einerseits, Kapitalismus und Ökologie andererseits sollten – so die hier vertretene These – gemeinsam betrachtet werden,

nassis: Umweltpolitik, ökonomische Naturverhältnisse und die Systemfrage, 2010. www.sopos.org/aufsaeetze/4caaf1ed8f6ce/1.phtml (25.1.2012).

²⁴ Eine grundlegende Kritik dieser letztlich auf die Verbindung von Natur- und ökonomischen Gesetzmäßigkeiten basierenden Argumentation formulierte jüngst Thomas Gehrig: Der entropische Marx. Eine Bitte an den Marxismus, die Entropie-Kirche im thermodynamischen Dorf zu lassen. In: Prokla, Jg. 41, H. 165, 2011, S. 619-644. Für ein stärkeres Differenzierungsvermögen durch die Hinzunahme regulationstheoretischer Überlegungen, um damit die Vielfältigkeit und Verschiedenheit kapitalistischer Naturverhältnisse berücksichtigen zu können sowie die Transformationsfähigkeit derselben nicht zu unterschätzen, plädieren Kristina Dietz; Markus Wissen: Kapitalismus und »natürliche Grenzen«. Eine kritische Diskussion ökomarxistischer Zugänge zur ökologischen Krise. In: Prokla, Jg. 39, H. 3, 2009, S. 351-369.

²⁵ Ulrich Beck: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main 1986.

sodass man die Form eines Dreiecks erhält: Dann wird offenbar, dass in kapitalistischen Gesellschaften sowohl das Verhältnis »nach innen« (demokratische Selbststeuerung) wie »nach außen« (gesellschaftliche Naturverhältnisse) in spezifischer Weise strukturiert ist. Unter diesen Verhältnissen werden bestimmte Entwicklungsweisen wahrscheinlicher als andere, was nun abschließend für die drei Seiten des Dreiecks angedeutet wird.

Ökologie und Demokratie

Hinsichtlich dieses Spannungsverhältnisses ist neben den genannten theoretischen Schwierigkeiten der Vereinbarung von Ökologie und Demokratie insbesondere eines wesentlich: Zwar können die ökologischen Proteste plausibel als demokratische Kämpfe gelesen werden, aber die ökologischen Bewegungen entwickelten sich nicht lediglich eigenlogisch aus sich heraus und agierten im luftleeren Raum. Sie stießen demgegenüber auf vorgefundene Bedingungen des politisch-demokratischen Raumes, die ihre Entwicklung prägten. Die staatliche Umweltpolitik ging der Herausbildung der Umweltbewegung voraus und strukturierte in vielerlei Hinsicht den diskursiven Raum vor, in dem sich dann bewegt werden konnte. Die Akteure des politisch-administrativen Systems (Umweltpolitik und -verwaltung) verstanden Umweltschutz ebenso wie die Umweltinitiativen als originäre Aufgabe, was ein stetiges Mit- und Gegeneinander nach sich zog.

Die Bewegung zeichnete sich aufgrund dieser Situierung in Auseinandersetzungen mit realen Akteuren von Anfang an durch zwei »Fixierungen« aus: zum einen durch eine gewisse *Staatsfixierung*, stellten die Adressaten der Forderungen doch zuvorderst etablierte politische Akteure dar, die Grenzwerte verschärfen, Gesetze verbessern und stärker auf den Vollzug, das heißt die faktische Einhaltung der Bestimmungen, achten sollten. Zum anderen war eine erhebliche *Sachfixierung* nur konsequent, da das Aufbauen einer Gegenexpertise durch die intensive Beschäftigung mit den naturwissenschaftlichen Grundlagen als eine strategische Hauptlinie Erfolg versprach. Mit moralischen Forderungen allein in die Diskussion zu gehen, war zwar glaubwürdig, aber kaum ernst zu nehmen, wenn konkrete Lösungen zur Diskussion standen. Realismus und Pragmatismus waren somit auch maßgebliche Argumente der politischen und wirtschaftlichen Gegner. Dies alles begünstigte die Entwicklung der Bewegung hin zur Professionalisierung und Institutionali-

sierung und das »Kompatibelwerden« der ökologischen Kritik mit den etablierten politischen und ökonomischen Erfordernissen.

Demokratie und Kapitalismus

Die heutige Form der Demokratie ist eine historisch spezifische. Gegenüber der allgemeinen Idee der Demokratie als Herrschaft des Volkes finden wir in westlich-kapitalistischen Gesellschaften hochdifferenzierte demokratische Regierungssysteme und national spezifische Institutionengefüge. In dieser Konstellation werden bestimmte Herangehensweisen an ökologische Fragestellungen wahrscheinlicher, bestimmte Lösungsansätze erscheinen naheliegender und durchsetzungsfähiger als andere.²⁶ Hier sind insbesondere wachstumsorientierte Lösungsstrategien zu nennen, da sie versprechen, Arbeitsplätze zu schaffen und den Standort im internationalen Wettbewerb zu stärken. Damit wird sowohl die Sorge der Menschen um materielle Sicherheit und den Lebensstandard aufgenommen, wie auch ökonomisch mächtige Akteure einbezogen werden, die eine Konvergenz von Gewinn- und ökologischen Interessen behaupten. Es werden zugleich zwei wesentliche Imperative des modernen kapitalistischen Staates bedient, die Claus Offe in der Aufsatzsammlung »Strukturprobleme des kapitalistischen Staates« von 1972 beleuchtete:²⁷ Einerseits ist der Staat darauf angewiesen, die Kapitalverwertung aufrechtzuerhalten, da er selbst seine finanzielle Ausstattung aus eben diesem Kreislauf über Steuerabschöpfung bestreitet. Andererseits ist der Staat ein demokratischer, in Wahlen legitimierter, der zumindest ein Mindestmaß an Zustimmung von Seiten der Bevölkerung benötigt, um stabil zu bleiben. Wenn auch diese staatstheoretischen Überlegungen weder weiter ausgeführt, noch die bis heute andauernden Weiterentwicklungen nachgezeichnet werden können, so deuten Brand und Wissen in einem aktuellen Zeitschriftenartikel an, wie die ökologischen Folgen einer bestimmten Struktur des modernen Staates charakterisiert werden können: »Der bürgerlich-kapitalistische

²⁶ Bob Jessop und Colin Hay sprechen in diesem Zusammenhang vom Wirken strategischer und diskursiver Selektivitäten. Vgl. Bob Jessop: *State Power. A Strategic-Relational Approach*. Cambridge 2008, S. 36f. und Colin Hay: *Political Analysis. A Critical Introduction*. New York 2002, S. 209ff.

²⁷ Claus Offe: *Strukturprobleme des kapitalistischen Staates. Aufsätze zur Politischen Soziologie*. Veränd. Neuausg. hrsg. von Jens Borchert; Stephan Lessenich. Frankfurt am Main 2006.

Staat und das internationale System [...] sind nicht nur relativ erfolglos bei der Bearbeitung der ökologischen Krise, sondern sie sind für die Krise und ihre Verschärfung mitverantwortlich. Im politisch-institutionellen System verdichten sich zuvorderst jene Interessen und Wissensformen, Lebensweisen beziehungsweise Orientierungen (etwa an Wirtschaftswachstum, Wettbewerbsfähigkeit oder industriell-fossilistischem Wohlstand), welche zur Krise entscheidend beitragen.«²⁸

Erscheint als einzige Lösungsform der Krisentendenzen eine demokratische als wünschenswert und auch analytisch angemessen, so stellen sich doch in kapitalistischen Gesellschaften und ihrer – gewissermaßen – beschränkten Form der Demokratie, bestimmte Fragen gar nicht als gesellschaftlich zu verhandelnde, weil sie zuvor unbewusst über Marktprozesse geklärt wurden; politisch werden überwiegend die »ungeplanten Nebenfolgen« verhandelt.

Kapitalismus und Ökologie

Bei der Diskussion der ökomarxistischen Ansätze wurde bereits besprochen, dass hier die rücksichtslose Naturaneignung im Kapitalismus im Vordergrund steht und somit die ökologischen Grenzen der Wirtschaftsweise fokussiert werden. Dieses Verhältnis wird aber historisch komplexer, denn spätestens seit Ende der 1960er Jahre tritt der Umweltschutz als verwertbare Möglichkeit hinzu. Neben den Projekten der Ökologiebewegung gab es stets bestimmte Strategien und Projekte, aber auch Widersprüche auf ihrer »Gegenseite«, den industriellen Unternehmen. Die ökologische Krise war ja keine Erfindung der Politik oder der Wissenschaft, sondern stellte für einige Wirtschaftszweige und Kapitalfraktionen eine ganz reelle Herausforderung dar sowie für andere eine Chance. Innerhalb kurzer Zeit entstand eine Umweltschutzindustrie, die oft in denselben Unternehmen angesiedelt war, die die Umweltprobleme erst erzeugten. Auch Umweltschutz wird also Teil der Kapitalverwertung und mithin werden auch profitorientierte Interessen am Erhalt der Natur offenbar. Letzteres freilich oftmals auf höchst widersprüchliche Weise, zum Beispiel hat die Recyclingindustrie ein vorrangiges Interesse daran, dass die Belastung der Umwelt anhält, denn gewirtschaftet wird ja mit der Beseitigung von bereits entstandenen Schäden. Gegenwärtig zeichnet sich eine nochmalige Zuspitzung die-

²⁸ Brand; Wissen: 2011 (s. Anm. 4), S. 13f.

ser Entwicklungen ab, insofern seit einigen Jahren grüne Strategien als Weg aus der Wirtschaftskrise offeriert werden. Konzepte des »grünen Kapitalismus« und des »grünen Wachstums« gehen davon aus, dass die kapitalistische Marktwirtschaft gerade *notwendig* für eine schnelle und effiziente Bearbeitung der Öko-Krise sei.

Zusammenfassung und Perspektive

Mit dem analytischen Dreieck von Ökologie-Kapitalismus-Demokratie wird deutlich, dass *erstens* die gesellschaftlichen Naturverhältnisse dominierend als Formen kapitalistischer Naturaneignung auftreten.²⁹ Wenn also auf die gegenwärtige Krise gesellschaftlicher Naturverhältnisse fokussiert wird, sollte im Blick behalten werden, dass es sich zum großen Teil um eine Krise kapitalistischer Naturverhältnisse handelt. Daraus folgt auch, dass diese »ökologische Krise« soziale Ursachen hat und sich Lösungsansätze daran auszurichten haben: Es geht nicht lediglich um ökologische Probleme, sondern um die einer spezifischen Gesellschaft.

Zweitens verweist die Analyse auf die Notwendigkeit einer umfassenden Demokratisierung als Lösungsform. Damit ist eine über den im eigentlichen Sinne politischen Bereich hinausweisende Demokratieform gemeint, die auch die Ursache der Krise gesellschaftlicher Naturverhältnisse in den gesellschaftlichen Produktionsbedingungen zu thematisieren vermag und sich nicht lediglich an einer vermeintlich falschen Politik abarbeitet. Eine Demokratisierung der Naturverhältnisse anzustreben, schließt damit notwendig eine umfassende Demokratisierung der Gesellschaft insgesamt und der Arbeit mit ein. Erst dann kann über Fragen wie die Folgenden kollektiv bewusst entschieden werden: Was soll produziert werden und zu welchen – sozialen und natürlichen – Kosten erscheint das vertretbar?

Doch mit diesem Hinweis auf die Lösung der Demokratisierung fangen die Probleme eigentlich erst an: Wie soll denn eine solche Demokratisierung konkret aussehen? Wie sollen bei hochkomplexen Problemlagen in realistischen Zeithorizonten Lösungen erreicht werden? Wie stellt sich das in globaler Perspektive dar? Deshalb muss betont wer-

²⁹ »Die Produktionsverhältnisse dominieren die Naturverhältnisse« und dies mit erheblichen ökologisch destruktiven Folgen. Christoph Görg: Gesellschaftliche Naturverhältnisse. Münster 1999, S. 55.

den: Demokratisierung ist nicht schon die Lösung der Probleme, sondern *die Bedingung der Möglichkeit* zu ihrer Lösung. Angesichts demokratischer Kämpfe weltweit («arabischer Frühling», Occupy-Bewegung, »Democracia real ya« – »echte Demokratie jetzt«, Stuttgart 21, Proteste gegen den Flughafenausbau in Frankfurt und gegen die CCS-Technologie), zeigt sich zudem deren Aktualität und Wirkmächtigkeit. Dies kann trotz katastrophaler Meldungen aus dem ökologischen Bereich optimistisch stimmen.

Florian Butollo

Of old and new birds

Case studies on the impact of industrial upgrading initiatives on working conditions in the garment and IT sector of China's Pearl River Delta

In the aftermath of the economic crisis of 2008/09, the political leadership in Beijing and Guangzhou reinforced its efforts to foster a change of China's growth model through an upgrading of the industrial base. Wang Yang, the chairman of Guangdong's Chinese Communist Party (CCP), expressed particular assertiveness when he said that it was time to »open the bird cages to let new birds settle down«. ¹ In the wake of the economic breakdown in 2008/09, this meant nothing less than a commitment to encourage the relocation of low-end manufacturing industries to the periphery of Guangdong or other provinces, while fostering high-end industries and a modern service sector. In addition to policies for industrial transformation, political efforts to harmonise social contradictions have been made by implementing the Labour Contract Law, building social security systems, promoting rises of the minimum wage, and harmonising labour relations.

Too little attention has been paid to the relatedness of these issues, however. As Staritz et al. write,

»[t]he upgrading debate has largely focused on economic upgrading and has not specifically taken into account social upgrading understood as improved working conditions, higher-skilled and better paid jobs. Economic and social dimensions of upgrading are often intertwined, but one does not necessarily lead to the other. In fact, we understand relatively little about the conditions under which they occur together.«²

It is therefore critical to investigate the impacts of industrial transformation on employment patterns, skill requirements (and training), wages, and working conditions in Guangdong. After all, transformation towards a sustainable economic structure will depend on whether the modern-

¹ Cf. Financial Times, 10.6.2010: China's plan to empty the bird cage. www.ft.com/cms/s/0/4acc3bc-5556-11de-b5d4-00144feabdc0.html (19.7.2010).

² Cornelia Staritz et al.: Editorial. In: International Journal of Technological Learning, Innovation and Development, Bd. 4, Nr. 1/2/3, 2011, S. 1-12, S. 4.

isation of industries implies more just relations with regard to the division of labour in and between enterprises, skill development, wages and working conditions. This presentation summarises the results of case studies from the garment and Information Technology (IT) sector in the Pearl River Delta that may enable better understanding of present upgrading dynamics and their contradictions.

Deciphering »industrial upgrading«

»Industrial upgrading« (*chanye shengji*) has become a catch phrase in political and economic discourses. Its precise meaning, however, is often obscure. In the political discussion of Guangdong it implies at least two main strategic orientations. The first is a *replacement* of traditional industries by advanced ones, as emphasised by Wang Yang's metaphor cited above. The second is one of a *development* of traditional industries towards more technology and capital intensive production patterns as well as by building indigenous brands. According to this strategy, expressed in another metaphor by Wang Yang, »there are no sunset and sunrise industries«. ³ In this view, some leeway for improvement exists in every sector.

On the level of a specific industry, a geographically confined cluster or the single enterprise, industrial upgrading can involve a plethora of different approaches, depending on the type of product and the position of companies in global production networks, among other. A concept of industrial upgrading cannot be confined to the notion of a linear progression from former suppliers towards ODM (= Original Design Manufacturing, e.g. suppliers with design capabilities) and finally OBM (= Original Brand Manufacturing) production. In the IT sector, for example, industrial upgrading often means a specialisation towards supply products based on independent innovation, not necessarily brand building. On the contrary, in the garment sector brands are often founded by wholesale traders, not manufacturers. The reality of industrial transformation is more complicated than textbook models of economic theory suggest. ⁴

³ Nanfang Daily, 26.8.2010: Gaizao tisheng chuantong chanye ye shi chanye zhuan xing shengji. (Engl.: Industrial upgrading also implies to transform and upgrade traditional industries).

⁴ An oversimplified definition of industrial upgrading as progress from assembly towards OBM and ODM can be found for instance in Gary Gereffi: *The Global Economy: Organization, Governance, and Development*. In: Neil Smelser; Richard

For the sake of analysing and comparing the tendencies found in the case studies, I will refer to an (oversimplified) distinction between product innovation, process innovation and brand-building. With regard to the specific context of industrial upgrading in the Pearl River Delta, I understand product innovation as a turn towards the production of higher value-added goods, either by endogenous Research and Development (R&D) efforts or through adaption (or purchase) of existing technologies. Process innovation refers to an enhancement of a company's efficiency through the introduction of machines or new management techniques. Brand building characterises a move towards the sale of own brand products, and often requires to set up independent marketing and sales networks. These strategies are not mutually exclusive. Rather, a combination of approaches can be found in each concrete case. However, this distinction can serve as a starting point to identify the specific mix found on the company level.

Evidence from the case studies

The case studies are based on 47 interviews conducted in 2010 and 2011 in the cities of Guangzhou, Dongguan, Foshan and Shenzhen in the Pearl River Delta. Data from ten company visits was supplemented by interviews with officials from local governments and representatives from local industry associations. In the garment sector the study focused on two clusters (knitwear, general fashion industry). In the IT industry this study is confined to the dynamic subsector of LED lighting. The following paragraphs are short summaries of the results to be published at the beginning of 2013 in the *Journal for Current Chinese Affairs*.

Process innovation in the knitwear industry

The government of the investigated knitwear cluster, where around 3,000 knitwear enterprises are located, emphasises the goals of brand building and the introduction of more sophisticated machinery in its upgrading policy. Up until now, however the latter has played a much

Swedberg (eds.): *The Handbook of Economic Sociology*, Princeton, NJ 2005, S. 160-182, S. 171. However, recent publications by the same author acknowledge the multiplicity of upgrading trajectories (vgl. Staritz et al. 2011 [s. Anm. 1], S. 3f.).

more significant role on enterprise level. Process innovation mainly consists of the promotion of the Computer Numerical Control (CNC) knitwear machines of which over 10,000 have been introduced between 2007 and the end of 2010. By introducing these machines, companies can considerably raise their productivity. The new machines are operated 24 hours a day and seven days a week. Whereas each worker controlled one semi-automatic machine in the past, operators in modernised factories control eight machines on average. Besides efficiency, the machines provide a greater versatility of styles and enhanced quality control. They also allow for an easy digital linkage between Computer Aided Design (CAD) and production.

According to government information, the workforce in Dalang knitwear companies has been reduced by 40,000 employees due to the introduction of machines. Considerable reductions of the workforce (from 5,000 to 1,000 and from 1,500 to 300 respectively) also have taken place in the investigated companies.⁵ At the same times the capital requirements for knitting enterprises have risen. CNC knitting machines currently cost between 100,000 RMB (Chinese models, about 11,300 Euros) and 550,000 RMB (high end imported machines, about 62,300 Euros) per piece.⁶

While the introduction of machines enhances product quality and versatility, there is little demand for skill development on the side of the operators. Knitting workers are virtually by-passed regarding the cognitive content of work, since the styles of the manufactured products can directly be uploaded to the machines by the designers. The workers' function, therefore, is limited to controlling the yarn supply and troubleshooting. Accordingly, they only receive a short on-the-job training of one week. Better skills can have a positive impact on their income, since workers can raise the performance based share of their wage (piece rate) by controlling more machines at the same time. However, their wages remain much lower than those of workers in the linking section in the same factory, who use old fashioned mechanical machines to link the flat pieces of knitwear churned out by the CNC machines. Since the shape of

⁵ Company representatives related this to the introduction of CNC machines. However, it is likely that crisis-related downsizing may have played a role, too. Still, it is clear that the mechanisation of production did play a major role since the proportion of knitting workers in relation to the total workforce decreased massively in each factory.

⁶ According to exchange rates of late 2010, when the interviews in this town were conducted.

the final products critically depends on the skills of the linking workers, their work is more skill-dependent. Therefore, they are harder to train and more difficult to recruit. Accordingly, experienced linking workers can earn up to the double amount of an average knitting worker.⁷

Data from the knitting industry illustrates the limits of an industrial upgrading strategy solely based on process innovation. While process innovation leads to enhanced productivity and better products, it does not improve the wage and skill levels of workers, and arguably, leads to a deskilling of knitting work. At the same time, the workforces are drastically reduced. The production process becomes less labour-intensive. Thus, the share of skilled linking workers in each factory (yet not their absolute number) is higher than before.

Brand building in the fashion industry

In a town with some 2,000 garment manufacturers specialised in diverse fashion products, the government's upgrading policy aims at the creation of local brands combined with a development strategy of progressing towards a »commercial era«. There is less emphasis on process innovation through machines, which also has to do with the type of product. Unlike in the knitwear industry, most garment products in this cluster are manufactured by sewers. While the sewing process can be sped up, it cannot be rationalised in the same way as knitting since it depends on each worker controlling one machine each. In a major fashion brand, however, a different version of process innovation based on lean production principles was introduced in order to improve productivity. This was, among other, based on the application of stencils (templates) by which employees could easily adapt to rapidly changing styles. In two other investigated factories, however, the process of brand building did not imply major transformation with regard to the production process. The main attention in these factories was directed at improvements in design and marketing, which required both higher capital investments and the employment of higher skilled employees, like designers and sales managers.

⁷ According to company data, the average wage of a knitting worker was 2,500 RMB per month (ca. 285 EUR) in late 2010. Accordingly, an experienced linking worker could earn up to 5,000 RMB (ca. 570 EUR) per month.

In none of the cases did the challenges of brand creation depend on more sophisticated skills of front line workers. There is only a short period of formal training for new workers, usually no longer than one week, which indicates that there is no need for higher skill standards on the level of manufacturing through brand building. Where improvements of the production system do play a role, as in the case of the company that introduced the tool of stencils, it can even have a reverse effect on skill requirements by devaluing the working experience of the sewers. Representatives of this company said that through the application of the stencil system it is possible to hire workers with no experience in sewing. This was considered to be an important advantage since there is a scarcity of experienced sewers in the region.

Patterns of product innovation in the LED industry

LED lighting is currently applied on a mass scale in form of computer notebook, television and mobile phone backlighting and it is expanding rapidly in other applications, such as television, automotive and street lighting. Industry observers expect the launch of a »third growth cycle« in the future due to the replacement of conventional light bulbs by more efficient and versatile LED domestic lighting. The average projected growth rate for packaged LEDs⁸ lies at a stunning 28.2% for 2009-2015.

As LED is an energy saving technology with high growth prospects, government policies on provincial and national levels have paid particular attention to the LED industry. In the 12th Five Year Plan, the central government has set ambitious targets for the development of the Chinese industry. High expectations for future growth, however, pushed investment beyond sustainable levels leading to a major consolidation in the industry from 2011 onwards. Government subsidies for street lighting, which had provided additional incentives for investment up until 2010 and then were cut in 2011, had additional pro-cyclical effects on the industry, and thus aggravated the recent tendency for overinvestment and consolidation.

In the face of this volatile and fast changing market environment, successful business development has become all the more challenging. While this is true for all LED producers, it affects companies differently

⁸ These are ready-made lighting modules. See also explanation below.

due to the vertically disintegrated and fragmented structure of the sector, which up until now has been dominated by small and medium-sized enterprises. The highest requirements for independent R&D capabilities can be found in companies producing LED wafers and chips, a process that particularly depends on scientific know-how. The production process of LED dies (the actual lighting units made by packaging and wiring chips) and LED applications (lamps, TV backlight modules, etc.) also depends on specific technological solutions, especially since there is a lack of industry standards and large variety of products.

Regarding the specifics of the upgrading strategies on company level, each of the five companies covered by my investigation showed different characteristics, depending on the specific nature of the product. The peculiarities of these strategies cannot be further described in this context due to the lack of space.⁹ Most relevant for the present discussion is the observation that each path is dependent on improvements in product design through independent innovation. Acquisition of own patents is particularly important in this respect, all the more since industry experts expect a concentration of the industry as the technology becomes more mature. Under these circumstances, technological strength is the only means to survive in a highly competitive environment. In the recent phase of consolidation, many small scale LED companies went bankrupt due to weak technological capabilities. Due to the critical importance of technological know-how, LED companies need to hire scientifically trained staff. At a surveyed LED chip company about one third of the workforce consisted of university trained engineers. Similarly, the other surveyed companies employed a number of university graduates (and maintained cooperation with university institutes), although to a lesser extent.

In none of the cases, however, did the complexity of products and processes necessitate higher requirements with regard to the skills and knowledge of ordinary line workers. Manufacturing either consisted of manual mounting of LED devices or the application of specific equip-

⁹ The strategies of the five companies can be roughly summarised as: (1) exploring a new technological road in die production that increases product quality and allows for automation of the production process, (2) vertical integration by adding a series of lighting devices sold as own brand products to the existing assortments of LED dies, (3) specialisation by promoting one independently developed product while at the same time diversifying the assortment through own brand lighting devices, (4) increasing the share of own brand products for export production, (5) specialisation on niche markets for sophisticated ODM products.

ment, such as SMT¹⁰ or die bonding¹¹ machines. Machine operators, young migrant workers without exception, receive only a short period of training that ranges between one week and one month. They typically do not need to know about the technological content of the process they are operating, in the words of one company representative »they need to know how they make it, not why they make it«. Accordingly, the machines are designed in a way to guarantee easy operation. The function of the workers is mostly limited to the tasks of overseeing the accurate operation of the machines, to loading and unloading them, and in some cases, to adjusting certain settings. More comprehensive responsibilities regarding the programming and set up of the machines, generally remain within the domain of institutionally trained engineers. This leaves little or no space for upward mobility of line workers through skill improvements.

Despite significant variations in company profiles and upgrading strategies, results from all LED companies unveil a deeply divided workforce. While the competitive dynamics in the industry demand a high number of scientifically trained employees, as well as cooperation with scientific institutions, low-skilled and poorly paid migrant workers still constitute the bulk of employees in manufacturing. There is no evidence that recently introduced measures for process innovation have led to higher skill requirements for front line workers.

Conclusion: a disconnect between knowledge-based and manufacturing work

The outlined case studies all demonstrate various forms of a transition from labour intensive towards more capital and knowledge intensive production models. At the same time, however, they show that this is not necessarily connected to improvements in conditions for manufacturing workers. In particular, none of the analysed upgrading trajectories relies on higher skill requirements for common production line workers. Rather, modern production techniques in various ways facilitate a disconnection of knowledge intensive work from manufacturing.

¹⁰ Through surface mount technology (SMT) machines electronic components are mounted on printed circuit boards.

¹¹ The process of interconnecting LED chips to electric circuits, mostly be attaching gold wires.

In the knitwear industry, this is expressed graphically by the fact that knitting workers are virtually by-passed with regard to the styles of knitting products that can now be digitally uploaded to computer controlled machines. In the fashion industry, independent design capabilities of a company barely affect the content of sewing work. Higher requirements in terms of the versatility of styles can be balanced by employing refined management and production techniques as I observed in the company employing the stencil system. In the LED industry, the contrast between high tech product development, and simple, at times manual, production steps is most striking. They echo the gap in knowledge, wages, and working conditions that have dominated the more mature sub-sectors of the IT industry for many years. As it seems, the LED industry is about to replicate such »Neo-Taylorist« systems of production that rely on low-skilled and low paid work.¹² Recently, contract manufacturers like Foxconn have come under public scrutiny with regard to these conditions.¹³ All the more, problematic development tendencies in the LED industry should be addressed by the government and relevant social actors at an early stage.

The detachment of knowledge-based work from manufacturing, as observed in all of the case studies, can potentially be radicalised towards a geographical disjunction of the respective functions by outsourcing manufacturing steps to interior provinces. While such tendencies could be observed especially in the knitwear industry, there are also countervailing tendencies related to the advantages of industrial clusters, in particular, and close supplier relations, more generally. Media reports about an »end of cheap labour« in Guangdong clearly overstate the case. There is a persistence of low-skilled and badly paid migrant labour on the level of manufacturing and this concerns both, the »old birds« and the »new birds« of industries in the region.

Industrial transformation therefore cannot be understood as a universal solution that solves the contradictions of the post-reform era growth model and simultaneously improves the working and living conditions for millions of migrant workers. Rather, a critical assessment of industrial upgrading demonstrates that there is a need to address persisting

¹² Vgl. Stefanie Hürtgen et al.: Von Silicon Valley nach Shenzhen. Globale Produktion und Arbeit in der IT-Industrie. Hamburg 2009.

¹³ See for instance: SACOM: Workers as Machines. Military Management in Foxconn. http://sacom.hk/wp-content/uploads/2010/11/report-on-foxconn-workers-as-machines_sacom.pdf (1.2.2012).

social inequalities *at the point of production*. Production systems that rely on the exploitation of badly paid and low skilled migrant labour are only being reconfigured, not overcome. A qualitative change will depend on political reform: the granting of collective rights for workers in terms of wages and working conditions, and incentives for employment patterns that are less polarised between high and low skilled work.

TRANSFORMATION VON STAATLICHKEIT

Leiv Eirik Voigtländer

Citizenship und soziale Grundrechte

Folgen einer Einschränkung sozialer Rechte für die
Betroffenen als Bürger_innen des Gemeinwesens

*Der direkte Verkehr mit Behörden war ja nicht allzu schwer,
denn die Behörden hatten, so gut sie auch organisiert sein mochten,
immer nur im Namen entlegener unsichtbarer Herren
entlegene unsichtbare Dinge zu verteidigen,
während K. für etwas lebendigst Nahes kämpfte,
für sich selbst ...¹*

I

Hilfebedürftige, Leistungsempfänger, Arbeitslosengeld II-Bezieher – wo es um Menschen am Existenzminimum und um das System der sozialen Fürsorge geht, stößt man unweigerlich auf diese und ähnliche Bezeichnungen. Ihnen entspricht die verbreitete Vorstellung, die sich teils in Vorwürfen und Anfeindungen, teils in Mitgefühl und Sorge ausdrückt, die Anspruchsberechtigten verhielten sich grundsätzlich passiv und inaktiv, und müssten deshalb zur Teilnahme – in erster Linie am Arbeitsmarkt – »aktiviert« werden. In dem eingängigen Slogan aus dem Zweiten Buch des Sozialgesetzbuchs – Fördern und Fordern – drückt sich diese Auffassung beispielhaft aus: Von den Leistungsberechtigten wird ihre Mitwirkung eingefordert und gerade als *Mitwirkende*, *Arbeitsuchende* sollen sie dem Gesetz zufolge »gefördert« werden. Solche Aufforderung, eigenverantwortlich und sozialverträglich an etwas teilzunehmen, beschränkt sich nicht auf den Bereich der Arbeitsförderung beziehungsweise der Erwerbsarbeit und wird nicht nur von der Arbeitsverwaltung formuliert, sondern kann sich beispielsweise auch auf Fitness-Programme mit dem Ziel einer gesünderen Lebensführung oder auf bürgerschaftliches Engagement zum Zweck einer besseren Sozialintegration beziehen.² Doch Langzeiterwerbslose, prekär Beschäftigte, erwerbstätige Arme und ihre Angehörigen nehmen längst und unabhängig von Programmen zu ihrer Aktivierung teil: Mit der öffentlichen und freien Wohlfahrtspflege haben sie nicht bloß als »Jobcenter-Kunden« zu

¹ Franz Kafka: Das Schloß [1926], Frankfurt am Main 1982, S. 92f.

² Vgl. Stefan Lessenich: Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus, Bielefeld 2008.

tun, und sie bleiben nicht allein Zuschauer_innen in Politik und Gesellschaft. Sie haben stattdessen als Bürger_innen etwas zu sagen, mischen sich ein, versuchen gemeinsam mit anderen zu verändern, was sie stört und zu verbessern, was ihnen wichtig ist; sie wirken nicht bloß *mit*, sondern auch eigensinnig *dagegen* und wollen sich und anderen, die Unterstützung gebrauchen können, helfen.

Erwerbslosenprojekte, Sozialinitiativen und deren Mitglieder sind die marginalisierten Spieler auf dem Feld von Fürsorge und Sozialpolitik. Leicht werden sie übersehen, denn auf sie fällt der Schatten starker, etablierter Akteure: öffentliche Behörden, Freie Träger und Wohltätigkeitsvereine, Gewerkschaften, Regierungen und Parteien. Zumindest aus einer politikwissenschaftlichen Perspektive betrachtet, sollten die vielfältigen Initiativen und individuellen Aktivitäten der von Armut und Erwerbslosigkeit ›Betroffenen‹ keineswegs überraschen. Die Forschung zu sozialen Bewegungen und zu bürgerschaftlichem Engagement hat sich ihnen seit dem Aufkommen der Massenarbeitslosigkeit Ende der 1970er Jahre – wenn auch stets eher am Rande – gewidmet; in den vergangenen Jahren vermehrt unter dem Einfluss neoliberaler Konzepte von sozialpolitischer Steuerung und Subsidiarität und angesichts der Reformen am Arbeitsmarkt und der sie begleitenden massiven Sozialproteste.³

Solche Initiativen sind also zumindest bekannt, aber sie sind keineswegs selbstverständlich. Anhand von empirischen Befunden und Theorien über den Zusammenhang von sozialer Lage und Formen gesellschaftlicher Teilnahme lässt sich erklären, dass Erwerbslose und Arme sich im Vergleich mit Angehörigen der Mittelschichten seltener ›bürgerschaftlich‹ engagieren. Ein Ehrenamt, eine Mitgliedschaft in einem

³ Vgl. u.a. Friedhelm Wolski-Prenger: Arbeitslosenprojekte zwischen sozialer Arbeit und sozialer Bewegung. Eine explorative Untersuchung zu einem neuen sozialen Phänomen, Frankfurt am Main 1989; Harald Rein; Wolfgang Scherer: Erwerbslosigkeit und politischer Protest. Zur Neubewertung von Erwerbslosenprotest und der Einwirkung sozialer Arbeit, Frankfurt am Main 1993; Hugo Reister u.a. (Hrsg.): Gesellschaftliche Organisationen und Erwerbslose. Unterstützungen von Arbeitslosen durch Gewerkschaften, Wohlfahrtsverbände, Arbeitslosenorganisationen, Berlin 2000; Christian Lahusen; Britta Baumgarten: Das Ende des sozialen Friedens? Politik und Protest in Zeiten der Hartz-Reform, Frankfurt am Main, New York 2010; Britta Baumgarten: Interessenvertretung aus dem Abseits. Erwerbsloseninitiativen im Diskurs über Arbeitslosigkeit, Frankfurt am Main 2010, New York; Chantal Munsch (Hrsg.): Sozial Benachteiligte engagieren sich doch. Über lokales Engagement und soziale Ausgrenzung und die Schwierigkeiten der Gemeinwesenarbeit, Weinheim 2003; Johanna Klatt; Franz Walter: Entbehrliche der Bürgergesellschaft? Sozial Benachteiligte und Engagement, Bielefeld 2011.

Verein oder einer Initiative, die Teilnahme an Parlamentswahlen, an Demonstrationen und anderen Formen politischer Artikulation – all diese und weitere Praktiken, die für die Mittelschichten typisch sind und insofern treffend als Formen *bürgerschaftlichen* Engagements zusammengefasst werden, hängen stark von Einkommenshöhe, Erwerbsstatus und Bildungsniveau ab.⁴ Dies gilt im statistischen Durchschnitt auch für die Mitarbeit in Sozialinitiativen. Wer nur eine prekäre Arbeit hat, austauschbar und jederzeit von Kündigung bedroht ist, wer erwerbslos abhängig von Sozialleistungen auf dem Niveau des Existenzminimums lebt, für den wird es schwierig, genierlich, aussichtslos oder nebensächlich, seine Zeit und Energie in solche Projekte zu investieren.

Unter den Lebensumständen von Erwerbslosigkeit und Armut sprechen offensichtlich gravierende Hinderungsgründe gegen ein Ehrenamt. Es sind häufig individuelle, biografische Motive, die in den eher ungewöhnlichen Fällen den Ausschlag geben, dass jemand trotz Erwerbslosigkeit oder Armut ein Engagement aufnimmt oder beibehält.⁵ Haben erwerbslose Mitglieder von Sozialinitiativen im Alltag mit den gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen, die andere in der gleichen sozialen Lage von einer Mitarbeit abhalten? Unter welchen spezifischen Bedingungen engagieren sich erwerbslose Ehrenamtler_innen? Was sind die wesentlichen Gründe, die den sozial exklusiven Charakter bürgerschaftlichen Engagements erklären? Nach ihrer Erfahrung im eigenen Engagement befragt, sprechen Erwerbslose über eine ganze Reihe dabei für sie relevanter Umstände, die mit der eigenen Privatsphäre, der Job-Suche, der Funktionsweise ihres Vereins oder verbreiteten Vorurteilen gegen die ›Hartz IV-Empfänger‹ zu tun haben. Zu diesen Faktoren gehört auch der Verkehr mit der Arbeitsagentur, dem Jobcenter oder Sozialamt, die regelmäßig geäußerte Erfahrung, mehr schlecht als recht verwaltet und immer wieder in den eigenen Rechten verletzt zu werden. Gewährte

⁴ Vgl. Petra Böhnke: Abwärtsmobilität und ihre Folgen. Die Entwicklung von Wohlbefinden und Partizipation nach Verarmung, Berlin 2009; Sebastian Bödeker: Soziale Ungleichheit und politische Partizipation in Deutschland, Frankfurt am Main 2012; zur Kritik am mittelschichtspezifischen Begriff von bürgerschaftlichem Engagement vgl. Chantal Munsch: Engagement und soziale Ungleichheit. In: Thomas Olk; Birger Hartnuß (Hrsg.): Handbuch Bürgerschaftliches Engagement, Weinheim 2011, S. 747-757, hier S. 750-753.

⁵ Vgl. Gisela Jakob: Biografische Strukturen bürgerschaftlichen Engagements. Zur Bedeutung biografischer Ereignisse und Erfahrungen für ein gemeinwohlorientiertes Engagement. In: Munsch (Hrsg.) 2003 (s. Anm. 3), S. 79-96; Wolski-Prenger 1989 (s. Anm. 3), S. 293-294.

beziehungsweise eingeschränkte soziale Rechte der Armen gegenüber dem Staat und seinen Behörden gelten auch im politikwissenschaftlichen Diskurs als Faktor, wenn es darum geht, zu verstehen, unter welchen Umständen Menschen als Bedürftige und Bittsteller_innen gleichsam zu passiven Objekten der Behörden degradiert werden, oder als Subjekte Staat und Gesellschaft aktiv mit eigenen Ansprüchen gegenüberzutreten können.

Welche typischen Folgen hat also die Gewährleistung beziehungsweise Einschränkung sozialer Rechte, wie sie sich im sozialen Rechtsstaat der Bundesrepublik vollzogen hat, für die Möglichkeiten von Erwerbslosen und Armen, ihre Bürgerrechte überhaupt wahrzunehmen und sich selbstbestimmt gesellschaftlich zu engagieren? Diese Frage wird in diesem Artikel anhand einschlägiger sozialrechtlicher und politikwissenschaftlicher Literatur und qualitativen Interviews mit erwerbslosen, im sozialen Bereich engagierten Bürger_innen diskutiert.⁶ Dabei geht es nicht um eine chronologische Rekonstruktion der Entwicklung sozialer Rechte in Deutschland – etwa infolge der Agenda 2010 –, sondern um typische Formen der Gewährung und Einschränkung, unabhängig vom jeweiligen Zeitraum ihrer Geltung.

II

Wer sich in existenzieller Not auf der Suche nach Hilfe an die Gesellschaft wendet, ohne jedoch ein einklagbares Anrecht auf Unterstützung zu haben, ist als Bittsteller_in auf Gedeih und Verderb auf deren Entgegenkommen angewiesen. Hilfe kann gewährt oder verweigert werden, sie ist unter diesen Bedingungen immer prekär. Armut kann in diesem Sinne idealtypisch und abgesehen vom materiellen Mangel, der sie kennzeichnet, als eine Situation bestimmt werden, in der Menschen auf einseitige Weise abhängig sind von den Fürsorge-Institutionen – beispielsweise Behörden und Polizei oder Einrichtungen der bürgerlichen Mildtätigkeit und der kirchlichen Nächstenliebe – und mittellos und ohnmächtig zu bloßen Objekten deren Handelns oder Unterlassens degradiert werden. Vor dem historischen Hintergrund des preußischen Armenge-

⁶ Die Interviews wurden im Rahmen des Dissertations-Projektes »Aktivierte Selbsthilfe. Arbeitsmarktpolitik und öffentliche Förderung sozialen Engagements als Herausforderung der sozial-politischen Partizipation Erwerbsloser und Armer« im Zeitraum Dezember 2011 bis Mai 2012 mit 16 Interviewpartner_innen aus karitativen bis politischen Sozialprojekten in Sachsen-Anhalt geführt.

setzes von 1842 hat Georg Simmel in seinem Aufsatz »Der Arme« diese Grenz-Situation, einen einseitigen, extremen Objektstatus zu haben, theoretisch gefasst und darüber hinaus deren Bedeutung für den sozialen Zusammenhalt erörtert.⁷ »In diesem Verhältnis der Fürsorge ist der Arme ganz Objekt«, schreibt Martin Kronauer resümierend. »Nicht als sein Recht wird ihm Unterstützung gewährt, sondern aus dem Eigeninteresse der Gesellschaft und Organe heraus, sich selbst mit all ihren Macht- und Ungleichheitsstrukturen zu erhalten.«⁸ Simmel spricht von der »Ausschaltung« des Armen,⁹ eine durchaus treffende Bezeichnung, hatte doch der Fürsorge-Bezug im Kaiserreich – die »Armenpflege« – für die Betroffenen den Verlust bestimmter Bürgerrechte wie ihr Wahlrecht zur Folge.¹⁰

In der Frühphase der Bundesrepublik, im Jahre 1954, erklärte das Bundesverwaltungsgericht, dass es mit dem Schutz der Menschenwürde und weiteren Leitgedanken des Grundgesetzes nicht vereinbar wäre, dass jemand ohne einklagbare Rechte gegenüber der Behörde lediglich Objekt deren Handelns sei und formulierte in der Konsequenz einen Rechtsanspruch der Bürger_innen auf Fürsorge.¹¹ Das Gericht legte in diesem Zusammenhang seine »Auffassung über das Verhältnis des Menschen zum Staat« des Grundgesetzes dar:

»Der Einzelne ist zwar der öffentlichen Gewalt unterworfen, aber nicht Untertan, sondern Bürger. Darum darf er in der Regel nicht lediglich Gegenstand staatlichen Handelns sein. Er wird vielmehr als selbständige sittlich verantwortliche Persönlichkeit und deshalb als Träger von Rechten und Pflichten anerkannt. Dies muß besonders dann gelten, wenn es um seine Daseinsmöglichkeit geht. [...] Mit dem Gedanken des demokratischen Staates (Art. 20) wäre es unvereinbar, daß zahlreiche Bürger, die als Wähler die Staatsgewalt mitgestalten, ihr gleichzeitig hinsichtlich ihrer Existenz ohne eigenes Recht gegenüberstünden.«¹²

⁷ Vgl. Georg Simmel: Der Arme. In: Ders.: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung [1908], Frankfurt am Main 1989, S. 512-555.

⁸ Martin Kronauer: Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus, Frankfurt am Main, New York 2002, S. 147; vgl. Serge Paugam: Die elementaren Formen der Armut, Hamburg 2008, S. 61f.

⁹ Simmel 1989 (s. Anm. 7), S. 519.

¹⁰ Vgl. Michael Kittner: Arbeits- und Sozialordnung. Ausgewählte und eingeleitete Gesetzestexte, Köln 2003, S. 706.

¹¹ Vgl. Bundesverwaltungsgericht: BVerwGE 1, 159 vom 24.6.1954.

¹² Ebd.

Thomas H. Marshall hatte in seiner Vorlesung zu *Citizenship and Social Class* 1949 die These aufgestellt, dass die Massen ein gesellschaftlich-kulturelles Leben ähnlich dem der *Gentlemen* – der bürgerlichen Eliten – erst führen können, als ihnen im Sozialstaat des 20. Jahrhunderts grundlegende soziale Rechte gewährt werden und sie auf dieser Basis die älteren bürgerlichen und politischen Grundrechte überhaupt in Anspruch nehmen können.¹³ Der Parlamentarische Rat hatte just im selben Jahr absichtlich darauf verzichtet, soziale Grundrechte ins Grundgesetz aufzunehmen,¹⁴ einen Rechtsanspruch auf Fürsorgeleistungen hat es in den ersten Jahren des »sozialen Rechtsstaates« der Bundesrepublik (Artikel 20 des Grundgesetzes) nur im Teilbereich der Tbc-Fürsorge gegeben.¹⁵ Seither wurden jedoch eine ganze Reihe sozialer Rechte installiert, die die soziale Mindestsicherung betreffen: Mit dem Bundessozialhilfegesetz wurde 1961 der vom Bundesverwaltungsgericht festgestellte Fürsorgeanspruch konkretisiert; soziale Rechte unter anderem auf Sozialhilfe, auf Teilhabe behinderter Menschen oder auf Zuschüsse für eine angemessene Wohnung wurden 1975 in den Allgemeinen Teil des Sozialgesetzbuches, das SGB I, aufgenommen; das Bundesverfassungsgericht hat im Jahr 2010 sogar ein *soziales Grundrecht (!) auf Sicherung des soziokulturellen Existenzminimums*¹⁶ formuliert. Erklärter Zweck dieser und weiterer sozialer Rechte ist jeweils der »Schutz der Menschenwürde«. Eine staatstragende Lesart dieser Formel aus Artikel 1 des Grundgesetzes würde in diesem Kontext darauf hinauslaufen, sozialrechtliche Verhältnisse, denen wiederum Herrschafts- und Gewaltverhältnisse zugrunde liegen, ideologisch zu überhöhen und zu verklären. Für ein kritisches Verständnis der Fürsorge ist es jedoch wesentlich zu verstehen, dass es sich hierbei um eine Zielbestimmung handelt, die zugleich auf die allgemeine Konsequenz verweist, die eintritt,

¹³ Vgl. Thomas H. Marshall: *Citizenship and Social Class* [1950], London 1992.

¹⁴ Vgl. Konrad Hesse: *Grundzüge des Verfassungsrechts der Bundesrepublik Deutschland*, Heidelberg ²⁰1999, S. 91f.; Wolfgang Abendroth: *Zum Begriff des demokratischen und sozialen Rechtsstaat im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland* [1954]. In: Ders.: *Antagonistische Gesellschaft und politische Demokratie. Aufsätze zur politischen Soziologie*, Neuwied 1967, S. 109-138; Ernst Forsthoff: *Begriff und Wesen des sozialen Rechtsstaates*. Bericht von Professor Dr. Ernst Forsthoff, Heidelberg. In: Ders.; Otto Bachof (Hrsg.): *Begriff und Wesen des sozialen Rechtsstaates. Berichte und Aussprache zu den Berichten in den Verhandlungen der Tagung der deutschen Staatsrechtslehrer zu Bonn am 15. und 16. Oktober 1953*, Berlin 1954, S. 8-36.

¹⁵ Vgl. Kittner 2003 (s. Anm. 10), S. 708.

¹⁶ Vgl. Bundesverfassungsgericht: BVerfGE 1 BvL 1/09 vom 9.2.2010.

wenn dieses Ziel verfehlt wird – als Hilfe Suchende nicht mehr darstellen zu können als bloße Untertanen und Bittsteller_innen. Auf welche Weise sollen soziale Rechte also verhindern, dass Bürger_innen auf diese Weise degradiert werden?

Der Fürsorgeanspruch beinhaltet ein Recht auf Leistungen von hinreichender Qualität beziehungsweise Quantität, die das sozio-kulturelle Existenzminimum der Leistungsberechtigten gewährleisten sollen. Über das materielle Existenzminimum hinaus – vollwertige Ernährung, Unterkunft, Heizung, Hausrat, Körperpflege, in der Regel neuwertige Kleidung, unkontrollierter Kontakt zu Dritten und Ähnliches mehr – soll es ein Recht auf gesellschaftliche Partizipation als Persönlichkeit in einem gewissen Umfang garantieren.¹⁷ »Wer nicht mehr Mittel zur Verfügung hat, als sich biologisch zu reproduzieren«, kommentiert Ulrich-Arthur Birk diesen Begriff, »kann seine Persönlichkeit nicht entfalten. Menschenwürdiges Leben ist mehr als das physiologisch Notwendige [...]«. ¹⁸ Diesen Anspruch einzulösen, soll keine Vor- oder Gegenleistung der Hilfe Suchenden, im Sinne eines Tauschverhältnisses, zur Voraussetzung haben, sondern lediglich deren Kooperation mit den zuständigen Stellen.¹⁹ Grundrechte, so Birk, seien nicht nur Abwehrrechte gegenüber staatlichem Handeln, sondern beinhalteten auch einen Rechtsanspruch auf positive Gestaltung der Lebensverhältnisse. Es bestehe eine staatliche Mitverantwortung, die realen Voraussetzungen für den Gebrauch der Grundrechte zu schaffen und zu erhalten.²⁰ Jedoch umfasst dieses Grundrecht als solches keinen Anspruch auf Leistungen in einer konkret bezifferbaren Höhe, denn die Bestimmung des Existenzminimums ist

¹⁷ Vgl. Ulrich-Arthur Birk: § 1 Inhalt und Aufgabe der Sozialhilfe. In: Christian Armbrorst u.a. (Hrsg.): Bundessozialhilfegesetz. Lehr und Praxiskommentar (LPK-BSHG). Mit einer Kommentierung zum Asylbewerberleistungsgesetz. Gesetzesstand Januar 2003, Baden-Baden⁶ 2003, S. 55-62, hier S. 59.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Vgl. Helga Spindler: Entrechtung auf verschiedenen Ebenen zum Zwecke der Aktivierung. In: Dirk Lange; Mike Retz (Hrsg.): Armut und gesellschaftliche Ausgrenzung im Aufschwung. Tagungsband des 2. Wissenschaftlich-Politischen Symposiums der Arbeitslosenselbsthilfe Oldenburg (ALSO) an der Carl von Ossietzky Universität, Oldenburg 2009, S. 99-117, hier S. 99f.; Dies.: Rechtliche Rahmenbedingungen für eigenverantwortliche Lebensführung in Umbruchsituationen. In: Forschungsinstitut Arbeit, Bildung, Partizipation (Hrsg.): Von der Statussicherung zur Eigenverantwortung? Das deutsche Sozialmodell im gesellschaftlichen Umbruch, Recklinghausen 2006, S. 169-184, hier S. 169.

²⁰ Vgl. Birk 2003 (s. Anm. 17), S. 57.

Aufgabe der Legislative.²¹ Der Spielraum, der dieser dabei eingeräumt wird, ist zwar nicht unbegrenzt, aber er erlaubt es ihr, die Regelleistungshöhe auf ein Maß noch unterhalb der Armutsgrenze festzulegen, ohne dass das Verfassungsgericht zu erkennen vermag, dass das Existenzminimum damit evident unterschritten werde.²²

Die Qualität der Leistungen der Beschäftigungs- und Arbeitsförderung, auf die es abgesehen von der Arbeitsvermittlung in der Fürsorge allerdings keinen Rechtsanspruch im engeren Sinne gibt, soll ebenfalls bestimmte allgemeine Kriterien erfüllen. Qualifizierungs- oder Beschäftigungsmaßnahmen sollen nämlich geeignet sein, den Hilfe Suchenden im Sinne der Zielbestimmungen des SGB II beziehungsweise vormals des BSHG, zu *helfen*. Das heißt für die Leistungsberechtigten, dass sie die Möglichkeit haben müssen, eine Maßnahme auch ablehnen zu können, wenn sie begründen können, dass sie ihnen nicht hilft.

Die Beschaffenheit der Sozialleistungen ist eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung, um der Behörde als Subjekt gegenüberzutreten zu können. Wie Falk Roscher und Utz Krahrmer feststellen, bleiben Hilfe Suchende solange bloße Objekte staatlichen Handelns, wie ihnen keine Möglichkeit gegeben werde, ihre Vorstellungen einzubringen über die Gestaltung ihrer Lebensbereiche, in denen sie auf öffentliche Hilfe angewiesen seien. Menschenwürdiges Leben unter der Geltung des Grundgesetzes beinhalte auch Selbstverwirklichung nach eigenen Vorstellungen.²³ Deshalb waren nicht nur für Arbeitslosengeldbeziehende, sondern auch in der Arbeitslosenhilfe und in der Sozialhilfe – gleichwohl bescheidene – Mitentscheidungsmöglichkeiten für Leistungsberechtigte vorgesehen, darunter auch das Recht, einen Arbeitsvertrag frei abzuschließen und dazu verhandeln zu dürfen.²⁴ Das umfasst auch die Möglichkeit, eine Arbeitsstelle als unzumutbar begründet ablehnen zu können.

Ein gewisses Maß an Schutz vor behördlicher Willkür bietet das Recht auf eine pflichtgemäße Ermessensausübung durch die Verwaltung. So genannten Ist-Hilfen, auf die ein direkter Rechtsanspruch besteht, ste-

²¹ Vgl. Sofia Davilla: Die schärferen Sanktionen im SGB II für Hilfebedürftige unter 25 Jahren. Ein Plädoyer für ihre Abschaffung 2010: In: Die Sozialgerichtsbarkeit, Jg. 57, Nr. 10, 2010, S. 557-564, hier S. 558; Hesse 1999 (s. Anm. 14), S. 94f.

²² Vgl. Wolfgang Neškovic; Isabel Erdem: Zur Verfassungswidrigkeit von Sanktionen bei Hartz IV. Zugleich eine Kritik am Bundesverfassungsgericht. In: Die Sozialgerichtsbarkeit, Jg. 59, Nr. 3, 2012, S. 134-140, hier S. 136.

²³ Vgl. Falk Roscher; Utz Krahrmer: § 3 Sozialhilfe nach der Besonderheit des Einzelfalls. In: Armbrorst u.a. (Hrsg.) 2003 (s. Anm. 17), S. 87-109, hier S. 95.

²⁴ Vgl. Spindler 2009 (s. Anm. 19), S. 99f.

hen im Sozialrecht ›Soll-Hilfen‹ und ›Kann-Hilfen‹ gegenüber. Die Hilfe Suchenden, so Falk Roscher und Wolfgang Conradis, seien auch bei solchen Ermessens-Leistungen nicht rechtlos: Das Ermessen dürfe nicht mit einer Möglichkeit zur völlig beliebigen Handlungsweise verwechselt werden, sondern es sei pflichtgemäß auszuüben, das heißt, dass die allgemeinen verwaltungsrechtlichen Grundsätze bei der Ermessensausübung einzuhalten seien. Komme es zu einem Verwaltungsstreit über eine entsprechende Hilfeverweigerung, dann würden die Gründe für ein Abweichen von der Regel der verwaltungsgerichtlichen Kontrolle unterliegen.²⁵

Damit ist eine weitere Voraussetzung angesprochen, die darin besteht, als Bürger_in das Handeln der Verwaltung gerichtlich prüfen zu können. Das Bundesverwaltungsgericht stellte in seiner bereits zitierten Entscheidung zum Fürsorgeanspruch fest:

»Im Rechtsstaat (Art. 20 in Verbindung mit Art. 28) sind die Beziehungen des Bürgers zum Staat grundsätzlich solche des Rechts, daher wird auch das Handeln der öffentlichen Gewalt ihm gegenüber der gerichtlichen Nachprüfung unterworfen (Art. 19 Abs. 4). [...] Soweit das Gesetz dem Träger der Fürsorge zugunsten des Bedürftigen Pflichten auferlegt, hat der Bedürftige entsprechende Rechte und kann daher gegen ihre Verletzung den Schutz der Verwaltungsgerichte anrufen.«²⁶

Als Hilfe Suchende_r Träger_in von Rechten, Rechtssubjekt, zu sein, bedeutet also grundsätzlich, sich ebenso wie die Verwaltung auf das Fürsorgerecht beziehen und in dessen Rahmen Ansprüche einklagen zu können.²⁷ Doch ein solcher Rechtsstreit ist kein Konflikt gleicher Parteien, die sich dank der Vermittlung durch das Recht auf Augenhöhe begegnen. Eine fachgerichtliche Kontrolle und Überprüfbarkeit von Verwaltungsakten, ein einstweiliger Rechtsschutz, Prozesskostenhilfe und weitere Verfahrensrechte bieten beziehungsweise boten den Leistungsberechtigten als den idealtypisch *schwächeren* Subjekten, so Helga Spindler, die Möglichkeit, ihre berechtigten Interessen gegen die Übermacht der Behörde als der idealtypisch *Stärkeren* auch durchzusetzen.²⁸ Die Möglichkeit, von den bestehenden Verfahrensrechten erfolgreich Gebrauch zu

²⁵ Vgl. Falk Roscher; Wolfgang Conradis: § 4 Anspruch auf Sozialhilfe. In: Arm-
borst u.a. (Hrsg.) 2003, S. 109-123, hier S. 112f.

²⁶ Bundesverwaltungsgericht 1954 (s. Anm. 11).

²⁷ Vgl. Christian Brütt: Workfare als Mindestsicherung. Von der Sozialhilfe zu
Hartz IV, Bielefeld 2010, S. 218.

²⁸ Vgl. Spindler 2006 (s. Anm. 19), S. 169; dies. 2009 (s. Anm. 19), S. 99f.

machen, ist ihrerseits voraussetzungsvoll, denn sie erfordere, so Spindler weiter, ein überprüfbares, kontrollierbares Aufgabenfeld von Behörden, überhaupt eine klare institutionelle Verantwortung für bestimmte Aufgaben und klare Strukturen von sozialen Leistungsrechten.²⁹

Soziale Rechte, wie umfassend sie auch ausgestaltet sind, vermögen es nicht, das alte, von Simmel beschriebene Verhältnis zwischen der Verwaltung und dem zu ihrem Objekt degradierten Armen, auszugleichen. Stattdessen stärken sie die Position der Hilfe Suchenden, indem sie sie zu *Rechtssubjekten* werden lassen, innerhalb einer nach wie vor höchst asymmetrischen Beziehung zur Behörde. Christian Brütt spricht in diesem Zusammenhang in Anlehnung an Robert E. Goodin von einer Struktur der *ausbeutbaren Abhängigkeit*: Weder die Angestellten noch die Organisation der Verwaltung seien auf die konkrete Hilfe Suchende angewiesen, während diese jedoch existenziell von den Leistungen der Behörde abhängig sei. Ihre Bedürftigkeit verbiete es ihr in der Regel, die Abhängigkeit zu beenden, indem sie sich aus dem Leistungsbezug abmeldet, und sie habe auch nicht die Wahl, sich zwischen verschiedenen Behörden zu entscheiden.³⁰ Hinzu kommt das schiere professionelle Ungleichgewicht zwischen Bürger_in und Verwaltung:

»Der Hilfe Suchende konnte das Verwaltungshandeln auf dem Gerichtsweg kontrollieren. Er hatte also die Möglichkeit der Kontrolle, aber sie war mittelbar und zudem nicht der Regel-, sondern der Ausnahmefall. Hingegen verfügte die Verwaltung gegenüber dem Hilfe Suchenden über eine unmittelbare Kontrollbefugnis, die nicht Ausnahme-, sondern der Regelfall war.«³¹

Lässt sich die Beziehung zwischen Leistungsberechtigten und Behörde im Fürsorgesystem der Bundesrepublik bis in die Nachwendezeit – in den vermeintlich goldenen Jahrzehnten des deutschen Sozialstaats – als ausbeutbares Abhängigkeitsverhältnis begreifen, so hat sich die Situation spätestens mit der Umsetzung der Agenda 2010 und den Arbeitsmarktreformen der rot-grünen Bundesregierung noch verschärft.

²⁹ Vgl. ebd., S. 99f.

³⁰ Vgl. Brütt 2011 (s. Anm. 27), S. 216, 305ff.

³¹ Vgl. ebd., S. 218.

III

Um zu verstehen, welche typischen Folgen für die Hilfe Suchenden aus der Art der Ausgestaltung, der Erweiterung, Relativierung oder Einschränkung ihrer sozialen Rechte entstehen, muss man sich die vielfältigen Bedürfnisse einer Person, die der Sozialbehörde gegenübersteht, vor Augen halten. Von einem Kunden unterscheidet sie sich offensichtlich dadurch, dass ihr Anliegen nicht eng umgrenzt ist, wie zum Beispiel eine Hose der passenden Bundweite zu finden oder sich die Haare so schneiden zu lassen, wie es ihr gefällt. Nicht nur ein kleiner Ausschnitt ihrer Persönlichkeit ist in das Verhältnis zum Jobcenter involviert, sondern unter Umständen kann *alles* für sie vom Ausgang eines Termins dort abhängen. Gegenüber der Behörde kommt es, abgesehen von der Jobsuche am deregulierten Arbeitsmarkt, grob gefasst darauf an, Leistungen bewilligt zu bekommen, um elementare Bedürfnisse befriedigen zu können, persönliche Ziele erreichen zu können, sinnlose, unnütze oder schikanöse Maßnahmen ablehnen zu können, in eine brauchbare und deshalb von vielen begehrte Weiterbildung vermittelt zu werden, sich im Dissens und Konflikt mit der Behörde behaupten zu können oder einfach nur in Frieden gelassen zu werden. Das Sozialrecht prägt das Verhältnis von Hilfe Suchenden und Behörde auf konstituierende und regulierende Weise. Angesichts der genannten weitreichenden Konsequenzen für die Subjekt-Position der Hilfe Suchenden leuchtet es ein, dass dessen Veränderung teils unmittelbare, teils mittelbare Folgen für die Art und Weise haben muss, wie – das heißt mit welcher Aussicht auf Erfolg und in welcher Haltung – eine Person ihre Interessen in deren hier skizzierten Vielfalt aktiv verfolgen kann.

Die Fürsorgeleistungen zum Lebensunterhalt – darunter das Arbeitslosengeld II – sollen laut Gesetz ein Leben am sozio-kulturellen Existenzminimum ermöglichen. Von dem niedrigen Transfereinkommen – geringer als die Kosten dessen, was Personen im untersten Einkommensfünftel durchschnittlich verbrauchen – geht ein massiver Druck auf die Leistungsberechtigten aus, eine beliebige Beschäftigung aufzunehmen, auch und gerade zu prekären Bedingungen im Niedriglohnssektor des Arbeitsmarktes. Ein freiwilliger Mitarbeiter einer karitativen Einrichtung, der sein Arbeitslosengeld II durch einen Minijob – eine geringfügige Beschäftigung – ergänzen kann, berichtet:

»Bei dem Minijob verdiene ich Geld, Geld ist wichtig, das wissen wir alle. Ich weiß, durch den Minijob komme ich regelmäßig zum Sparen. Was die Esserei angeht, lass ich's mir für einen Hartz IV Empfänger gesehen verdammt gut gehen, ja? Ich arbeite jeden Abend von 19:00

bis 21:00 Uhr, wenn ich heim komme, gibt's was Warmes. Wenn's nur ne Pizza ist.«

Das ALG II-Einkommen kann durch Sanktionen noch gekürzt oder gestrichen werden, was in jedem Fall einen Einschnitt in das Existenzminimum und deshalb einen denkbar empfindlichen Schlag bedeutet. Die disziplinierende Wirkung auf Leistungsberechtigte, sich gegenüber der Behörde auch über das notwendige Maß hinaus konform zu verhalten, ist enorm, das ohnehin asymmetrische Abhängigkeitsverhältnis gegenüber den Ämtern dürfte sich in einem beträchtlichen Teil der Fälle dem auf die Spitze getriebenen Objektverhältnis wieder annähern, das durch eine existenzsichernde Leistungshöhe eigentlich überwunden werden sollte.³²

Die Qualität einer Leistung der Arbeitsförderung kann gemindert werden, indem zum Beispiel statt einer auf sein Profil passenden Qualifizierungsmaßnahme mit anerkanntem Abschluss nur ein Computerkurs, der sich auf Grundfunktionen des Internet-PC beschränkt, pauschal angeboten – oder treffender: verordnet – wird. Gäbe es auf solche Maßnahmen einen Rechtsanspruch, würde auch dieser sich in der Konsequenz entwerten. Die Aussicht der Hilfe Suchenden, brauchbare und hilfreiche Leistungen zu erhalten, schwindet, und ihre Stellung am Arbeitsmarkt wird sich dadurch zumindest nicht verbessern. Hätten sie ein Recht auf beispielsweise einen Ein-Euro-Job oder eine Bürgerarbeitsstelle – beides sind ›Kann-Leistungen‹ – wäre dies aufgrund der nachteiligen sozial-, arbeits- und tarifrechtlichen Qualität dieser Maßnahmen bloß eine Stellung zweiter oder dritter Klasse, in der die ausbeutbare Abhängigkeit vom Jobcenter in der Regel bestehen bleibt.

Die Einschränkung der in diesem System ohnehin geringen Mitentscheidungsrechte, etwa im Zuge der Einführung von Eingliederungsvereinbarungen, oder durch die Entgrenzung der Kriterien zumutbarer, auch gegen die eigenen Ansprüche an Qualität und Rahmenbedingungen zu akzeptierender Erwerbsarbeit, verstärken noch das grundsätzlich asymmetrische Verhältnis zwischen Behörde und Leistungsberechtigten zu deren Ungunsten. Umso seltener werden die Entscheidungen, in denen nicht *über sie* entschieden wird beziehungsweise an deren Umsetzung ihnen nicht bloß übrig bleibt, nachträglich mitzuwirken.

³² Vgl. Anne Ames: Ursachen und Auswirkungen von Sanktionen nach § 31 SGB II, Düsseldorf 2009; Neškovic; Erdem 2012 (s. Anm. 22); Davilla 2010 (s. Anm. 21); Christian Burkiczak: Zur Verfassungswidrigkeit von Sanktionen bei Hartz IV. In: Die Sozialgerichtsbarkeit, Jg. 59, Nr. 3, 2012, S. 324f.

Fehlerhafte Bescheide, symptomatisch für die Jobcenterpraxis, wirken sich in der Regel zum Nachteil der Leistungsberechtigten aus. Sie führen dazu, dass bestehende Rechte entweder gar nicht eingelöst werden können, weil Hilfe Suchende die Bescheide in Unkenntnis ihrer Möglichkeiten akzeptieren – etwa weil die darin vorgeschriebene Rechtsmittelbelehrung fehlt –, oder dass die Ansprüche erst gegenüber dem Amt behauptet werden müssten, indem Rechtsmittel eingelegt werden. Diesen Aufwand scheuen jedoch viele. Gesprächspartner_innen beschreiben die Verfahren, die sie in Abständen führen, als zermürend, selbst wenn sie die Erfahrung gemacht haben, schließlich vor dem Sozialgericht regelmäßig Recht zu bekommen. Und mit der fortschreitenden Einschränkung von Verfahrensrechten, zum Beispiel durch die gegenwärtig diskutierte Begrenzung der Prozesskostenhilfe, wird dieser Weg zusehends eingeschränkt. So wird es schwieriger, fragwürdige oder als ungerecht erscheinende Bescheide der Behörde gerichtlich zu prüfen, und man bleibt deren Entscheidungen gegebenenfalls unterworfen, auch wenn der eigene Fall Aussicht auf Erfolg gehabt hätte.

Dass jemand überhaupt bereit ist, den Rechtsweg zu gehen, setzt für gewöhnlich voraus, dass er seine Rechte kennt, oder dass er glaubt, Rechte zu haben, und sich im Zweifelsfall von sachkundiger Seite beraten lässt. Eine Vielzahl unbestimmter Rechtsbegriffe, wie sie für das Fürsorgerecht typisch ist, und häufige Gesetzesnovellen, erschweren aus Sicht der Laien das Verständnis ihrer dort verbrieften Rechte.³³ Es ist außerdem recht aufwändig, die einschlägigen Gerichtsurteile zu verfolgen und zu interpretieren. Der Umfang allein des auch an Betroffene gerichteten Standardwerks *Leitfaden zum Arbeitslosengeld II*, schier endlose sozialrechtliche Debatten auf nachgefragten Internetportalen wie dem *Erwerbslosenforum Deutschland* oder die Berichte aus der Rechtsprechung, die einen Großteil jeder Ausgabe der bundesweiten Erwerbslosen-Zeitung *quer* füllen, werfen Schlaglichter auf den hohen Aufwand, der damit verbunden ist, die eigenen konkreten sozialen Rechte einigermaßen zuverlässig einzuschätzen, um gegenüber der Behörde im Konflikt urteils- und handlungsfähig zu sein.³⁴ Oft übernehmen diese Aufgabe selbst erwerbslose oder prekär beschäftigte Mitglieder von Beratungs-

³³ Vgl. Roscher; Conradis 2003 (s. Anm. 25), S. 115; Johannes Steffen: Sozialpolitische Chronik. www.ak-sozialpolitik.de/doku/02_politik/chronik/chronik_gesamt.pdf (31.8.2012).

³⁴ Vgl. Udo Geiger: Leitfaden zum Arbeitslosengeld II. Der Rechtsratgeber zum SGB II, Frankfurt am Main ⁸2011; www.erwerbslosenforum.de (31.8.2012); www.also-zentrum.de/seiten/zeitung-quer.php (31.8.2012).

projekten in Zusammenarbeit mit Sozialrechtler_innen. Die starke Nachfrage nach deren Sozial- und Sozialrechtsberatung deutet einerseits darauf hin, dass zumindest Teile der Rat Suchenden sich zwar als ungerecht behandelt, aber nicht als völlig rechtlos wahrnehmen und andererseits darauf, dass viele überfordert wären, auf sich allein gestellt sich gegenüber der Behörde zu behaupten.

Um die Folgen der Gewährung und des »Substanzverlustes«³⁵ beziehungsweise der Einschränkung sozialer Rechte für die betroffenen Bürger_innen einzuschätzen, reicht es aber nicht aus, deren unmittelbare, ›logische‹ Konsequenzen hinsichtlich ihrer Ausstattung mit Sozialleistungen oder ihrer Rechtsstellung auszubuchstabieren. Die Betroffenen können auf die bestehende oder veränderte Rechtslage ganz unterschiedlich – resignativ bis rebellisch – reagieren, und je nachdem wie und unter welchen weiteren Umständen sie handeln, ist es zumindest denkbar, dass sie deren Wirkung verstärken oder umkehren. Die Einschränkung von Rechten und Ansprüchen kann die davon Betroffenen deprimieren, aber sie kann auch deren geballten Unmut und massenhafte Empörung hervorrufen. Verelendungstheorien basieren auf diesem Kalkül. Aus einer konflikttheoretischen Perspektive der relativen Deprivation³⁶ wäre zu erwarten, dass ein plötzlicher Statusverlust ganzer Bevölkerungsgruppen Proteste provoziert, Bewegungen mobilisiert oder in anderer Weise einen Ausdruck in der Öffentlichkeit findet. Dass sich die Empörung in demokratischen oder überhaupt in politischen Formen artikuliert, ist dabei gar nicht ausgemacht. Die Massendemonstrationen gegen das ›Hartz IV-Gesetz‹, und das heißt gegen die Abschaffung der Arbeitslosenhilfe, lassen sich so interpretieren, dass die Demonstrierenden sich damals zwar nicht unbedingt als von *absoluter* Verelendung bedroht empfunden, aber gemessen am gesellschaftlichen Wohlstand der Bundesrepublik und an deren Jahrzehnte währenden sozialen Standards zumindest als *verhältnismäßig* umfassend enteignet wahrgenommen hatten. Diese mobilisierende, die Wahrnehmung und Verteidigung bürgerlicher, politischer und sozialer Rechte gewissermaßen beflügelnde, und insofern paradoxe Wirkung, erschöpft sich typischerweise aus dem gleichen Grund, aus dem sie entstanden ist: Wenn der Erfolg

³⁵ Vgl. Martin Kronauer: Integration, Gefährdung, Ausgrenzung. Spaltungen am Arbeitsmarkt und ihre Folgen für Bürgerrechte. In: Hans Georg Zilian (Hrsg.): *Insider und Outsider*, München 2004, S. 29-45, hier S. 39.

³⁶ Vgl. Kai-Uwe Hellmann: Paradigmen der Bewegungsforschung. Eine Fachdisziplin auf dem Weg zur normalen Wissenschaft. In: Ansgar Klein u.a.: *Neue Soziale Bewegungen. Impulse, Bilanzen und Perspektiven*, Opladen 1999, S. 91-113.

ausbleibt, werden sich viele an die neuen, bescheideneren Standards gewöhnen und sich verbittert von den alten, nicht länger gültigen, lösen. Es würde sie auf die Dauer eher belasten als innerlich stärken, sich mit der gleichen Energie und Wut wie während der Hochphase der Proteste an die alten stolzen Ansprüche zu klammern, an deren Erfüllung sie nicht mehr glauben, und die ihnen täglich deren Diskrepanz zur grauen Wirklichkeit vor Augen führen würden.

Soziale Einschnitte – gerade wenn sie zum Medienereignis werden – können von sozialpolitischen Initiativen und etablierten Akteuren wie Wohlfahrtsverbänden, Gewerkschaften und Parteien als »Gelegenheit« begriffen und für eigene Interessen genutzt werden. Mit diesem Konzept aus der Bewegungsforschung ist die Beobachtung oder Annahme verbunden, dass politische Versuche, die eigene Zielgruppe zu mobilisieren, öffentliche Aufmerksamkeit zu erzeugen und die politische Agenda von Regierung und Opposition zu beeinflussen, nur unter bestimmten günstigen Umständen, die sich ereignishaft, unvorhergesehen ergeben und sich nicht willkürlich erzeugen lassen, ein Mindestmaß an Aussicht auf Erfolg haben können.³⁷ Das Problem mit den »Gelegenheiten«, die sich durch die öffentliche Aufmerksamkeit für sozialpolitische Reformen bieten, ähnelt dem der relativen Deprivation. Es sind in der Regel bestenfalls Gelegenheiten zur *Defensive*. Wenn wenigstens ein Minimum an Erfolg ausbleibt, wird zumindest ein Teil der zur Mitarbeit Motivierten oder zur Teilnahme Mobilisierten ihre Anstrengungen anschließend als vergeblich wahrnehmen. Eine Abfolge von Einschnitten ins soziale Netz bewirkt aus diesem und weiteren Gründen deshalb keine Serie von nur zu ergreifenden Gelegenheiten.

Aber auch wer den Luxus der Hoffnung auf eine kurzfristige politische Verbesserung durch massenhaften Druck »von unten« aufgegeben oder nie besessen hat, kann unter Umständen aus dem Wissen um noch vorhandene oder sogar um verlorene Rechte das Mindestmaß an Grundvertrauen in die Justiz schöpfen, das es ihm erst als rational erscheinen lässt, statt sich zu fügen Rechtsmittel einzulegen und sogar gegen die Behörde zu klagen. Wer sich nicht ein Minimum an Erfolgsmöglichkeiten ausmalt, geht diesen Weg nicht von selbst.³⁸ Auch die Bereitschaft, sozialrechtlichen Rat und Hilfe von anderen in Anspruch zu nehmen, hat solch eine Art von Vertrauen und Selbstbewusstsein zur Voraussetzung; die Schwelle einer Sozialrechtsberatung zu übertreten, kostet vielen

³⁷ Vgl. ebd.

³⁸ Vgl. Paugam 2008 (s. Anm. 8), S. 64.

ebensolche Überwindung der eigenen Scham, wie sich als Bedürftige in einer Lebensmitteltafel zu registrieren. Gerade kollektive Lösungswege – wie die Mitarbeit in einer Initiative, die Begleitung bei Behördengängen oder auch bloß der Leserbrief, mit dem man sich und eventuell die Kinder in der Zeitung als ›Betroffene‹ *outet* – setzen Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen voraus. Solches Selbstvertrauen speist sich aus zahlreichen Quellen,³⁹ zu denen nicht zuletzt soziale Rechte gehören. Diese Einsicht liegt auch dem doppelten Appell verschiedener Interviewpartner_innen an andere Betroffene zugrunde: »Ihr habt Rechte! Lasst uns gemeinsam diese Rechte durchsetzen!« Solch ein Appell muss aber auch verstanden werden können. Ein Gesprächspartner, der sich in einer Beratungseinrichtung engagiert, berichtete in diesem Zusammenhang, wie seine Mitstreiter von ›Jobcenterkunden‹ wüst beschimpft wurden, als sie sie mit Faltblättern über deren Rechte und Möglichkeiten informieren wollten: Ihnen schlug das blanke Misstrauen entgegen, dass sie denen, die eh nichts haben, zu allem Überfluss noch etwas Wertloses verkaufen wollten.

Für zahlreiche beratende Sozialinitiativen – und damit auch für Formen authentischer kollektiver Selbstorganisation und Selbstermächtigung von und für ›Betroffene‹ – bildet das Sozialrecht nach wie vor eine wesentliche Arbeitsgrundlage. Sozialberatung wird verhältnismäßig stark nachgefragt, hier kann konkret und effektiv geholfen werden. Zumindest ein Teil der Projekte beansprucht für sich, Betroffene gezielt als Rechtssubjekte anzusprechen, sie als solche statt als Kunden, Bittsteller oder Laien zu unterstützen und gegebenenfalls zur Mitarbeit auf dieser Grundlage zu motivieren. Hierin besteht ein prinzipieller Unterschied, wenn auch kein sich ausschließender Gegensatz zu karitativen Formen wie Lebensmitteltafeln und Suppenküchen, die grundsätzlich einer Logik der Verteilung von Sachgütern folgen und in der die dominante Kunden-Rolle der Hilfe Suchenden strukturell angelegt ist. Auf ein Beratungsgespräch kann eine solidarische, gegenseitige Begleitung als Beistand bei Ämtergängen folgen, oder andere mehr oder weniger konfliktorientierte Formen, der Sozialbehörde und ihren Mitarbeitern statt vereinzelt gemeinsam gegenüberzutreten – was im schlechten Fall jedoch auch auf eine Instrumentalisierung der Rat Suchenden für den persönlichen ›Krieg‹ ihrer Berater_innen mit dem Jobcenter hinauslaufen kann. Beratende Sozialinitiativen führen gemeinsam mit Anwält_innen

³⁹ Vgl. Robert Castel: Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit, Konstanz 2008, S. 401-413.

sozialrechtliche Auseinandersetzungen und führen bei den Sozialgerichten bis hinauf zum Bundessozialgericht und Bundesverfassungsgericht zu Entscheidungen, auf die sich wiederum andere in der Sozial- und Rechtsberatung beziehen können. Sie sind über Foren und Periodika miteinander vernetzt, in ihnen zirkuliert gewissermaßen das Wissen, das in der Auseinandersetzung mit den Behörden kostbar ist.

Die *sozialrechtliche* Auseinandersetzung wird von einem Teil der Sozialinitiativen mit politischem Selbstverständnis gezielt mit der *sozialpolitischen* verbunden. Beispielsweise wurde das Verfahren zur Höhe der ALG II-Regelsätze, das zur bereits erwähnten Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts vom 9. Februar 2010 und zur Neufestsetzung der Regelsätze im Frühjahr 2011 führte,⁴⁰ unter anderen durch Erwerbslosengruppen politisch flankiert. Sie hatten eine Kampagne zu den Regelsätzen für Kinder in SGB II-Bedarfsgemeinschaften geführt.⁴¹ Die höchstrichterlichen Vorgaben für die Regierung, die Regelsätze statt wie bisher eher nach Kassenlage nun in einem transparenten Verfahren und begründet zu berechnen, wurde von einem Bündnis aus Erwerbslosennetzwerken als Gelegenheit zur seit Jahren größten Protestmobilisierung Erwerbsloser wahrgenommen.⁴² Entscheidend ist im Kontext der Fragestellung nicht der Erfolg oder Misserfolg solcher Politik ›von unten‹, sondern die Art und Weise, in der sich hier die juristische Arbeit mit der gesellschaftspolitischen verbindet. Dass die Arbeit mit dem Sozialrecht eine Grundlage des politischen Handelns bestimmter Initiativen bildet, bedeutet nicht, dass dieses Handeln ›legalistisch‹ streng an ›Recht und Gesetz‹ orientiert wäre. Auch politische Formen der gezielten Regelverletzung und des zivilen Ungehorsams können gewählt werden, um auf in der Beratung festgestellte typische Probleme der Rat Suchenden in der Behörde zu reagieren, zum Beispiel durch die symbolische Besetzung eines Jobcenters.

Das Sozialrecht ist gleichwohl aus den zuvor genannten Gründen eine voraussetzungsvolle und deshalb unweigerlich exklusive Arbeitsgrundlage. Häufige Gesetzesänderungen und das Erfordernis, neben den Gesetzen und Formularen auch Kenntnis über die Verwaltungspraxis, über

⁴⁰ Vgl. Christian Schröder; Leiv Eirik Voigtländer: Ringen um den Regelsatz. Erwerbslosenproteste und die Neubestimmung der Hartz-IV-Höhe. In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, Jg. 42, Nr. 166, 2012, S. 65-76.

⁴¹ Vgl. Regionalverband der Erwerbsloseninitiativen Weser-Ems: Reiches Land – arme Kinder. Die Regelleistung in Höhe von 208,- € für Kinder in Bildern dargestellt, Oldenburg 2007.

⁴² Vgl. Schröder; Voigtländer 2012 (s. Anm. 40).

behördeninterne Weisungen und informelle Regeln auf einem aktuellen Stand zu halten, erschweren es zusätzlich, sich das erforderliche Wissen anzueignen und zu pflegen. Repräsentative Zahlen liegen zwar nicht vor, die Gesprächspartner bestätigen jedoch unisono, dass das Verhältnis der Rat gebenden zu den Rat suchenden Leistungsberechtigten äußerst niedrig sei.

IV

Die Art und der Umfang, in dem soziale Rechte gewährt werden, hat unmittelbare und mittelbare Folgen für die Position der Leistungsberechtigten als Bürger_innen, die ihre Interessen am Arbeitsmarkt, gegenüber Behörden, in der politischen Auseinandersetzung und in existenziellen Notlagen gegen eine Vielzahl widerstreitender Interessen vereinzelt oder gemeinsam behaupten müssen. Diese Bereiche lassen sich zwar analytisch voneinander unterscheiden, aber nicht trennen, denn sie bedingen einander und prägen erst in ihrem Zusammenspiel die Alltagserfahrung der Menschen. Niedrige und prekäre Leistungen zum Lebensunterhalt treiben die Betroffenen massenhaft in prekäre Beschäftigungsformen wie Leiharbeit, Minijobs oder geförderte Beschäftigung, in denen sie gegenüber einem Teil ihrer Kolleg_innen benachteiligt sind. Man werde so als »Bürger zweiter oder dritter Klasse« regelrecht benutzt, beschreibt ein Gesprächspartner diese Erfahrung. Die geringe Vergütung oder die Befristung und weitere charakteristische Aspekte solcher Arbeit mindern die Aussicht, einmal dauerhaft unabhängig vom Jobcenter zu werden und die skizzierte ausbeutbare Abhängigkeit individuell beenden zu können. Die Einschränkung von Mitentscheidungs- und Verfahrensrechten verstärkt das asymmetrische Verhältnis zwischen der Behörde als Entscheiderin und den Leistungsberechtigten als nachträglich »Mitwirkenden« noch, und sie kanalisiert gewissermaßen den Druck, jedwede Beschäftigung, die sich bietet, aufzunehmen. Die Benachteiligung als Anbieter_in von Arbeitskraft und die Abhängigkeit von der Sozialbehörde sind für Menschen im »Hartz IV-System« deshalb typischerweise nicht aufeinander folgende, sondern gleichzeitige Erfahrungen.

Viele Betroffene setzen unter den erörterten Umständen auf ihre bürgerlichen und politischen Rechte, die ihnen erhalten bleiben, und versuchen gemeinsam, Hilfe zu organisieren, punktuelle Verbesserungen zu erzielen oder politisch Einfluss zu nehmen. Für die Mehrzahl der Menschen, die sie erreichen, und denen gegenüber sie eine kleine Minderheit bilden, sind sie vor allem als Anbieter_innen von »Dienstleistungen«

– Sozial- und Rechtsberatung, Verteilung von Lebensmitteln – attraktiv; zur Zusammenarbeit in der Initiative, zu längerfristigem kollektivem und gegebenenfalls politischem Handeln hingegen kommt es selten. Es zeigt sich, dass der intakte Teil der halbierten Bürgerrechte die Beschädigung der sozialen Hälfte nicht kompensieren kann. Die sozialrechtliche Auseinandersetzung um die verbliebenen sozialen Rechte stellt am Umfang der Prozessierenden gemessen die sozialen Proteste und Initiativen infolge der Arbeitsmarkt- und Fürsorgereformen weit in den Schatten. So unterschiedlich die Philosophie der karitativen bis politischen Sozialinitiativen auch sein mag, die Erfahrung, nicht nur gegenüber den Mittelschichten, sondern auch gegenüber der eigenen Zielgruppe marginalisiert zu sein, beklagen zahlreiche Gesprächspartner_innen einhellig.

Den Konflikt um den sozialen Rechtsstaat, um die Menschenwürde und um das Existenzminimum führen viele Leistungsberechtigte nicht in der politischen Öffentlichkeit, sondern im ›Verborgenen‹ auf Amtsstuben, in Beratungsinitiativen, Anwaltskanzleien und Sozialgerichten. Ihre Position über den einzelnen Prozess hinaus zu stärken, erfordert erstens, die sozialen Rechte gerade im Fürsorgebereich gegen den Trend wieder auszubauen. Das asymmetrische Abhängigkeitsverhältnis, das die Beziehung zwischen Leistungsberechtigten und Behörde kennzeichnet, kann jedoch durch soziale Rechte allein nicht aufgehoben werden, solange die Grundstruktur – der Einzelne in einer existenziellen Notlage gegenüber dem Apparat einer Verwaltungsorganisation – bestehen bleibt. Es ist deshalb zweitens erforderlich, dieses Verhältnis als notwendiges und unversöhnliches Konfliktverhältnis anzuerkennen, und die systematisch schwächere Seite des Leistungsberechtigten kollektiv zu stärken, beispielsweise durch die öffentliche Förderung von Beratungs- und Selbsthilfeinitiativen – ebenfalls gegen den Trend. Langfristige, strategische Ansätze der Stärkung Erwerbsloser und Armer sollten drittens nicht allein die Leistungshöhe, deren Qualität und die Bedingungen ihres Bezugs, sondern auch die asymmetrische Beziehung zum Gegenstand machen. Formen lokaler Selbstverwaltung und Mitbestimmung gerade durch die Leistungsberechtigten im sozialen Sicherungssystem sollten ebenso sehr entworfen, diskutiert und eingefordert werden.

Guillermo Ruiz Torres

Gesellschaftspolitische Dynamiken revolutionärer Bewegungen. Der Fall des »Leuchtenden Pfades« Peru 1980-2000

Die Aufstandsbekämpfungspolitik des peruanischen Staates

Einführung

In meiner Promotionsarbeit befasste ich mich mit dem bewaffneten Kampf der Kommunistischen Partei Perus (*Partido Comunista del Perú*), in den Medien bekannt als der *Leuchtende Pfad* (*Sendero Luminoso*), die während der 1980er bis Mitte der 1990er Jahre die gesellschaftspolitische Entwicklung Perus erheblich mitbestimmte. Der *Leuchtende Pfad* hatte es sich als Ziel gesetzt, den bürgerlichen Staat und die Herrschaftsverhältnisse in Peru abzuschaffen und einen neuen sozialistischen Staat nach maoistischem Modell zu errichten. Zu Beginn der 1990er Jahre besaß der *Leuchtende Pfad* über 200.000 Mitglieder.¹ Die Konsequenz und Radikalität, mit der die Guerilla² ihre Aktionen durchführte, sowie die militärische Antwort des Staates schufen bald ein Kriegsszenario mit hohem menschlichen Leid: Zwischen 1980 und 2000 wurden über 60.000 Menschen getötet und über 7.000 Menschen verschwanden; es gab über 1.000.000 Vertriebene und 10.000 politische Gefangene.³ Durch die Verstärkung geheimdienstlicher Aktivitäten und den Einsatz paramilitärischer Milizen gelang dem peruanischen Staat vor allem in ländlichen Gebieten ein militärischer Sieg nach dem anderen über den

¹ Nelson Manrique: *El Tiempo del Miedo. La Violencia en el Perú, 1980-1996*, Lima 2002.

² Der *Leuchtende Pfad* führte seinen Kampf gegen den peruanischen Staat als eine Guerilla. Seine Kampfeinheiten agierten in Gruppen, die militärische Aktionen gegen polizeiliche, militärische und paramilitärische Kräfte durchführten und sich dann zurückzogen, um den Gegenschlag der Staatskräfte zu vermeiden. Die Guerilla-Einheiten agieren nicht als reguläre Armee-Einheiten und weisen einen hohen Grad an Mobilität und Flexibilität auf. Der Begriff Guerilla-Kampf ist mit dem eines »Partisanenkampfes« gleichzusetzen. In den Städten agierte der *Leuchtende Pfad* als eine Stadt-Guerilla, die in kleineren Zellen militärische Aktionen durchführte.

³ Comisión de la Verdad y Reconciliación: *Informe Final*, Lima 2004.

Leuchtenden Pfad. Seit Beginn dieses Jahrhunderts hat die Guerilla keine Bedeutung mehr in der politischen Landschaft Perus.⁴

Mit meiner Arbeit versuche ich zu erklären, wie der *Leuchtende Pfad* eine Organisation entwickeln konnte, die innerhalb eines vergleichsweise kurzen Zeitraums eine Massenbewegung aufbauen konnte. Wie gestalteten sich Programm und Strategie einer Organisation, die trotz massiver militärischer, geheimdienstlicher und polizeilicher Repression in breiten Teilen der Bevölkerung Unterstützung für sich gewinnen konnte? Durch die Analyse der Einflussnahme des *Leuchtenden Pfades* auf Organisationen der sozialen Bewegungen in Peru wird ebenfalls der Frage nachgegangen, welche Formen der politischen Basisarbeit sich für eine Bewegung als erfolgreich erweisen. Aufgrund der analytischen Ergebnisse wird eine kritische Auseinandersetzung mit der Theoriebildung zum Phänomen des *Leuchtenden Pfades* und zu sozialen Bewegungen in Peru durchgeführt. Die meisten peruanischen Wissenschaftler wie Carlos Tapia, Carlos Degregori und José Coronel,⁵ die sich mit dem *Leuchtenden Pfad* befassen, reduzieren ihn auf eine terroristische Organisation, ohne sich mit seiner sozialen Basis und seiner Verankerung in sozialen Kämpfen auseinanderzusetzen. Dabei werden die Position und das Verhältnis des *Leuchtenden Pfades* zum peruanischen Staat und den herrschenden Eliten in Politik und Wirtschaft außer Acht gelassen.

⁴ Seit den 1990er Jahren agieren zwei kleine Gruppierungen des *Leuchtenden Pfades* im Regenwald Perus und liefern sich sporadische militärische Auseinandersetzungen mit der Armee. Diese Gruppierungen betreiben keinerlei Basisarbeit und sind völlig isoliert von sozialen Bewegungen. Im Jahr 2012 hat die Bewegung für die Amnestie und Grundrechte (*Movimiento por la Amnistía y Derechos Fundamentales – MOVADef*) versucht, sich als politische Partei registrieren zu lassen. MOVADef bekundet ihre Nähe mit dem bewaffneten Kampf des *Leuchtenden Pfades*. Diese Bewegung weist eine beachtliche soziale Basis auf und hat Beziehungen zu sozialen Bewegungen. Das ist ein Beleg für die soziale Basis, die der *Leuchtende Pfad* einst hatte.

⁵ Ich wende in diesem Artikel die männliche Form an, beziehe mich aber auf beide Geschlechter. Wenn ausschließlich von Männern oder Frauen die Rede sein sollte, werde ich dies explizit kenntlich machen. Durch diesen Sprachstil beabsichtige ich keinesfalls, zu einer männlichen Dominanz in akademischen Diskursen beizutragen. Ich möchte dem Leser und der Leserin vielmehr eine fließende Lektüre des Textes ermöglichen. Es ist hier ebenfalls anzumerken, dass der Anteil von Frauen im *Leuchtenden Pfad* vergleichsweise hoch war. Der Frauenanteil lag bei circa 50%. Im Jahr 1990 waren acht von 19 Mitgliedern des Zentralkomitees der Partei Frauen (Jiménez Baca, Benedicto: *Inicio, desarrollo y ocaso del terrorismo en el Perú: el ABC de Sendero Luminoso y el MRTA*, Lima 2000, hier S. 110ff.).

In diesem Beitrag lege ich den Schwerpunkt auf die Aufstandsbekämpfungsstrategie des peruanischen Staates, deren Verständnis unerlässlich ist, um den Verlauf des Konfliktes und den Niedergang des *Leuchtenden Pfades* Ende der 1990er Jahre zu verstehen.

Entstehung und Entwicklung des Leuchtenden Pfades

Am 12. September 1992 wird der Anführer des *Leuchtenden Pfades*, Abimael Guzmán, mit anderen Mitgliedern des Zentralkomitees von einer Spezialeinheit der Anti-Terror Polizei in Lima festgenommen. Diese Festnahme gilt als der Anfang des Endes eines Bürgerkrieges,⁶ der über zwei Jahrzehnte Peru bewegte. Diese Festnahme fand in einem Moment statt, in dem die Guerilla ihren Höhepunkt erreicht hatte. Der *Leuchtende Pfad* hatte seine Aktionen in den Städten, vor allem in der Hauptstadt Lima, intensiviert und das »strategische Gleichgewicht« als fortschreitende Phase auf seinem Weg der Machtübernahme erreicht. Der *Leuchtende Pfad*, der seinen bewaffneten Kampf am 18. Mai 1980 begann, hatte das Ziel, durch einen langandauernden Krieg die kapitalistischen und bürgerlichen Herrschaftsverhältnisse zu zerstören und einen neuen sozialistischen Staat aufzubauen.⁷ Die ungerechten Eigentums- und Herr-

⁶ Bei dem Konflikt zwischen den Guerillas, dem *Leuchtenden Pfad* und der *Movimiento Revolucionario Túpac Amaru – MRTA (Revolutionäre Bewegung Túpac Amaru)* und dem peruanischen Staat kann von einem Bürgerkrieg die Rede sein. Diese Bezeichnung basiert auf der freiwilligen Mitwirkung breiter Teile der Bevölkerung am Kriegsgeschehen im eigenen Territorium. Die verschiedenen Konfliktparteien haben mit einer planmäßigen Strategie gehandelt; der Konflikt hat einen dauerhaften Charakter aufgewiesen. Verschiedene politische Programme zu einem Gesellschafts- und Staatsprojekt standen sich gegenüber, die jeweils von bestimmten Teilen der Bevölkerung unterstützt bzw. abgelehnt wurden. Laut eigener Angaben hatte der *Leuchtende Pfad* zu Beginn der 1990er Jahre circa 36.500 Mitglieder in der Volksarmee, ohne das stärkste Regionalkomitee des Huallaga Tals mitzurechnen (vgl. Comisión de la Verdad y Reconciliación 2004, S. 90). Die peruanische Polizei und Experten gehen von ähnlichen Zahlen aus. Ferner müssen die anderen Apparate der Struktur des *Leuchtenden Pfades* berücksichtigt werden: die Partei und die Volksfront. Die Letztere umfasste weit mehr Mitglieder als die Volksarmee. Rechnet man noch die Teile der Bevölkerung dazu, die mit den Guerillas sympathisierten, ohne ihren Strukturen unmittelbar anzugehören, war der Anteil der Bevölkerung am Konflikt beachtlich.

⁷ Partido Comunista del Perú: Bases de Discusión (1988), in: Luis Arce Borja (Hrsg.): La Guerra Popular en el Perú. El Pensamiento Gonzalo, Brüssel 1989, hier: S. 325ff.

schaftsverhältnisse boten dem *Leuchtenden Pfad* fruchtbaren Boden, einen bewaffneten Kampf zu rechtfertigen. In den Jahren 1971-72 lebten 64% der Bevölkerung in Armut, 84% in ländlichen Gegenden. Im selben Zeitraum verfügten die 50% der ärmsten Bevölkerung über 10,7% des Gesamteinkommens, während die 20% der reichsten Bevölkerung über 60,9% des Gesamteinkommens verfügten.⁸ Zu Beginn der 1980er Jahre wiesen diese Daten keine beträchtlichen Veränderungen auf.⁹

Im Gegensatz zu den typischen lateinamerikanischen Guerillas verfolgte der *Leuchtende Pfad*, in Anlehnung an die Thesen Mao-Tse-Tungs, eine Strategie, die die Zerstörung des bürgerlich-kapitalistischen Staates beim gleichzeitigen Aufbau eines neuen sozialistischen Staates vorsah. Es wurden Volkskomitees in den indigenen Bauerngemeinden errichtet. Sie galten als Keim des neuen sozialistischen Staates und ihr Zusammenschluss bildete die revolutionären Stützpunktgebiete. Dadurch beabsichtigte man, militärische und politische Räume auf dem Lande zu gewinnen. Die Städte sollten stufenweise vom Land eingekreist und in der letzten Phase des Krieges gestürmt werden. Gleichzeitig wurden eine aktive Basisarbeit und Guerilla-Aktionen in den Städten durchgeführt. Die Methode hierfür hieß »Vom Land aus die Stadt einkreisen«.¹⁰

Zu Beginn der 1990er Jahre hatte der *Leuchtende Pfad* seine Aktionen auf 70% des Territoriums ausgeweitet.¹¹ Die Guerilla herrschte militärisch und politisch in über 30% des Landes. In 80% des Landes wurde der Notstand erklärt. Laut des *Leuchtenden Pfades* wurden zwischen 1980 und 1989 genau 121.455 Aktionen (von Sabotage, Agitation und

⁸ Javier Escobal; Jaime Saavedra; Máximo Torero: Los activos de la pobreza en el Perú. Inter-American Development Bank, Office of the Chief Economist, Latin American Research Network, Working Paper R-361, New York 1999, www.iadb.org/res/laresnetwork/files/pr61finaldraft.pdf (10.4.2012).

⁹ Aufgrund des Anstiegs der internationalen Rohstoffpreise und zunehmender Investitionen von transnationalen Öl- und Bergbauunternehmen hat Peru in den letzten zwei Jahrzehnten die höchste Produktivitätsrate Lateinamerikas verzeichnet. Dennoch leben circa 40% der Bevölkerung in Armut. Seit Juli 2011 regiert Ollanta Humala als Präsident Perus. Seine Regierung ist anfangs als »mitte-links« bejubelt worden, setzt jedoch das neoliberale Modell zugunsten transnationaler Konzerne fort.

¹⁰ Partido Comunista del Perú: Bases de Discusión (1988), in: Luis Arce Borja (Hrsg.): La Guerra Popular en el Perú. El Pensamiento Gonzalo, Brüssel 1989, hier S. 341ff.

¹¹ Peru ist mit 1.285.220 Quadratkilometern Fläche etwa dreieinhalb Mal so groß wie die Bundesrepublik Deutschland. Zu Beginn der 1990er Jahre hatte Peru etwa 22 Millionen Einwohner; circa ein Drittel davon lebte in der Hauptstadt.

Propaganda, über selektive Hinrichtungen bis hin zum Guerilla-Kampf) durchgeführt.¹² Seit Mitte der 1980er Jahre bestand eine zweite Guerilla, die revolutionäre Bewegung *Túpac Amaru (Movimiento Revolucionario Túpac Amaru-MRTA)*. Sie gewann zum Ende der 1980er Jahre an Einfluss in einigen Regionen des Landes und war zu Beginn der 1990er Jahre zwar stark angeschlagen, zeigte aber noch immer militärische Stärke.

Die Aufstandsbekämpfungspolitik des Staates wurde zu Beginn der 1990er Jahre mitten im politischen Wandel stark intensiviert. Als Alberto Fujimori 1990 an die Macht kam, verfolgte der peruanische Staat zwei Ziele: die Guerilla-Organisationen zu zerschlagen und die Wirtschaft zu stabilisieren. Für dieses Ziel leitete Fujimori eine Staatsreform ein, die die autoritären Züge des peruanischen Staates erheblich stärkte. Sein neoliberales Wirtschaftsprogramm wurde schneller und radikaler als in anderen Ländern Lateinamerikas eingeführt. Unter dem Vorwand der Terrorismusbekämpfung führte Fujimori am 5. April 1992 einen »Selbstputsch« durch, ließ den Kongress und die regionalen Regierungen auflösen, die Judikative und die Wahlbehörde schließen und verfolgte die legale Opposition. Seit diesem Moment und nach seiner Wiederwahl im Jahr 1995 durch wieder eingeführte Präsidentschafts- und Parlamentswahlen baute Fujimori stufenweise ein autoritäres Regime mit dem Schein einer wieder eingeführten liberal-repräsentativen Demokratie auf. Im Rahmen dieses autoritären Regimes forcierte Fujimori einen weiteren Abbau des Rechtsstaats, der den Auftakt zu einer weiteren Ausweitung der Menschenrechtsverletzungen und der Aufhebung von Grundrechten bildete.¹³

Dem *Leuchtenden Pfad* gelang es, sich einen beachtlichen Rückhalt unter den verarmten Bevölkerungsgruppen durch einen Diskurs zu verschaffen, der die komplette Zerstörung der Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnisse durch einen bewaffneten Kampf in den Mittelpunkt stellte. Dieser Diskurs wurde in eine Praxis umgesetzt, durch die jene Institutionen und Akteure bekämpft wurden, die auf lokaler Ebene als Ursache für soziale Ungerechtigkeiten wahrgenommen wurden. Zum Beispiel führte die Guerilla Landbesetzungen durch. Laut des *Leuchtenden Pfades* wurden in den Jahren 1985 und 1986 insgesamt 320.000 Hektar Ackerland besetzt, 160.000 Bauern mobilisiert und 12.000 Stück Vieh

¹² Partido Comunista del Perú: ¡Elecciones, No! ¡Guerra Popular, Si! (1990). In: Luis Arce Borja (Hrsg.) La Guerra Popular en el Perú. El Pensamiento Gonzalo, Brüssel 1993, hier S. 85.

¹³ Raúl Wiener Fresco: El Reeleccionista, Lima 1998.

vergesellschaftet.¹⁴ Das Verhältnis des *Leuchtenden Pfades* zu den Bauern, die Coca-Pflanzen im Regenwald Perus anbauen, veranschaulicht ebenfalls die Mobilisierungspolitik der Guerilla. Bis zum Aufkommen des *Leuchtenden Pfades* waren die *cocaleros* der Macht der Drogenhändler ausgeliefert. Diese zahlten sehr niedrige Preise für Coca-Pflanzen und setzten die Bauern unter Druck. Die Maoisten zwangen die Drogenhändler, viel höhere Preise für das Produkt zu zahlen. Das kam circa 200.000 Bauernfamilien zugute, deren Haupteinkommen der Anbau der Coca-Pflanze war. Dadurch konnte sich die Guerilla Loyalitäten in der Anbau-Region der Coca-Pflanze verschaffen.¹⁵

Diese Politik verhalf dem *Leuchtenden Pfad* dazu, sich über das ganze Land auszuweiten; er war in der Lage, dem Staat militärische und politische Räume streitig zu machen. Aus diesem Grund musste der Staat seine Aufstandspolitik stetig ausweiten und verbessern. Die Guerilla wiederum musste sich den neuen Herausforderungen anpassen, die die Aufstandsbekämpfung des Staates stellte.

Die Aufstandsbekämpfung des Staates

Obwohl ich mich primär mit der Strategie, Politik und Eigendynamik des *Leuchtenden Pfades* befasse, ist es unerlässlich, sich mit der Aufstandsbekämpfungsstrategie des Staates zu beschäftigen, denn diese erwies sich als erfolgreich und bedingte das Scheitern des *Leuchtenden Pfades* Mitte der 1990er Jahre. In diesem Artikel werden folgende Politikfelder der Aufstandsbekämpfung ausgeführt: Menschenrechtsverletzungen, die Aufhebung des Rechtsstaates, der Einsatz von Dorfschützern und die Ausweitung der Sozialpolitik. Die Optimierung der Geheimdienstarbeit und eine psychosoziale Strategie waren ebenfalls Hauptsäulen der Aufstandsbekämpfungspolitik. Sie werden hier nicht näher behandelt, weil in diesem Artikel der Fokus auf staatliche Handlungsfelder gelegt wird, die sich auf die Eigendynamik und Organisationsentwicklung des *Leuchtenden Pfades* ausgewirkt haben.

¹⁴ Partido Comunista del Perú: Bases de Discusión (1988), in: Luis Arce Borja (Hrsg.): La Guerra Popular en el Perú. El Pensamiento Gonzalo, Brüssel 1989, hier S. 354.

¹⁵ Comisión de la Verdad y Reconciliación 2004, S. 286.

Menschenrechtsverletzungen

Menschenrechtsverletzungen, vor allem die Rechte auf körperliche Unversehrtheit, bildeten von Anfang an die Hauptsäule der Aufstandsbe-kämpfungstrategie des Staates. Mord, Massaker, Folter und das Verschwinden-Lassen¹⁶ von Personen gehörten zur alltäglichen Praxis in der Bekämpfung der Guerillas durch den Staat. Laut der Wahrheitskommission¹⁷ wurden circa 30.000 Menschen durch die Streitkräfte, Polizei und Dorfschützer getötet. Die meisten Opfer waren Andenbewohner, in der Regel Bauern indigener Dorfgemeinschaften.¹⁸ Dabei weist diese Politik der Verletzung von Integritätsrechten zeitlich unterschiedliche Momente auf.

Zu Beginn der 1990er Jahre änderte der Staat unter der Regierung Fujimoris seine Politik der Menschenrechtsverletzungen. Die Zahl wahlloser Morde und Massaker ging zurück. Die mutmaßlichen Anhänger und Unterstützer der Guerillas sollten in wachsendem Maße durch selektivere Morde, gesteigerte Folter und sehr harte Haftbedingungen vernichtet werden.¹⁹ Die Strategien der Aufstandsbe-kämpfung kamen

¹⁶ Das Verschwinden-Lassen ist eine weit verbreitete Praxis unter Streitkräften, Polizei und Geheimdiensten in Lateinamerika in ihrem Kampf gegen Guerillas und Oppositionelle. Diese Praxis ist vor allem von Militärdiktaturen und autoritären Regimen angewandt worden. Durch das Verschwinden-Lassen werden mutmaßliche Guerilla-Anhänger und Oppositionelle festgenommen und ermordet; ihre Leichen werden daraufhin versteckt. Dadurch beabsichtigen repressive Apparate, Nachforschungen und Untersuchungen zu unterdrücken und Terror unter den Familien- und Bekanntenkreisen der Opfer, Anhänger und Sympathisanten von Guerillas und der Opposition zu verbreiten.

¹⁷ Im Jahr 2001 wurde von der Transitionsregierung von Valentín Paniagua eine Kommission unter dem Namen »Comisión de la Verdad y Reconciliación« (Wahrheits- und Versöhnungskommission) zur Untersuchung von Menschenrechtsverbrechen, die im Rahmen des Konfliktes 1980-2000 verübt worden sind, eingerichtet. Diese Wahrheitskommission sammelte durch zahlreiche Interviews und Auswertung von Archiven zwar wertvolles Material über den Konflikt; ihre Ergebnisse sind aber mit Vorsicht auszuwerten. Diese Wahrheitskommission wurde vom Staat ins Leben gerufen und wurde von Experten zusammengesetzt, die sehr kritisch gegenüber den Guerrillas, vor allem gegenüber dem *Leuchtenden Pfad* standen. Vertreter von sozialen Bewegungen sowie Opferorganisationen wurden in die Kommission nicht miteinbezogen.

¹⁸ Luis Arce Borja: *Memoria de una Guerra. Perú 1980-2000*, Brüssel 2009, hier S. 9ff.

¹⁹ Eine der berüchtigten Haftanstalten war das Hochsicherheitsgefängnis von Yanamayo, das sich am Titicacasee 4.000 Meter über dem Meeresspiegel mit Temperaturen bis zu minus 10 Grad befindet. Die Insassen hatten täglich nur eine halbe

zur Erkenntnis, dass die Politik der wahllosen Menschenrechtsverletzungen den Guerillas zugutekam. Der Staat brauchte, vor allem in ländlichen Gebieten, die Unterstützung der Bevölkerung, um die Dorfschützer zu stärken und dem *Leuchtenden Pfad* entgegenzutreten. Dieses neue Moment in der Politik der Menschenrechtsverletzungen kann ferner auf eine Besonderheit der Regierung Fujimoris zugeführt werden. Diese musste auf Vorwürfe von nationalen und internationalen Menschenrechtsorganisationen und westlichen Regierungen reagieren, welche der Regierung Menschenrechtsverletzungen und undemokratische Praktiken zur Last legten.²⁰

Menschenrechtsverletzungen durch die staatlichen Streitkräfte, Polizei und Dorfschützer waren anfangs ein ausschlaggebender Grund für die Unterstützung des *Leuchtenden Pfades* von Teilen der Bevölkerung. Dennoch hatten das Ausmaß und die systematische, über einen langen Zeitraum stattfindende Ausführung von Menschenrechtsverletzungen einen Abschreckungseffekt auf die Bevölkerung in den von der Guerilla dominierten Gebieten. Je länger der Konflikt andauerte und je besser die Streitkräfte und Dorfschützer ihre militärische Vorherrschaft auf dem Lande etablieren konnten, desto weniger Menschen waren vor allem in den Kriegsgebieten dazu bereit, die immensen Opfer, die die Unterstützung der Guerilla mit sich brachte, zu tragen.

Die Aufhebung des Rechtsstaates

Die Aufstandsbekämpfungsstrategie des peruanischen Staates basierte auf einer stufenweisen Aufhebung des Rechtsstaates, die sich in der Anti-Terror-Gesetzgebung ausdrückte. Zwischen 1981 und 2007 wurden über 40 Anti-Terror-Gesetze verabschiedet. Die sich verstärkende anti-subversive Gesetzgebung verstieß gegen sämtliche Prinzipien des Strafrechts eines liberal-demokratischen Rechtsstaates. Die Definitionen der

Stunde Ausgang aus ihren Dunkelzellen und durften nur einmal pro Monat für eine Stunde Besuch direkter Verwandter empfangen. Den Gefangenen war der Besitz von Büchern untersagt und es stand ihnen nur eine dünne Decke zur Verfügung. Die tägliche Ration Essen und die medizinische Versorgung waren so miserabel, dass die Gefangenen an Unterernährung und unzähligen Krankheiten litten (Vgl. Coordinadora Nacional de Derechos Humanos: Informe 1998, Lima 1998).

²⁰ Kenneth Roberts; Mark Peceny: Human Rights and United States Policy Towards Peru, in: Maxwell A. Cameron; Philip Mauceri (Hrsg.): The Peruvian Labyrinth. Polity, Society, Economy, Pennsylvania 1997, hier S. 213ff.

Tatbestände sind so vage und es sind solch übermäßige Strafen vorgesehen, dass gegen das Legalitätsprinzip des Strafrechts und gegen das Prinzip der Verhältnismäßigkeit der Strafen verstoßen wird.²¹ Allein die Zugehörigkeit zu einer so genannten terroristischen Organisation, ohne die Verübung eines ansonsten vom Strafrecht verfolgten Verbrechens, wurde mit mindestens 15 Jahren Haft bestraft. »Bewiesen« wurde die Angehörigkeit oft mit dem Besitz von verbotenen Texten der Guerilla-Organisationen.²²

Durch den Paragraphen »Apologie des Terrorismus«, der öffentliche Sympathiebekundungen mit so genannten terroristischen Organisationen unter Strafe stellte und die Meinungsfreiheit stark beeinträchtigte, sollte der Anti-Terror-Gesetzgebung ein stärkerer Abschreckungscharakter verliehen werden. Die Verletzung der Meinungsfreiheit wird durch folgende Beispiele sichtbar: Im Rahmen der Razzien und der darauffolgenden Besetzung staatlicher Universitäten durch die Streitkräfte zu Beginn der 1990er Jahre wurde die gesamte marxistische Literatur aus den Bibliotheken entfernt. Es wurden Gesetze eingeführt, die die öffentliche Verehrung der Symbole des »Vaterlandes« anordneten. Dies hatte zur Folge, dass die Streitkräfte Bürger dazu zwingen konnten, in der Öffentlichkeit die Nationalhymne zu singen – ein Vorgehen das in den besetzten Universitäten und Slums oder in den Gefängnissen praktiziert wurde.

Richter verfügten meist über einen sehr weiten Spielraum, was in der Regel zu Ungunsten des Angeklagten ging. Das Prinzip des *in dubio pro reo* (»Im Zweifel für den Angeklagten«) wurde durch das allgemein präventive Prinzip des *in dubio pro societatis* (»Im Zweifel für die Gesellschaft«) ersetzt. Es waren sehr kurze Fristen vorgesehen, sodass das Verteidigungsrecht des Angeklagten erheblich eingeschränkt wurde. Der oder die Angeklagte konnten für lange Zeit inhaftiert werden, ohne dass seine oder ihre tatsächliche Schuld überprüft werden musste. Richter konnten von Beginn an Isolationshaft für das erste Jahr anordnen, ohne die Einschätzung der »Gefährlichkeit« des Verurteilten in der Haftanstalt abwarten zu müssen.²³

²¹ Carlos Rivera Paz: Ley penal, terrorismo y Estado de derecho, in: ¿Qué hacer? N° 167, Juli-August 2007.

²² Edwar Álvarez Yrala; Carlos Rivera Paz: La nueva legislación terrorista: avances y límites, Lima 2003, www.justiciaviva.org.pe/publica/01.pdf (28.7.2012).

²³ Comisión Interamericana de Derechos Humanos: Segundo Informe la Situación de los Derechos Humanos en el Perú, Kapitel II, San José 2000, www.cidh.org/countryrep/Peru2000sp/indice.htm (10.4.2012).

Im Jahr 1992 wurde unter der Regierung Fujimoris die stärkste Verschärfung der Anti-Terror-Gesetze vorgenommen. Es wurde eine verschärfte Form des Straftatbestandes Terrorismus eingeführt: der Vaterlandsverrat (*traición a la patria*). Die wegen Vaterlandsverrates Angeklagten wurden beschuldigt, Anführer einer »terroristischen« Organisation zu sein oder an Aktionen mit Todesfolge teilgenommen zu haben. Zuständig für diese Prozesse waren die Militärgerichte, die Angeklagte ohne die essenziellen Garantien des Verteidigungsrechts in Eilverfahren zu lebenslänglichen Strafen verurteilten. Die Militärgerichte bestanden zunächst aus maskierten Richtern, die Angehörige der Armee waren, und von denen nur ein Mitglied eine juristische Ausbildung aufwies. Bei diesen Verfahren trennte eine Scheibe, durch die die Angeklagten nichts sehen konnten, Richter und Angeklagte. Die Richter wurden zudem in allen Dokumenten als Zahlen und nicht unter ihren Namen geführt. Außerdem fanden Gerichts- und Berufungsverfahren unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. Aufgrund zahlreicher nationaler und internationaler Proteste wurden die »Richter ohne Gesicht« im Oktober 1997 abgeschafft.²⁴

Die rechtliche Entgrenzung prägte auch die polizeiliche Untersuchungspraxis. Mitglieder der Streitkräfte und Polizei waren befugt, eine Person aufgrund eines vagen Verdachts in Untersuchungshaft zu nehmen, ohne dass die Verdächtigen in den ersten 15 Tagen von einem Rechtsanwalt oder von nächsten Verwandten besucht werden durften. Menschenrechtsorganisationen haben reichlich dokumentiert, dass Verdächtige in Untersuchungshaft gefoltert wurden, um Geständnisse oder Anschuldigungen gegen andere Personen zu erzwingen.²⁵

Der Weg hin zur Abschaffung der Rechtsstaatlichkeit vollzog sich ebenfalls durch die Erklärung von Notständen (»estado de emergencia« in der peruanischen Rechtsordnung). Trotz der sehr repressiven Gesetzgebung wurden ab 1981 Notstände in den von der Guerilla dominierten Gebieten erklärt, um eine umfassendere Kontrolle über die Bevölkerung zu haben. Der Notstand bedeutete die Einschränkung beziehungsweise Aufhebung einer Fülle rechtsstaatlicher Garantien, die den Bürgern Widerstand gegen staatliche Willkür zugestehen. Es wurden die Bewegungsfreiheit, das Versammlungsrecht, die Unverletzlichkeit der Wohnung und individueller Kommunikation sowie andere Rechte und Freiheiten eingeschränkt oder aufgehoben, sodass die Bürger sich

²⁴ Coordinadora Nacional de Derechos Humanos 1998.

²⁵ Comisión Interamericana de Derechos Humanos 2000.

kaum gegen willkürliche Eingriffe und Festnahmen durch die Polizei und das Militär wehren konnten. Die Streitkräfte und Polizei waren befugt, in Privathäuser einzudringen und Personen ohne Haftbefehl festzunehmen. Durch die Zwangsrekrutierung der Dorfschützer wurde mehrfach gegen das Vereinigungsrecht verstoßen. Die Ziviljustiz war dem Militär untergeordnet und hatte keinen Zugang zu Militärhaftanstalten, in denen sich Zivilisten befanden. Informationen über deren Zustand wurden verweigert. Dass dieser Sachverhalt die materiellen Voraussetzungen der Verletzung der körperlichen Unversehrtheit stärkte, zeigte sich in der Zahl der Menschenrechtsverletzungen in den Gebieten unter Notstand.²⁶ Zu Beginn der 1990er Jahre standen über 70% des Landes unter Notstand.

Ein weiterer Ausdruck der Aufhebung des Rechtsstaates findet sich in der Einrichtung so genannter »Zivil-Militärischer Kommandos« (*Comando Cívico-Militares*) in Gebieten, in denen der Notstand verhängt wurde. Diese »Kommandos« setzten sich aus Vertretern des Militärs und gewählten politischen Regierungsvertretern zusammen. Sie ersetzten die lokalen und regionalen Regierungen in ihren Funktionen. *De facto* übernahm das Militär die Verwaltungs- und Regierungsfunktionen in weiten Regionen des Landes.

Die antisubversive Gesetzgebung, die Notstände, die Militärgerichte, die menschenrechtswidrigen Haftbedingungen der politischen Gefangenen sowie die militärische Führung der Aufstandsbekämpfung, die auf die Unterstützung der politischen Klasse zählte, bildeten die rechtlichen und politischen Voraussetzungen der Verletzungen der Rechte auf körperliche Unversehrtheit in Peru. Diese Kette der Entmenschlichung wurde durch das Glied der Straflosigkeit der Täter vervollständigt.

Der Einsatz der Dorfschützer

Der Einsatz von Dorfschützern war von Beginn an wesentlicher Bestandteil der Aufstandsbekämpfungsstrategie des Staates. Den Dorfschützern wurde ab den 1990er Jahren unter der Regierung Fujimoris eine übergeordnete Rolle im militärischen Kampf gegen die Guerilla zugewiesen.²⁷ Die Dorfschützer entschieden den Krieg zugunsten des Staates in den ländlichen Gebieten der Andenregion, wo der *Leuchtende Pfad*

²⁶ Coordinadora Nacional de Derechos Humanos 1998.

²⁷ Wiener Fresco 1998, S. 208ff.

den stärksten Rückhalt hatte. Laut der peruanischen Streitkräfte gab es 2003 8.000 anerkannte »Selbstverteidigungskomitees« (wie die Dorfschützer genannt wurden) mit circa 500.000 Mitgliedern, die 15.179 Waffen erhalten hatten.²⁸ Der Staat hatte mehrere Gründe, um Dorfschützer gegen die Guerillas einzusetzen: 1. Der Staat wäre durch die Streitkräfte und die Polizei nicht in der Lage gewesen, weite Teile des ländlichen Raums militärisch abzudecken. 2. Durch die Bildung der Dorfschützer sollten Loyalitäten für den Staat unter den Bauern hergestellt werden und somit dem *Leuchtenden Pfad* der Boden entzogen werden. 3. Der Staat bezweckte damit auch, der Repression der Guerillas einen »zivilgesellschaftlichen« Charakter zu verleihen und die Subversion in der Öffentlichkeit zu delegitimieren. Es sollte das Bild erzeugt werden, dass die Guerilla Zivilisten angreift.

Die Teilnahme der Dorfschützer am Bürgerkrieg weist verschiedene Momente auf und unterscheidet sich von Region zu Region. Zuerst wurden die Dorfschützer in den Guerilla-Gebieten eingesetzt und die »zivilen Verteidigungskomitees« (*Comités de Defensa Civil*), die später »Selbstverteidigungskomitees« (*Comités de Autodefensa*) genannt wurden. In einigen Fällen organisierten sich die Dorfschützer von selbst gegen den *Leuchtenden Pfad*. In anderen Fällen wurden sie von den Streitkräften gezwungen, sich zu organisieren und die Guerillas zu bekämpfen. In wiederum anderen Fällen entschieden sich Bauern für die eine oder die andere Kriegspartei, je nach Lage der militärischen Kräfteverhältnisse. Über die Motivation oder Umstände, unter denen sich die Bauern als Dorfschützer organisierten, oder durch die Streitkräfte organisiert wurden, liegen keine Zahlen vor.

Es gibt eine Fülle von Faktoren, die bestimmt haben, ob Bauern entweder den *Leuchtenden Pfad* unterstützten oder sich den Dorfschützern anschlossen. Die sozioökonomische Lage der Bauern, ihre Eigentums-, Klassen- und die Herrschaftsverhältnisse auf lokaler Ebene waren ausschlaggebend für das politische Handeln der Bauern der Andenregion. Die militärischen Kräfteverhältnisse waren auch entscheidend dafür, dass die Bauerngemeinschaften entweder die Guerillas oder die Streitkräfte unterstützten. Das galt vor allem für die Dorfgemeinschaften, die keinen intensiven Politisierungsprozess durchgemacht hatten.

In einigen Fällen unterstützten oder sympathisierten Bauerngemeinschaften anfangs mit dem *Leuchtenden Pfad*; dann wechselten sie die Seite, weil sie die staatlichen Streitkräfte als die eindeutig überlegene

²⁸ Comisión de la Verdad y Reconciliación 2004, S. 456.

Macht sahen. In den meisten Fällen besaß der *Leuchtende Pfad* nicht die militärische Stärke, um seine Bauerngemeinde zu schützen. Obwohl einige Bauerngemeinden sich mit den Zielen der Guerillas identifizierten und mit ihrem Kampf solidarisieren konnten, reichte eine Kosten-Nutzen-Rechnung, um den Maoisten den Rücken zu kehren.²⁹

Diese Rechnung wurde nicht nur auf die militärische, sondern auf die wirtschaftliche Dimension angewandt. Die Bauerngemeinden, die den *Leuchtenden Pfad* in Form von Volkskomitees unterstützten, mussten die Guerilla-Einheiten mit Nahrungsmitteln beliefern. Viele Bauerngemeinden betrieben Subsistenzwirtschaft und sahen sich in ihrer Existenz bedroht. In Einzelfällen, vor allem zu Beginn des Bürgerkrieges, untersagte die Guerilla einigen Bauerngemeinden, ihre Produkte auf lokalen Märkten zu verkaufen. Sie sollten nur Subsistenzwirtschaft betreiben und der Mehrwert sollte zum Unterhalt der Guerilla-Einheiten verwendet werden. Damit beabsichtigten die Guerillas auch, ihre Politik der Blockade der Städte durchzusetzen. Diese Politik kostete den *Leuchtenden Pfad* wertvolle Unterstützer, die er unter vielen Bauerngemeinden zu Beginn des bewaffneten Kampfes gewonnen hatte.³⁰

Die Volkskomitees, die der *Leuchtende Pfad* in den Bauerngemeinden gründen wollte, sollten den Keim der »Neuen Macht« bilden. Sie wurden nach den Regeln und Prinzipien der Guerilla regiert. Die Regierungs- und Verwaltungsstrukturen wurden von Parteikadern ausgeübt. In einigen Fällen übernahmen die Vertreter des Staates in den Bauerngemeinden (Bürgermeister, Stadträte, Friedensrichter) selbst die neuen Regierungsposten innerhalb der von der Guerilla bestimmten Struktur. In anderen Fällen wurden diese von Parteikadern ersetzt, was nicht immer reibungslos verlief. Vor allem in Dorfgemeinschaften, in denen traditionelle Herrschaftsstrukturen vorherrschten, widersetzten sich in der Regel die Dorfältesten der Einführung neuer Herrschaftsstrukturen. In einigen Fällen führte die Ablehnung zu einer offenen Konfrontation bis hin zur Bildung von Dorfschützern.³¹ Bei der Etablierung des Systems der Dorfschützer spielten ebenfalls jahrhundertlange Konflikte unter indigenen Dorfgemeinschaften auf dem Land eine nicht unbeachtliche

²⁹ Sascha Mache: Hintergründe, Verlauf und Wirkungen des peruanischen Bürgerkrieges, Frankfurt am Main 2002, S. 167ff.; Comisión de la Verdad y Reconciliación 2004, S. 440.

³⁰ Ders., S. 168.

³¹ José Coronel: *Violencia política y respuestas campesinas en Huanta*, in: Carlos Degregori (Hrsg.): *Las Rondas Campesinas y la derrota de Sendero Luminoso*, Lima 1996, hier S. 47ff.

Rolle. Diese wurden ausgenutzt und indigene Bauerngemeinden von den Streitkräften gegeneinander ausgespielt.

Die Ausweitung der Dorfschützer führte zu der militärischen Niederlage des *Leuchtenden Pfades* in ländlichen Gebieten, die das Rückgrat der Guerilla-Organisation bilden sollten. Durch die Analyse der Entwicklung von Dorfschützern werden Faktoren sichtbar, die zur Interessenbildung und zum praktischen Handeln von Bauern in bewaffneten Konflikten geführt haben. Diese Analyse gibt ebenfalls Auskunft über die Basisarbeit und Strategie des *Leuchtenden Pfades* gegenüber Bauern und Dorfgemeinschaften. Das weist darauf hin, dass die Interessen der verschiedenen Bauerngruppen (im Hinblick auf die Eigentums-, Klassen- und Herrschaftsverhältnisse) in der Strategie und im Kampfprogramm der Guerilla nicht ausreichend berücksichtigt wurden. Zudem hat die Guerilla die politischen und militärischen Kräfteverhältnisse, vor allem im Hinblick auf das Ausmaß und die Dauer des Konfliktes, falsch eingeschätzt.

In der Auseinandersetzung um die Dorfschützer wird deutlich, wie ideologisch die Debatte um den *Leuchtenden Pfad* durch konservative peruanische Wissenschaftler, die maßgeblich den herrschenden akademischen Diskurs um die Guerilla bestimmt haben, geführt wird. Diese Autoren erkennen einerseits den gesellschaftlichen Charakter des vom *Leuchtenden Pfad* geführten Kampfes an, verneinen andererseits aber seine Verankerung in den sozialen Kämpfen der benachteiligten Bevölkerungsschichten. Einer der Gründe für die Nichtanerkennung des *Leuchtenden Pfades* als sozial-revolutionäre Bewegung sind seine militärischen Aktionen, denen zum Teil auch arme Menschen zum Opfer fielen, für die die Guerilla eigentlich kämpfen müsste. In einem anderen Licht sehen diese Autoren die Dorfschützer, wenngleich diese vor allem auf dem Land umfangreiche Terrormaßnahmen durchführten. Die Dorfschützer erhalten jedoch von diesen Wissenschaftlern, wie Degregori, Coronel und Tapia, den Status einer sozialen Bewegung und werden als Akteure der Zivilgesellschaft behandelt.³²

³² Carlos Degregori: *Cosechando tempestades: Las rondas campesinas y la derrota de Sendero Luminoso en Ayacucho*, in: Carlos Degregori (Hrsg.): *Las Rondas Campesinas y la derrota de Sendero Luminoso*, Lima. 1996; Carlos Tapia: *Autdefensa armada del campesinado*, Lima 1995.

Die politische Ökonomie der Aufstandsbekämpfung – die Ausweitung der Sozialpolitik

Die staatliche Aufstandsbekämpfung und Wirtschaftspolitik waren eng miteinander verknüpft, was zu Beginn der 1990er Jahre deutlich wurde. Zu dieser Zeit hatten die Stabilisierung der Wirtschaft und die Wiederaufnahme Perus als kreditwürdiges Land für den Internationalen Währungsfonds (IWF), die Weltbank und die Gläubigerländer Prioritäten für den Staat. Diese Ziele sollten im Rahmen eines neoliberalen Wirtschaftsprogramms erreicht werden, durch das Auslandsinvestitionen ins Land gebracht und Privatisierungen staatlicher Unternehmen vorgenommen werden sollten. Davon versprach sich die Regierung, über die notwendigen finanziellen Mittel zu verfügen, um ihre Staatspolitik, darunter die Aufstandsbekämpfung, durchführen zu können.

Durch das unternehmerfreundliche neoliberale Programm beabsichtigte die Regierung auch, die Unterstützung der mächtigsten Unternehmergruppen für sich zu gewinnen. Jene sollten zur Finanzierung der Guerilla-Bekämpfung beitragen und die vorangetriebene Militarisierung der Gesellschaft unterstützen. Von dem neoliberalen Projekt erhofften sich die Regierenden nicht nur die uneingeschränkte Unterstützung der Unternehmer, sondern auch die der Streitkräfte, da wirtschaftliche Stabilität bessere Bedingungen für eine militärische »Befriedung« schaffen sollte. Eine intensivere Aufstandsbekämpfung sollte der Regierung Legitimität unter Großunternehmern verleihen, die in den Guerillas eine gewaltige Bedrohung für ihren Profiterwerb sahen.³³

Der Zusammenhang zwischen Aufstandsbekämpfung und neoliberaler Wirtschaftspolitik wird durch die Verwendung der Gelder, die aus den Privatisierungen in den 1990er Jahren stammten, deutlich. Etwa ein Drittel des Kapitals, das durch die Privatisierungen in die Staatskasse floss, wurde für die Zahlung der Auslandsschulden benutzt. Ein weiteres Drittel wurde in die Bereiche Verteidigung und innere Sicherheit investiert. Das letzte Drittel ging in den Staatsapparat und in soziale Ausgaben.³⁴ Dies macht die Prioritäten des peruanischen Staates deutlich. Es ging darum, die Rahmenbedingungen für die Kapitalakkumulation zu gewährleisten. Dafür war es unerlässlich, die innere Sicherheit zu gewäh-

³³ Wiener Fresco 1998, S. 65.

³⁴ Ariela Ruiz Caro: El Proceso de Privatizaciones en el Perú durante el período 1991-2002, Serie Gestión Pública, nr. 22, Instituto Latinoamericano y del Caribe de Planificación Económica y Social, Santiago de Chile 2002, S. 48.

ren und die Sozialpolitik als Legitimationsmittel vor breiten Teilen der verarmten Bevölkerung neu zu gestalten. Die staatlichen Ausgaben in den Bereichen innere Sicherheit und Sozialpolitik dienten ebenfalls dazu, die negativen sozialen Folgen des neoliberalen Programms zu kompensieren, nämlich die Verarmung von Teilen der Bevölkerung und den sozialen Protest gegen ein ausgrenzendes Gesellschaftsprojekt.³⁵

Fujimori setzte die bis dahin am breitesten angelegte Sozialpolitik der republikanischen Geschichte Perus um. Bei seiner Sozialpolitik ging es nicht nur darum, sich durch die Einweihung von Projekten Popularität zu verschaffen oder die Kontrolle über staatliche Ressourcen zu haben, um soziale Projekte in Einklang mit dem neoliberalen Programm zu bringen.³⁶ Vielmehr war die Sozialpolitik

»ein Bestandteil der Aufstandsbekämpfungsstrategie, soziale Projekte und solche der Armutsbekämpfung durchzuführen, um eine zunehmende Unterstützung der Guerilla durch die armen Bevölkerungsschichten zu verhindern und den Einsatz der Armee in den vom Guerillakrieg dynamisierten Gebieten zu legitimieren. Diese Praxis entsprach der Taktik eines *low intensity war*, der die Durchführung von sozialen Projekten als wichtigen Bestandteil des Kampfes gegen die Guerilla berücksichtigt und schon in Vietnam von der US-amerikanischen Besatzungsmacht angewandt wurde«.³⁷

Auswirkungen der Aufstandsbekämpfung

Die Aufstandsbekämpfungspolitik des Staates hatte eine erhebliche Wirkung auf Strategie, Eigendynamik und Politik der Massenmobilisierung des *Leuchtenden Pfades*. Die Dauer und das Ausmaß der Menschenrechtsverletzungen und der weitgehende staatliche Abbau rechtsstaatlicher Garantien schreckten zunehmend Menschen, vor allem in militarisierten Gebieten des Hochlands, davon ab, den *Leuchtenden Pfad* zu unterstützen. Der militärische Vormarsch der Streitkräfte und Dorfschützer auf dem Lande wurde durch die breit angelegte Sozialpolitik

³⁵ Guillermo Ruiz Torres: Neoliberalism under Crossfire in Peru: Implementing the Washington Consensus, in: P. G. Cerny; G. Menz; S. Soedeberg (Hrsg.): *Internalizing Globalization: The Politics of Embedding Neoliberalism*, London 2005, S. 212.

³⁶ Carlos Reyna; Eduardo Toche: *Perú Hoy. El Gobierno y las instituciones en 1999*, Lima 1999, S. 46.

³⁷ Guillermo Ruiz Torres: *Demokratie und Autoritarismus im Peru der 90er Jahre*, 2001, S. 55, unveröffentlichtes Manuskript.

ergänzt, die Hoffnung auf eine Verbesserung der Lebensverhältnisse unter einigen Bauerngruppen erweckte. Dies führte dazu, dass die Guerilla gewonnene militärische und politische Räume in ländlichen Gebieten allmählich verlor. Als Reaktion hierauf intensivierte die Guerilla ihre militärische Aktivität in den Städten und spitzte den Konflikt weiter zu. Der Basisarbeit wurde gegenüber der militärischen Arbeit zu Beginn der 1990er Jahre zunehmend eine untergeordnete Rolle beigemessen. Die Aktionen konzentrierten sich immer stärker auf die Städte, vor allem auf Lima, während die Streitkräfte und Dorfschützer sich die Vormacht in ländlichen Gebieten sichern konnten.

Durch die Analyse der Aufstandsbekämpfung werden die Rahmenbedingungen deutlicher, in denen der *Leuchtende Pfad* agieren musste, welche Umstände die Guerilla zu berücksichtigen hatte, um ihre Strategie zu formulieren und umzusetzen. Wie war ihre Basisarbeit durchzuführen? Der Verlauf und der Ausgang des Krieges weisen darauf hin, dass der *Leuchtende Pfad* viel zu hohe Erwartungen an seine Unterstützer und Sympathisanten bezüglich dessen hatte, was sie während eines langandauernden Konfliktes an Menschenrechtsverletzungen und an sozialen Entbehrungen zu ertragen bereit waren.

Die Analyse der Wechselwirkung zwischen Strategie und Praxis des *Leuchtenden Pfades* und der Aufstandspolitik des peruanischen Staates bietet Elemente für die Diskussion darüber, unter welchen Bedingungen breite Teile der Bevölkerung und Organisationen der sozialen Bewegungen sich auf die Seite einer revolutionären Bewegung oder auf die Seite eines bürgerlich-kapitalistischen Staates stellen. In dieser Auseinandersetzung bieten kritische, marxistische Theorien zur so genannten Zivilgesellschaft und zu sozialen Bewegungen ein wertvolles Instrumentarium, um Interessenbildung und praktisches Handeln sozialer Akteure zu analysieren und zu bewerten. Die so genannte Zivilgesellschaft wird nicht als eine bloße Vermittlungsinstanz zwischen freien Bürgern und dem Staat verstanden, sondern als ein Ort, an dem Macht und Hegemonie umkämpft werden.³⁸

Deutlicher als in Europa ist die so genannte Zivilgesellschaft in lateinamerikanischen Ländern ein vom Staat und anderen politischen Kräften umkämpftes Terrain mit dem Ziel, diese für sich zu gewinnen beziehungsweise zu vereinnahmen. Dies ist von zentraler Bedeutung, weil die herrschende Theoriebildung zum *Leuchtenden Pfad* diesen auf eine Organisation reduziert, welche andere so genannte zivilgesellschaftliche

³⁸ Antonio Gramsci: Cuadernos de la Cárcel, México D.F. 1981.

Organisationen für ihre Zwecke manipuliert und/oder seinen Willen aufgezwungen hat. Eine Analyse der Zusammenarbeit des *Leuchtenden Pfades* mit Organisationen der sozialen Bewegungen könnte aufzeigen, inwieweit die Zivilgesellschaft von politischen Interessen, Zwängen und Kämpfen bestimmt wird. In diesem Zusammenhang sollte der Frage nachgegangen werden, in welchem Verhältnis der *Leuchtende Pfad* zum peruanischen Staat und zum Geflecht der wirtschaftlichen und politischen Entscheidungsfindung stand. Zudem könnte geklärt werden, welche politischen Interessen diese Organisation vertrat und inwieweit das Programm und die Politik des *Leuchtenden Pfades* in Übereinstimmung mit den Interessen und Erwartungen der verarmten Bevölkerungsmehrheit standen.

GEWALT UND ERINNERUNG

Constance Margain

Zwischen Verlusten und Trümmern

Der Widerstand der Internationale der Seeleute und Hafentarbeiter gegen den Nationalsozialismus

Die Internationale der Seeleute und Hafentarbeiter (ISH) wurde am 3. Oktober 1930 gegründet und 1937 gemeinsam mit der Roten Gewerkschafts-Internationale (RGI oder *Profintern*) aufgelöst. Bekannt wurde diese Internationale durch den autobiografischen Roman von Jan Valtin *Out of the night* (1941), auf Deutsch 1957 als *Tagebuch der Hölle* erschienen.¹ In meiner Dissertation habe ich über den Widerstand dieser Gewerkschaft geforscht,² den ich hier zum Teil vorstellen möchte.

Der Begriff des Widerstandes soll hier in dem Sinne verwendet werden, dass er den kommunistischen Widerstand erfasst, und den Werdegang der militanten kommunistischen Widerstandskämpfer aufzeigt. Da die Entscheidung für den Widerstand und gegen den Nationalsozialismus auf biografischer Ebene Ausdruck einer individuellen Wahl ist, wird diese politische Aktion zu einer Besonderheit im politischen und auch persönlichen Werdegang des Aktivisten. Es gilt herauszufinden, ob diese Wahl einen Schnitt im Leben desjenigen markiert oder eine Kontinuität und Fortsetzung bedeutet. Daran schließen sich weitere Fragen an: Wer leistet Widerstand und aus welchem Grund? Einige kommunistische Anhänger sind V-Männer,³ also Agenten der Gestapo geworden. Diese politischen Aktivisten, nun Agenten der Gestapo, waren zuvor Widerstandskämpfer. In der Tat war die Gestapo sehr an Kommunisten interessiert. Dieses Phänomen der kommunistischen (oder auch nicht) V-Männer bildete einen wichtigen Bestandteil, welcher es der Gestapo ermöglichte, gut zu funktionieren.

¹ Jan Valtin: *Out of the night*, New York 1941; dt.: *Tagebuch der Hölle*, Köln 1957; frz.: *Sans patrie, ni frontières*, Paris 1947.

² Vgl. Constance Margain, *Gewerkschaftsorganisation und kommunistischer Widerstand der Internationale der Seeleute und Hafentarbeiter – ISH – (1930-1937): Kollektivbiografische Untersuchung eines kommunistischen Syndikats* (unveröffentlicht).

³ V-Leute, als »Vertrauensmänner« bezeichnete Spitzel, die in die illegale Bewegung eingeschleust und dort nicht nur als passive Spione, sondern auch als aktive Kommunisten tätig wurden.

Die Geschichtsschreibung basiert nicht einfach auf objektiven Quellen, sondern ist zudem auch abhängig von deren historiografischer Behandlung. Sie ist also selbst nicht ahistorisch-objektiv, sondern bestimmt durch einen Zeitkern oder eine Zeitdichte, die man in einem analytischen und zeitgeschichtlichen Versuch wie diesem berücksichtigen muss. Es ist zunächst allgemein anzumerken, dass die Geschichte und die Geschichtsschreibung des deutschen Widerstandes sich in konsequenter Weise entwickelten. Je mehr man sich von der Geschichte der Shoa und des Zweiten Weltkrieges entfernt, desto mehr Bedeutung bekommen diese Ereignisse in der öffentlichen Meinung. Weiter wurde die Geschichte der Shoa ein politisches Thema von internationalem Ausmaß. Man prangert den Schrecken an oder man verleugnet ihn. In diesem Kontext kann der Geschichte des Widerstandes in der aktuellen Geschichtsschreibung, besonders der deutschen, nur Gewicht beigegeben werden als Gegenpunkt zu dem Horror der Shoa und als komplementärer Raum des Verstehens, ohne dabei manch anderes nationale Thema aus dem kollektiven Gedächtnis zu streichen. Dies war aber nicht immer der Fall; vor allem nicht, als Deutschland noch in zwei Staaten geteilt war, und vor allem nicht mit Bezug auf den kommunistischen Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Zum Zeitpunkt der Wiedervereinigung, so scheint es, wurde die Geschichte des kommunistischen Widerstandes erneut ein *wissenschaftliches* Thema, nachdem es in der Zeit der Teilung primär ein *politischer* Gegenstand zwischen den beiden deutschen Staaten gewesen war. In diesem Rahmen ist es notwendig, sich einen Begriff davon zu machen, was das Wort Widerstand bedeutet. Dazu ein Zitat von Imre Kertész:

»Ich will mich kurz fassen, da ich ja lauter alten Füchsen gegenüber sitze, und sage nur soviel wie: Lager und Winter und Krankentransport und Viehwaggons und nur eine einzige kalte Verpflegungsration, [...] und ich, auf einem zur Tragbahre ernannten Holzgerüst liegend, wende meine Hundeaugen nicht von einem Mann, [...] der, keine Ahnung, warum, nur ›Herr Lehrer‹ genannt wurde, an den meine Ration geraten war, und dann das Verladen werden in die Waggons, und der Abzählstand stimmt natürlich wieder und wieder nicht, und Gebrüll und Durcheinander und ein Tritt, dann spüre ich, wie man mich hochreißt und vor dem nächsten Waggon abstellt, und ich sehe den ›Herr Lehrer‹ und meine Ration schon lange nicht mehr [...]. Wen aber sehe ich wenige Minuten später? Rufend und mit seinem Blick rastlos suchend, schwankt der ›Herr Lehrer‹ auf mich zu, in seiner Hand hält er meine kalte Verpflegungsration, und als er mich auf der Trag-

bahre erblickt, legt er sie mir rasch auf den Bauch; ich will etwas sagen, und es scheint, die Überraschung steht mir unverhüllt ins Gesicht geschrieben, weil er, obwohl er bereits dabei ist zurückzujagen – wird er nicht an seinem Platz angetroffen, schlägt man ihn einfach tot – weil er mit einer auf seinem kleinen, sich schon auf den Tod vorbereiteten Gesicht klar zu erkennenden Entrüstung sagt: ›Was hast du denn gedacht?! ...‹⁴

In dieser Schilderung von Imre Kertész wird die Schwierigkeit deutlich, den Begriff des Widerstandes zu definieren. Für den Leser ist »Herr Lehrer« ein Widerstandskämpfer. Er leistet keinen humanitären Widerstand, denn er ist selbst ein Opfer. Seine Widerstandshandlung besteht in seiner Weigerung zu akzeptieren, dass die Nazi-Barbarei Einzug in seinen Alltag hält. Seine Auffassung von Alltag hat er in seinem Bewusstsein verinnerlicht. Er stellt wieder ein Zusammenleben her, das Symbolischste nämlich, einem Anderen Nahrung zu geben, in einem Umfeld, das in allem Wesentlichen der menschlichen Gemeinschaft entgegensteht. Diese Erzählung zeigt, dass allein das Individuum in den Widerstand tritt, wobei Widerstand, auch wenn er nicht politisiert wird, doch immer politisch ist. Der Widerstand des ›Herrn Lehrer‹ personifiziert die Abschaffung des Naziregimes, da seine Handlung das Gegenteil davon bedeutet. Diese Aktion negiert die etablierte Ordnung und eröffnet andere Horizonte. »Erschaffen ist widerstehen, widerstehen ist erschaffen«, lobt Stéphane Hessel.⁵ Wenn man Imre Kertész liest, kann man weiter behaupten: Widerstehen heißt, sich auf die Seite der Menschlichkeit zu stellen. Das Wort Widerstand ist mehrdeutig in seiner Geschichte.

Im Wörterbuch ist die erste Definition eine wissenschaftliche: »Physisches Phänomen, das gerichtet ist gegen eine Aktion oder eine Bewegung.«⁶ Wenn es um das menschliche Handeln geht, findet man: Gewaltlosigkeit (passiver Widerstand), Ungehorsam, Aufstand, Rebellion, Aufruhr, Hindernis, Opposition, Schwierigkeit, Reaktion, Weigerung, Abwehr, Standhaftigkeit, Stärke, Hartnäckigkeit ... Der Widerstand hat viele Aspekte. Geht es eher darum, physisch standzuhalten, als an einer vereinbarten, manchmal politischen Aktion teilzunehmen? Widerstehen bedeutet ›leiden, ertragen‹ und ›kämpfen, ungehorsam sein‹. Es gibt den Widerstand gegen den Staat, den Widerstand als Emanzipation, als Regimekritik, als Protest aber auch als Synonym für Nonkonformismus.

⁴ Imre Kertész: *Kaddisch für ein nicht geborenes Kind*, Berlin 1992, S. 56ff..

⁵ Stéphane Hessel: *Indignez-vous!*, Montpellier 2010, S. 13.

⁶ Eintrag »Résistance« aus dem *Petit Robert*.

Begriff und Handlung erhalten ihren Adelsbrief mit dem Kampf gegen den deutschen Faschismus ab 1933.

Zu jeder Zeit gab es während des nationalsozialistischen Regimes Widerstand. Der von der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) getragene kommunistische Widerstand zwischen 1933 und 1939 hat eine besondere Geschichte, an die erinnert werden soll. Für die kommunistische Bewegung in ihrer Gesamtheit ist Widerstand nichts Neues. Es gibt keinen wirklichen Übergang vom kommunistischen Diskurs zum Diskurs des Widerstandes. Die Neuheit ist der Gegner: das Naziregime. Auch wenn der 30. Januar 1933 eine Zäsur in der deutschen Geschichte markierte, haben wenige Kommunisten die Ereignisse in der vollen Härte ihrer Entwicklung kommen sehen – wiewohl sie sich seit 1932 auf die Illegalität vorbereitet hatten.

Seit 1931 existierten Spezialbezirke, die seit 1933 von den Parteifunktionären genutzt wurden. Im Dezember 1932 wurden 28 Bezirksleitungen der KPD in acht Oberbezirke eingeteilt.⁷ Aber diese extreme Zentralisierung und die Hierarchie innerhalb der Partei machte sie verwundbar. Der am 30. Januar 1933 von der KPD erteilte Aufruf zum Generalstreik drohte, nicht zum Ziel zu führen. Unter 300.000 Aktivisten waren 250.000 Arbeitslose, die in dieser Richtung freilich wenig auszurichten vermochten. Problematisch war zudem, dass die KPD die Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD) und den Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund nach 1929 systematisch als faschistischen Hauptfeind sah, sodass deren Anhänger diesem Aufruf kaum Glaubwürdigkeit beimessen konnten.

Das kommunistische Hauptquartier Karl-Liebknecht-Haus wird am 2. Februar besetzt. Seit dem Reichstagsbrand am 27. Februar werden viele Kommunisten und solche, die dafür gehalten werden, festgenommen. Bei den Reichstagswahlen am 5. März erhält die KPD 4,8 Millionen Stimmen und 81 Mandate, die am 9. März annulliert werden. Nach unterschiedlichen Schätzungen werden zwischen 1933 und 1934 60.000 Kommunisten festgenommen und 2.000 ermordet.⁸ Ende 1933 haben die Nazis ihre Macht ohne bedeutenden Widerstand gefestigt. 1935 werden 15.000 kommunistische Widerstandskämpfer festgenommen.

⁷ Vgl. Andreas Herbst: Kommunistischer Widerstand, in: Peter Steinbach; Johannes Tuchel (Hrsg.): Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur 1933-1945, Bundeszentrale für politische Bildung, 2004, S. 33-55, hier S. 35.

⁸ Vgl. Hermann Weber: Kommunistischer Widerstand gegen die Hitler-Diktatur 1933-1939, in: Beiträge zum Widerstand 1933-1945, Jg. 33, 1988, S. 1-24, hier S. 3.

Zwischen 1933 und 1935 finden 3.000 Prozesse gegen mehr als 18.000 Kommunisten wegen »illegalen Wiederaufbaus der KPD« statt.⁹ Hermann Weber nennt dagegen eine Zahl von 20.000 deutschen Kommunisten, die zwischen 1933 und 1945 ermordet wurden.¹⁰

Die Möglichkeit, das nationalsozialistische Regime zu stürzen und dabei die KPD erneut zu etablieren, war das Hauptziel der KPD-Anhänger im Exil. Die Aktivisten in Deutschland versuchten, die Verbindungen zu alten Kameraden zu reaktivieren, kauften Zeitungen, zahlten Mitgliedsbeiträge, trafen sich heimlich, um sich über Politisches auszutauschen, machten Propaganda (Zeitungen, Flugblätter) über die Grenze hinaus. Der EVSHBD¹¹ hatte bei diesem Widerstand eine wichtige Rolle inne: Manchem Matrosen gelang es, Schriften mit auf die Schiffe zu nehmen. Ich bin auch auf den Widerstand des EVSHBD der Marineangehörigen und der Hafentarbeiter eingegangen.

Wir könnten dieses Widerstandsnetz geografisch unterteilen, denn auch wenn die Anfänge des Widerstands tatsächlich in deutscher Hand lagen, hat er sich doch schließlich auf die ganze Welt erstreckt. Man kann von einer internationalen Widerstandsbewegung sprechen. Zunächst gab es einen prompten Widerstand in Hamburg, dann durch die große Anzahl von Kommunisten einen weiteren im Konzentrationslager von Fuhlsbüttel. Manche Anhänger des EVSHBD führten den Widerstand nach 1935 fort, wie in Bremerhaven unter der Führung eines gewissen Karl Salomon,¹² der später mehr als zehn Jahre in einem Arbeitslager der Nazis verbrachte, und der in seinem Geburtsort ein illustrierter Unbekannter ist. Die Stadt Bremen, weniger exponiert als Hamburg, ist ebenfalls ein Ort des Widerstands für die Mitglieder des EVSHBD. Die Stadt Emden, die nur durch einen Wasserarm von Holland getrennt

⁹ Ebd., S. 39.

¹⁰ Ebd., S. 1.

¹¹ Einheitsverband der Seeleute und Hafentarbeiter, Binnenschiffer Deutschlands, deutsche Sektion der ISH.

¹² Karl Salomon: 26.11.1896 Dessau – 28.9.1977 Eichwalde. Vgl. Ernst Manfred: Der aufrechte Gang. Widerstand und Verweigerung in Bremerhaven 1933-1945, Bremerhaven 1985, S. 46; Erich Nase: Am Steuerrad der Geschichte, der erste Direktor unserer Reederei: Karl Salomon, Seemann-Kommunist-Kämpfer, in: Voll voraus, Jg. 31, Nr. 14, 1989; vgl. SAPMO-BArch, RY 1/I/2/3/148; SAPMO-BArch, R3018/NJ 15010/ 1, 2; BArch, FBS 110/2334; BArch, FBS 110/1999; BArch, FBS 110/2757; SAPMO-BArch, R3018/NJ 17556; SAPMO-BArch, DY 30/2/11/V 2420; BArch, R58/3232; SAPMO-BArch, DY 55/V278/5/47; BArch, ZC 11306; BArch, R1501/82; BArch, Z/C 14299. Ich bereite eine Biografische Notiz über Karl Salomon für meine Dissertation vor.

ist, wurde genutzt, um Propaganda von Aktivisten, die sich in Holland in Gefahr befanden, nach Deutschland zu bringen. Auf den Schiffen haben auch kommunistische Zellen existiert. Schließlich waren die Interclubs¹³ wichtige Propagandaorte, vor allem die in Leningrad, Rotterdam, Antwerpen, New York, ohne dabei die Rhein-Schiffer zu vergessen, die unter Lebensgefahr kommunistische Literatur und Flugblätter ins Ruhrgebiet geschafft haben. Von 1935 an änderte sich die kommunistische Taktik. Da sich die Macht der Nationalsozialisten gefestigt hatte, entschloss sich die deutsche kommunistische Partei dazu, sich mit den Sozialdemokraten zu vereinen. Es entsteht die Volksfront. Die Taktik des ›Trojanischen Pferdes‹ wird in der Tat in Deutschland und bei der SPD wenig verfolgt. Aus praktischen Gründen wurden die inneren kommunistischen Abteilungen aufgelöst, zu Gunsten von fünf Abschnittsleitungen,¹⁴ die im Ausland platziert wurden und die sich damit befassen, die voneinander abgegrenzten Gebiete in Deutschland mit kommunistischer Propaganda¹⁵ zu versorgen.

Die politische Bilanz dieser Organisation ist klar. Angesichts des Ausmaßes von Festnahmen und der Effizienz der Gestapo konnten die Kommunisten schwerlich ihre frühere politische Linie halten. Dieses Zurück-

¹³ Matrosen-Häuser in Hamburg, Leningrad, Marseille, Bordeaux, New York, London, Odessa, Rotterdam, Antwerpen und in Montevideo. Die Interclubs waren kommunistische Propagandastätten, gesellschaftlicher Treffpunkt, Ruhe- und Kulturorte. Der Gründer und Initiator dieser Reihe von weltweit präsenten Interclubs war Losovsky, der Leiter der Profintern. Der Aufbau, das Personal, die angebotenen Ausbildungen, Bibliotheken, die Zeitungen in verschiedenen Sprachen, die Konferenzen, Meetings und Reden, die kulturellen Angebote, Freizeitgestaltung (Theater, Museumsbesuche etc.) – alles war auf den Kommunismus ausgerichtet. In einem Interclub in Marseille gab es sogar eine ›Lenin-Ecke‹. Ein Interclub konnte in einem mehrstöckigen Haus untergebracht sein, wie in Hamburg und Leningrad, oder auch ganz einfach. Größe und Bedeutung hingen von der kommunistischen Niederlassung im jeweiligen Hafen ab. Je mehr eine Sparte der ISH lokal verankert war, desto größer die zentrale Rolle des jeweiligen Interclubs. Zum Beispiel war der Interclub in Leningrad der wichtigste, da er sich in der UdSSR befand, der Betriebszentrale des Kommunismus in finanzieller und politischer Hinsicht. Ein anderes Beispiel: der Interclub in Hamburg war ebenfalls einer der wichtigsten weltweit, nicht nur wegen der vielen See-Verbindungen zur UdSSR, sondern auch weil die deutsche Sparte der ISH (EVSHBD) eine der größten der ISH war.

¹⁴ Vgl. Heinz Gittig: Bibliographie der Tarnschriften 1933 bis 1945, München 1996.

¹⁵ Für Vervielfältigungen von Tarnschriften der KPD vgl. Gerhard Nitzsche; Margot Pikarski: Tarnschriften der KPD aus dem antifaschistischen Widerstandskampf, Originaltreue Reproduktion von 12 Heften aus den Jahren 1935/36, Berlin 1986.

weichen wird von den Gegnern des Kommunismus als Niederlage und als ein unnötiges, grausames Opfern von Menschenleben angesehen. Wenn eine Instrumentalisierung der nach Deutschland gesandten Aktivistinnen stattgefunden hat, so war diese vor allem politisch. Man kann nicht leugnen, dass der Widerstandskampf gegen die Nazis auch als Machtinstrument gegenüber anderen Parteien diente, insbesondere von 1933 an gegenüber den Sozialdemokraten. In den Händen der Kommunisten ist der Widerstand eine Waffe geworden und bedeutet Macht – obgleich die KPD seit 1933 keine tatsächliche Macht mehr hat. Die Konsequenzen dieser Fehleinschätzung, was die Beurteilung der präsenten Mächte angeht, werden erst 1935 sichtbar, das heißt zwei Jahre nach der Machtübernahme durch Hitler. Somit hat die KPD zweimal versagt: bei der Machtergreifung durch Hitler und in dem politischen Kampf, den sie zwischen 1933 und 1935 verzweifelt und wenig gewissenhaft im Umgang mit Menschenleben, geführt hat. Die deutschen Kommunisten waren besiegt und nicht mehr Herr des Widerstandskampfes gegen die Nazis, der nun international wurde.

Die deutsche kommunistische Partei, mehr noch die kommunistische Internationale, haben ihren Anhängern immense Opfer abverlangt. Die Geschichte dieses Widerstands macht die Unterschätzung der faschistischen Gefahr durch die KPD deutlich, was von dieser erst 1935 erkannt wurde. Die Idee, 1933 von den kommunistischen Anhängern zu verlangen, die Partei oder die Gewerkschaften in Deutschland wieder aufzubauen, erscheint aus der Perspektive des Jahres 1935 wahnwitzig. Das hat die Historiografie zu diesem Thema rekonstruiert.

Unsere Untersuchung jedoch zeigt einen anderen Aspekt der Geschichte des kommunistischen Widerstandes in Deutschland auf. Demnach haben die Aktivistinnen oft allein agiert, von den oberen Weisungsinstanzen abgeschnitten, oder nur in entfernter Verbindung zu diesen. Wenn sie kommunistische Propaganda verteilten, geschah das oft nicht als kommunistischer Parteimitglied mit Mitgliedsausweis, sondern als einfacher Sympathisant. Im Übrigen kam es auch vor, dass Basismitglieder, die vor 1933 wenig engagiert waren, sich an der Spitze eines beachtlichen Widerstandsnetzes wiederfanden.

Wenn man sich für eine Widerstandsbewegung innerhalb einer mittelgroßen Organisation (der ISH) interessiert, die selber in ein größeres Ganzes (die kommunistische deutsche und internationale Bewegung) eingebettet ist, erlaubt dies, die Rangordnung bei der Analyse zu verändern. Der Alltag der Aktivistinnen erhält Bedeutung – nicht allein die von der Partei ausgegebenen Ordern. Dass dieser Alltag auch von Äng-

sten, Tortur, Leid und Bedauern, auch von Horror bestimmt war, ändert nichts am gewählten Fokus. Die tragischen Konsequenzen des Widerstandskampfes werden nicht ausgeblendet.

Eine Anekdote aus den Archiven der Gestapo soll an dieser Stelle erörtert werden, derart skurril ist sie. Zwei kommunistische Militante, Heinrich Schramm und Hans Mikisch, werden 1935 getrennt voneinander als Instruktoren, die neue Widerstandsgruppen organisieren sollen, nach Süddeutschland gesandt. Sie sind befreundet und werden in einer Gaststätte von einem Mitglied der KPD überrascht und wegen Nichtrespektierens der internen Konspirationsregeln denunziert.¹⁶ Sie werden ein Jahr lang aus der KPD ausgeschlossen, um anschließend wieder in die Partei integriert zu werden. Diese Anekdote ist geradezu köstlich. Sie zeigt, in welchem Maße der Widerstand im Alltäglichen verhaftet war. So wird jeglicher Versuch der Glorifizierung dieser Männer vermieden, ohne dabei ihren Mut zu leugnen.

Indem man diesen Fokus wählt, kann man die Geschichte auf einer lokalen Ebene situieren. Für die meisten kommunistischen Widerstandskämpfer war der Widerstand gegen den Nationalsozialismus sicher ein Kampf, ein notwendiger, existenzieller und schließlich persönlicher. Es war nicht einfach bloß Befehlsgehorsam, selbst wenn sie in einer bestimmten Gruppe agierten. Der Widerstand in Deutschland zwischen 1933 und 1935 war oft dem Handeln von Männern, vereinzelt auch von Frauen, geschuldet, die wegen der Umstände nur vereinzelt mit den Ausbildern in Verbindungen standen. Sie agierten in ihrem und durch ihren Alltag. Die Geschichte der Instruktoren kann ebenso in einem anderen Licht erscheinen. Wenn sie in Gegenden gesandt wurden, in denen sie unbekannt waren, bedeutete das eine größere Gefahr für sie, als für die Aktivisten, die in ihrem alltäglichen Umfeld agierten.

Eine der Motivationen von Richard Krebs, unter dem Pseudonym Jan Valtin sein oben erwähntes *Tagebuch der Hölle* zu schreiben, bestand darin, seinem Hass gegen den Kommunismus Luft zu machen und besonders gegen Ernst Wollweber, der ihn im Oktober 1933 nach Hamburg geschickt hatte, um die ISH wiederaufzubauen. Richard Krebs war dort bereits zwischen 1931 und 1933 aktiv gewesen. Er ist Ausbilder und steht an exponierter Stelle. Bereits nach zwei Wochen wird er festgesetzt und ins Konzentrationslager Fuhlsbüttel gebracht. 1936 wird er zum V-Mann

¹⁶ Vgl. Willy Hundertmark: Ein Spanienkämpfer aus Gröpelingen. Heinrich Schramm – Eine biographische Skizze, in: Arbeiterbewegung und Sozialgeschichte, Jg. 1, Juli 1998, S. 11-45; vgl. SAPMO-BArch, R3018/NJ 14 352.

der Gestapo¹⁷ und flüchtet 1938 in die Vereinigten Staaten von Amerika. Die Gestapo verhaftete seine Frau und schlug sie zu Tode. Richard Krebs hatte seit 1935 im Lager Fuhlsbüttel am Widerstand unter Führung von Anton Saefkow teilgenommen.¹⁸ Er war noch kein Opfer und war Kommunist geblieben. Seine Sicht der Dinge hat sich also erst nach den Ereignissen von 1941 geformt. Zu diesem Zeitpunkt schreibt er *Tagebuch der Hölle*; der Roman wird ein Bestseller in den USA. Diese Autobiografie in Romanform ist in Frankreich recht bekannt, in Deutschland dagegen kaum, außer einem sehr kleinen Kreis von Forschern.¹⁹

Die Geschichte des Widerstands der Internationale der Seeleute und Hafentarbeiter im Nationalsozialismus ist die einer diffusen und zugleich in Netzwerken organisierten Bewegung. Nach dem VII. Kongress der Kommunistischen Internationale 1935 änderten sich die Orientierungen. Das hatte Auswirkungen auf die Methoden des Widerstands. Ernst Wollweber, der den Widerstand der ISH leitete, wird 1935 von dieser abgezogen, um ein streng geheimes Schiffs-Sabotage-Netz zu organisieren. Dieses Netzwerk trug den Namen *Wollweber* und hat bis 1941 die Explosion von deutschen, italienischen, japanischen und spanischen Booten verursacht.²⁰ Nach 1935 existiert der EVSHBD praktisch nicht mehr. Das Sekretariat der noch bestehenden ISH ist in Paris. 1937 werden die Interclubs, der EVSHBD und die ISH alle aufgelöst, ebenso wie die *Profintern*.

Um die Geschichte der kommunistischen Bewegung tatsächlich bis in die Tiefe hinein zu verstehen, müsste man mit der Analyse der Geschichte der kommunistischen Widerstandskämpfer beginnen, besonders mit der der Deutschen. Hier findet sich ein gutes Beispiel für die Unterscheidung, die zwischen ›der Basis‹ und ›den Oberen‹ gemacht wurde, zwischen den Aktivisten und den kommunistischen Befehlshabern. Die Befehlshaber unbeachtet zu lassen, wäre widersinnig. Die Ge-

¹⁷ Vgl. Dieter Nelles: Jan Valtin »Tagebuch der Hölle«; Legende und Wirklichkeit eines Schlüsselromans der Totalitarismustheorie, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts, Bd. 9, Heft 1, 1994, S. 11-45, hier: S. 12.

¹⁸ Vgl. Constance Margain: Les deux vies d'Anton Saefkow: résistant communiste et héros socialiste. Esquisse biographique et enjeux mémoriels d'un résistant communiste allemand au nazisme, Dissidences, 2011 (deutsche Fassung in: The International Newsletter of Communist Studies Online-INCS, 2012): <http://revuesshs.u-bourgogne.fr/dissidences/personne.php?id=81&type=auteur>

¹⁹ Vgl. dies.: »Sans patrie, ni frontières« de Jan Valtin comme objet d'histoire politique. Diplôme d'étude approfondie (DEA), Université Paris1 2002 (keine Veröffentlichung).

²⁰ Lars Borgersrud: Die Wollweber-Organisation und Norwegen, Berlin 2001.

schichte der kommunistischen Aktivisten genau zu betrachten, vertieft das Thema vielmehr, ohne die Befehlshaber und Direktiven außen vor zu lassen. Die Einen wie die Anderen sind gleichzeitig miteinander verbunden und in ihrem Handeln autonom. Die Tatsache allerdings, dass die KPD nicht legal war, hat in Deutschland genauere Kontrollen verhindert, und so wird hier an verschiedenen Beispielen die eigentliche Autonomie der Aktivisten, die ihr Leben für den Widerstand gegen den Nationalsozialismus aufs Spiel setzten, aufgezeigt. Diese Autonomie ist nicht einfach nur den Umständen geschuldet. Wenn die KPD auch die Gefahr des Nationalsozialismus unterschätzt hat, die Aktivisten, die dieses politische Regime im Alltag erlebten haben, handelten anders.

Lars Förster

Bruno Apitz und das MfS

Zum Selbstverständnis eines deutschen Kommunisten

»Wer nach Verborgenen sucht, kriecht in Winkel,
geht aber an dem vorüber, was ihm vor der Nase liegt,
und außerdem ...«¹

Es geht nicht ohne Auseinandersetzung

Der Schriftsteller und Kommunist Bruno Apitz (1900-1979) dürfte den meisten in der DDR sozialisierten Bundesbürgern ein Begriff sein. Sein 1958 erschienener Buchenwald-Roman *Nackt unter Wölfen* zählte zu den am meisten gelesenen Büchern in der DDR, war zentraler Bestandteil des Lehrplans im Fach Deutsche Literatur und bildete die Vorlage für Film- und Hörspielfassungen. Nach 1989/90, mit dem Ende der antifaschistischen Betrachtungsweise und dem gleichzeitigen Beginn der historisch-politischen Neubewertung, ist sein Erfolgsroman immer wieder Gegenstand von kritischen Auseinandersetzungen um die DDR-Literatur gewesen. Wiederholt wurde bemängelt, dass zwischen den tatsächlichen Vorgängen bei der Rettung des damals dreijährigen Stefan Jerzy Zweig, dem so genannten Buchenwaldkind, aus dem KZ-Buchenwald und Apitz' Schilderung im Roman erhebliche Unterschiede bestehen.²

¹ Bruno Apitz: *Nackt unter Wölfen*, Halle 1958, S. 190.

² Der britische Historiker Bill Niven hat sich ausführlich mit der Rezeptionsgeschichte von *Nackt unter Wölfen* auseinandergesetzt. Ders.: *Das Buchenwaldkind. Wahrheit, Fiktion und Propaganda* [2008], Bonn 2009. – Kritik am Roman kam von Wolfgang Emmerich: *Kleine Literaturgeschichte der DDR* [1989], Leipzig 1996, S. 134-136; Ruth Klüger: *weiter leben. Eine Jugend*, Göttingen 1992; Hans Joachim Schädlich: *Anders*, Berlin 2003; Wilfried Schoeller: »Doppelgedächtnis – in diesem Wort liegt der Anspruch.« Eine Rede im ehemaligen Konzentrationslager Buchenwald, die Anstoß erregte. In: *Frankfurter Rundschau*, 15.4.1993, S. 13. – Zum Verhältnis von literarischer Fiktion und Realität in *Nackt unter Wölfen* siehe Harry Stein: »Nackt unter Wölfen« – literarische Fiktion und Realität einer KZ-Gesellschaft. In: *Thüringer Institut für Lehrerfortbildung, Lehrplanentwicklung und Medien* (Hrsg.): *Sehen, Verstehen und Verarbeiten. KZ Buchenwald 1937-1945, KZ Mittelbau-Dora 1943-1945*, Heft 43, Bad Berka 2000, S. 27-40; Annette Leo: »Nackt unter Wölfen«. Mythos und Realität. In: *Dachauer Hefte. Studien und Dokumente zur Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, hrsg. von Wolfgang

Bruno Apitz selbst rangierte als prominentes Mitglied des DDR-Literaturbetriebs und war der Vorzeigeautor in punkto Antifaschismus, was allerdings nicht verhindern konnte, dass er nach dem Zusammenbruch der DDR allzu schnell in Vergessenheit geriet und bis heute als Ein-Buch-Autor gilt.³ Die Romane *Der Regenbogen* (1976) und *Schwelbrand* (postum und unvollendet 1984) sowie die Novelle *Esther* (im KZ Buchenwald 1944 verfasst, 1959 erstmals veröffentlicht) fanden kaum öffentliche Berücksichtigung oder Anerkennung. Gleiches trifft für den authentischen Tatsachenbericht *Das war Buchenwald!*⁴ (1945/46), der über das Grauen und Elend im KZ Buchenwald erzählt, zu.⁵ Geradezu sinnbildlich für das Vergessen Apitz' im wiedervereinigten Deutschland erscheint der Umstand, dass die 1985 enthüllte Gedenktafel an dessen Leipziger Geburtshaus in der Elisabethstraße 15 aus bisher unerklärlichen Gründen entfernt wurde.⁶ Es ist daher nicht sonderlich verwunder-

Benz und Barbara Distel, Nr. 22, 2006, S. 146-157. – Dazu maßgeblich die authentischen Erinnerungen von Zacharias Zweig (postum), Stefan Jerzy Zweig: Tränen allein genügen nicht. Eine Biografie und ein wenig mehr [2005], Wien 2007. – Ferner die MDR-Fernsehproduktion »Das Buchenwaldkind oder: Was vom Antifaschismus bleibt« unter der Regie von Ute Gebhardt, Sendedatum: 13.4.2010. – Zur allgemeinen Kritik am Antifaschismus in der DDR siehe Volkhard Knigge: Buchenwald. In: Martin Sabrow (Hrsg.): Erinnerungsorte der DDR [2009], Bonn 2010, S. 116-125; Lutz Niethammer (Hrsg.): Der »gesäuberte Antifaschismus«. Die SED und die roten Kapos von Buchenwald. Dokumente, Berlin 1994; Thomas Taterka: »Buchenwald liegt in der Deutschen Demokratischen Republik«. Grundzüge des Lagerdiskurses der DDR. In: Ders.; Birgit Dahlke; Martina Langermann (Hrsg.): LiteraturGesellschaft DDR. Kanonkämpfe und ihre Geschichte(n), Stuttgart/Weimar 2000, S. 312-365.

³ Vgl. Claude D. Conter: Bruno Apitz. In: Bernd Lutz; Benedikt Jeßing (Hrsg.): Metzler Autoren Lexikon. Deutschsprachige Dichter und Schriftsteller vom Mittelalter bis zur Gegenwart [1986], Weimar 2004, S. 20f.

⁴ KPD Stadt und Kreis Leipzig (Hrsg.): Das war Buchenwald! Ein Tatsachenbericht, zusammengesetzt und bearbeitet von Rudi Jahn, Leipzig [1945/46]. Von Apitz stammen das Vorwort und sieben Einzelartikel.

⁵ Renate Florstedt hat, trotz einiger Ungenauigkeiten, eine umfassende Bruno-Apitz-Bibliografie vorgelegt. Stadt- und Bezirksbibliothek Leipzig, Zentralinstitut für Bibliothekswesen (Hrsg.): Bruno Apitz 1900-1979. Biographie – Texte – Bibliographie, erarbeitet und kommentiert von Renate Florstedt, Leipzig 1990. – Der persönliche Nachlass von Bruno Apitz befindet sich im Bruno-Apitz-Archiv der Akademie der Künste in Berlin. In diesem ist bis auf wenige Ausnahmen das gesamte literarische Werk gesammelt.

⁶ Frau Sophia Hagen, Mitarbeiterin des Stadtarchivs Leipzig, teilte mir am 24.1.2012 auf Nachfrage mit: »Es ließ sich nicht feststellen, ob, aus welchem Grund, wann oder durch wen diese Tafel wieder entfernt wurde.« Apitz wurde 1976 die Ehrenbürgerschaft der Stadt Leipzig verliehen.

lich, dass eine umfassende und wissenschaftlich fundierte politische Biografie über Bruno Apitz bisher noch aussteht.⁷ Bereits Renate Florstedt (1990) und Claude D. Conter (1997) machten auf dieses Forschungsdefizit aufmerksam.⁸ Möglicherweise hinderte Apitz' Tätigkeit beim Ministerium für Staatssicherheit⁹ (MfS) und sein lebenslanges Bekenntnis zum Kommunismus und zur DDR bislang, sich ihm biografisch zu nähern. Dabei ist die Darstellung der Biografie von Bruno Apitz für eine sachlich-vorurteilsfreie Auseinandersetzung mit dem Literaturbetrieb der DDR, mit der DDR selbst, zugleich aber auch mit der Geschichte der deutsch-deutschen Beziehungen von geradezu herausragender Bedeutung.¹⁰ Sein literarisches Gesamtwerk kündigt, trotz aller Tendenzen zum ideologischen Klischee, von einem zutiefst humanistischen Gedanken und setzt zugleich ein klares Zeichen gegen (Neo)nazismus im 21. Jahrhundert. Eine Biografie erlaubt dem politisch-kritischen Bundesbürger eine Auseinandersetzung mit dem antifaschistischen Lebenswerk Bruno Apitz' und ein eigenes Urteil darüber, ob dieser Autor im wiedervereinigten Deutschland nicht doch einen Platz verdient. Ein Grund mehr, sich nach

⁷ Bruno Apitz' Biografie wurde in der Forschung nach 1989/90 bislang nur in Teilaspekten untersucht. Der luxemburgische Germanist Claude D. Conter hat sich in seinen Studien umfassend dem literarischen Werk von Bruno Apitz gewidmet. Ders.: Bruno Apitz. Eine Werkgeschichte, Magisterarbeit, Universität Bamberg 1997; ders.: Ein unbekannt gebliebenes Gedicht von Bruno Apitz. In: Zeitschrift für Germanistik, Nr. 3, 1998, S. 655-659; ders.: Bruno Apitz: Im Auftrag des Antifaschismus. In: Germanistik. Publications du Centre universitaire de Luxembourg, Nr. 15, 2001, S. 39-69; ders.: »Aufbau aus Trümmern, neue Menschwerdung«. Bruno Apitz' literarische Erziehung zum Sozialismus. In: Günter Häntzschel (Hrsg.): Treibhaus. Jahrbuch für die Literatur der fünfziger Jahre, Bd. 4: Die Anfänge der DDR-Literatur, München 2009, S. 82-102; ders.: Bruno Apitz. In: Gertrud Maria Röscher (Hrsg.): Fakten und Fiktionen. Werklexikon deutschsprachiger Schlüsselliteratur 1900-2010, Bd. 1: Andres und Loest, Stuttgart 2011, S. 5-9. – Im März 2012 veröffentlichte die deutsche Historikerin Susanne Hantke einen fachkundigen Aufsatz zur Entstehungs- und Veröffentlichungsgeschichte von *Nackt unter Wölfen*. Sie konzentrierte sich weitgehend auf die Zeit von 1933-1958. Dies.: »Das Dschungelgesetz, unter dem wir alle standen«. Der Erfolg von »Nackt unter Wölfen« und die unerzählten Geschichten der Buchenwalder Kommunisten. In: Bruno Apitz: *Nackt unter Wölfen* [1958], erweiterte Neuausgabe, Berlin 2012, S. 515-574. – Ferner Ni-ven 2009 (s. Anm. 2), S. 103ff.

⁸ Florstedt 1990 (s. Anm. 5), S. 3; Conter 1997 (s. Anm. 7), S. 26.

⁹ Joachim Walther hat in seiner Untersuchung erstmalig auf Apitz' MfS-Tätigkeit aufmerksam gemacht. Ders.: Sicherungsbereich Literatur. Schriftsteller und Staatssicherheit in der DDR, Berlin 1996, S. 670, 672f.

¹⁰ Vgl. Christel Berger: Er war ein Mensch und verdammt, es zu beweisen. Zum 100. Geburtstag von Bruno Apitz. In: Neues Deutschland, 28.4.2000, S. 9.

einem kurzen Abriss über Apitz' Lebensgeschichte, seine Zusammenarbeit mit der DDR-Staatsicherheit sowie seine Haltung gegenüber DDR-Dissidenten und regimiekritischen Künstlern näher anzuschauen.¹¹

Biografische Notizen

Der 1900 geborene Bruno Apitz, zwölftes Kind einer Leipziger Arbeiterfamilie, war bereits als Jugendlicher politisch engagiert. Mit 14 wurde er Mitglied im Arbeiterbildungsverein der SPD und schloss sich sehr bald dem linken Liebknechtflügel (später die kommunistische Jugendorganisation) an. Aus finanziellen Gründen brach er seine Lehre als Stempelschneider ab und tingelte anschließend als Markthelfer und Laufbursche herum. Als der junge Apitz vor streikenden Leipziger Arbeitern eine Rede hielt, in der er das sofortige Ende des Krieges forderte, kam er 1917 wegen Verbreitung von Antikriegspropaganda neun Monate in Untersuchungshaft und wurde wegen »versuchten Landesverrats« zu einem Jahr und sieben Monaten Gefängnis verurteilt. Während der Untersuchungshaft beschäftigte sich der von Kultur und Kunst völlig unbelastete Proletarierjunge intensiv mit Literatur und schrieb erste Gedichte. Im Oktober 1918 wurde er auf »Gnadenerlass seiner Majestät« vorfristig entlassen und nahm sogleich mit der Waffe in der Hand an der Novemberrevolution 1918/19 und 1920 als Angehöriger einer Leipziger Arbeiterhundertschaft am Kampf gegen den Kapp-Putsch teil. Später verdiente er sein Geld als Buchhandlungsgehilfe und versuchte sich vorübergehend auch als Schauspieler. Zwischendurch war er immer wieder arbeitslos. Seit Beginn der 1920er Jahre veröffentlichte er seine ersten gesellschaftskritischen Gedichte und Kurzgeschichten, unter anderem in der satirischen Wochenzeitschrift *Der Drache* und in der KPD-Zeitung *Der Klassenkampf*. 1924 verfasste Apitz unter dem Titel *Der Mensch im Nacken* sein erstes Theaterstück, eine Satire über den Abtreibungsparagrafen 218. Seinen in der *Linkskurve* bereits angekündigten Roman *Fleck und Barb, die Unrasierten*, der die Bespitzelung von Kommunist_

¹¹ Der folgende Beitrag beleuchtet einen Teilaspekt des laufenden Dissertationsprojektes. Ich danke allen, die mir bei der Auffindung, Verarbeitung und Kommentierung des Materials mit Rat und Tat zur Seite standen. Ein herzlicher Dank gilt den Mitarbeiter_innen der benutzten Archive und allen Zeitzeug_innen, die für Interviews und Auskünfte zur Verfügung standen.

innen in Betrieben thematisiert, beendete er 1932. Von diesen Werken wurde jedoch keines verlegt oder aufgeführt.

1927 trat Apitz der KPD bei und war an den Aktivitäten der Leipziger Agitprop-Gruppe »Rote Fanfaren« beteiligt. Zudem war er als Funktionär in verschiedenen kommunistischen Organisationen tätig, unter anderem als Leiter des Zentralverlags der Roten Hilfe in Berlin und beim Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands. 1933 wurde Apitz festgenommen und nach einigen Monaten Schutzhaft wieder entlassen. Durch seine Beteiligung am Wiederaufbau der KPD kämpfte er aktiv gegen den Nationalsozialismus, indem er illegal politische Plakate und Flugblätter gestaltete und anschließend verteilte. 1934 wurde er abermals verhaftet. Bei Verhören durch die Gestapo verlor er ein Großteil seiner Zähne.¹² Es folgte die Verurteilung wegen »Vorbereitung zum Hochverrat« im Zuchthaus Waldheim. Nach Verbüßung der Haftstrafe wurde Apitz 1937 als »politisch Rückfälliger«¹³ ins KZ Buchenwald überführt, wo er als Häftling »Nr. 2417« acht Jahre seines Lebens, bis zur Befreiung des Lagers, gefangen gehalten wurde.

Damit ist sein Lebensweg exemplarisch für eine Generation deutscher Kommunist_innen, die für ihre Überzeugung immer wieder inhaftiert waren.¹⁴ Bis 1945 hatte er insgesamt elf Jahre in Gefängnissen, Zuchthäusern und Konzentrationslagern verbracht.¹⁵ Die Erfahrungen,

¹² Landesarchiv Berlin (LAB): C Rep. 118-01 Nr. 22935 – Hauptausschuss Opfer des Faschismus (OdF)/Referat Verfolgte des Naziregimes (VdN): Antrag auf Wirtschaftsbeihilfe für die Übernahme einer Zahnarztrechnung, 16.3.1951.

¹³ Archiv des Internationalen Suchdienstes (ITS Digitales Archiv), Nr. 5440558: KZ Buchenwald, Individuelle Unterlagen von Bruno Apitz.

¹⁴ Weiterführend zu Biografien deutscher Kommunist_innen vor 1945 siehe Hermann Weber; Andreas Herbst (Hrsg.): Deutsche Kommunisten. Biographisches Handbuch 1918 bis 1945 [2004], Berlin 2008.

¹⁵ Siehe dazu die Lebenserinnerungen von Bruno Apitz: Lehrjahre. In: Neue Deutsche Literatur, Nr. 10, 1958, S. 70-78; ders.: Wie ich zur Literatur kam. In: Sinn und Form, Nr. 6, 1971, S. 1275-1278; ders.: Shakespeare im Gefängnis. In: Erika Pick (Hrsg.): Das schönste Buch der Welt. Wie ich lesen lernte, Berlin (Ost) 1973, S. 24-27; ders.: Lebendige Erinnerung. Fragen – Antworten. In: Neue Deutsche Literatur, Nr. 10, 1978, S. 33f.; Josef-Hermann Sauter: Von der Größe und Schönheit des Menschen. Interview mit Bruno Apitz. In: Anneliese Löffler (Hrsg.): Auskünfte. Werkstattgespräche mit DDR-Autoren, Berlin (Ost)/Weimar 1974, S. 355-371; Wilhelm Girnus: Gespräch mit Bruno Apitz. In: Sinn und Form, Nr. 5, 1967, S. 1181-1187. – Ferner die Aktenbestände von Bruno Apitz im Archiv der Gedenkstätte Buchenwald, im Bundesarchiv in Berlin, im Archiv des Internationalen Suchdienstes in Bad Arolsen, im Landesarchiv Berlin, im Sächsischen Staatsarchiv Leipzig und im Bruno-Apitz-Archiv der Akademie der Künste in Berlin.

die er während seiner Gefangenschaft machte, waren eine wesentliche Quelle für sein schriftstellerisches Schaffen. Apitz war ein vielseitig talentierter Mensch mit einer Mehrfachbegabung – Schriftsteller, Bildhauer, Kabarettist, Schauspieler und Geiger –, konnte diese Anlagen jedoch aufgrund seines Lebenslaufes nie optimal entwickeln.¹⁶ Als Autodidakt brachte er sich alles selbst bei. Während seiner Lagerzeit entstanden zahlreiche Plastiken und Holzskulpturen, illegale und Auftragsarbeiten für die SS, darunter die viel beachtete Holzplastik *Das letzte Gesicht*, die heute im Deutschen Historischen Museum in Berlin ständig ausgestellt ist.¹⁷ Nach dem Krieg beschloss Apitz, seine künstlerische Arbeit ganz in den Dienst der KPD und später der SED zu stellen, um am Wiederaufbau Deutschlands, insbesondere an einer sozialistischen und antifaschistischen Gesellschaft, mitzuwirken. Er arbeitete unter anderem als Redakteur bei der *Leipziger Volkszeitung*, wo er Artikel und Berichte unter dem Pseudonym »Britz« schrieb, als Verwaltungsdirektor der Städtischen Bühnen Leipzig sowie als Spielleiter von Laientheatergruppen und Dramaturg bei der DEFA. Ab 1955 war er freier Autor in Berlin und schrieb seine Buchenwald-Erfahrungen in dem Roman *Nackt unter Wölfen* (1958) nieder.

Der Erfolg von *Nackt unter Wölfen* machte Apitz über Nacht berühmt, insbesondere, da er der erste Weltbestseller der DDR-Literatur überhaupt war. Insgesamt ist der Roman bis heute weltweit über drei Millionen Mal verkauft und in mehr als 30 Sprachen übersetzt worden.¹⁸

¹⁶ Vgl. Kurt Böttcher; Johannes Mittenzwei: Zwiegespräch. Deutschsprachige Schriftsteller als Maler und Zeichner, Leipzig 1980, S. 312-314.

¹⁷ Zum Thema Kunst als Widerstand im Konzentrationslager siehe Bruno Apitz: Kunst im KL Buchenwald. In: David A. Hackett (Hrsg.): Der Buchenwald-Report. Bericht über das Konzentrationslager Buchenwald bei Weimar, München 1996, S. 300f.; Helmut Hauptmann: Kunst im Widerstand (1). Gespräch mit Bruno Apitz. In: Neue Deutsche Literatur, Nr. 11, 1976, S. 19-26; ders.: Kunst im Widerstand (2). Gespräch mit Bruno Apitz. In: Neue Deutsche Literatur, Nr. 4, 1980, S. 47-57; Internationales Buchenwald-Komitee, Komitee der Antifaschistischen Widerstandskämpfer der DDR (Hrsg.): Buchenwald. Mahnung und Verpflichtung. Dokumente und Berichte, 3. Auflage, Berlin (Ost) 1961 und völlig neu bearbeitete 4. Auflage, Berlin (Ost) 1983; Wolfgang Schneider: Kunst hinter Stacheldraht. Ein Beitrag zur Geschichte des antifaschistischen Widerstandskampfes [1973], Leipzig 1976; Sonja Staar: Kunst, Widerstand und Lagerkultur. Eine Dokumentation, Weimar/Buchenwald 1987.

¹⁸ Vgl. Ingrid Hähnel; Elisabeth Lemke: Millionen lesen einen Roman. Bruno Apitz' »Nackt unter Wölfen«. In: Inge Münz-Koenen (Hrsg.): Werke und Wirkungen. DDR-Literatur in Diskussion, Leipzig 1987, S. 21-60, hier S. 21. – Bei einer Umfrage im Jahr 1960 in der Wochenzeitung *Sonntag* stand »Nackt unter Wölfen« von Bruno

Selbst der führende westdeutsche Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki rezensierte das Buch 1961 in der Wochenzeitung *DIE ZEIT* in Teilen positiv.¹⁹ Nach dem Erscheinen des Werkes folgten das Radiohörspiel (1958), ein Fernsehspielfilm (1960) und schließlich der erfolgreiche DEFA-Film (1963) unter der Regie von Frank Beyer mit prominenten Schauspielern wie Armin Mueller-Stahl und Erwin Geschonneck in den Hauptrollen.²⁰ Apitz selbst war als Drehbuchautor, Berater und Schauspieler an der Verfilmung beteiligt. 1958 wurde ihm für seinen Romanerfolg der Nationalpreis 3. Klasse und 1963 im Filmkollektiv der Nationalpreis 1. Klasse, die höchste staatliche Auszeichnung der DDR, verliehen. Darüber hinaus war er Mitglied der Deutschen Akademie der Künste und gehörte dem P.E.N.-Zentrum der DDR an. Es wurden Straßen, Schulen und Bibliotheken nach ihm benannt. Für den nie zum Zuge gekommenen fast 60-jährigen Apitz war der Ruhm eine späte Genugtuung, erzeugte aber mitunter auch eine gewaltige Last. Denn an den Erfolg seines berühmten Werkes konnte er nie wieder anknüpfen. In den letzten Jahren seines Lebens litt er an Knochenkrebs und an einer Arteriosklerose im Gehirn. Apitz starb kurz vor seinem 79. Geburtstag in Ost-Berlin und wurde auf dem Zentralfriedhof Friedrichsfelde (Gräberanlage Pergolenweg, unweit von der Gedenkstätte der Sozialisten) beigesetzt.

Apitz mit Abstand auf Platz eins. Vgl. Eine Umfrage des Sonntag: Was lesen Sie? In: Sonntag, Nr. 15, 1960, S. 4. – Ferner siehe Dietrich Löffler: Buch und Lesen in der DDR. Ein literatursoziologischer Rückblick, Berlin 2011, S. 334, 338 und 343.

¹⁹ Marcel Reich-Ranicki: Mehr als Autoren sagen wollen... In: *DIE ZEIT*, 27.10.1961, S. 17. Später nachgedruckt unter der Überschrift »Ein ungewöhnlicher Publikumerfolg« in: ders.: Ohne Rabatt – Über Literatur aus der DDR, Stuttgart 1991, S. 24-27. Die Rezension Reich-Ranickis erschien anlässlich des Erscheinens der westdeutschen Taschenbuchausgabe bei Rowohlt 1961.

²⁰ Hierzu weiterführend Thomas Heimann: Bilder von Buchenwald: Die Visualisierung des Antifaschismus in der DDR (1945-1990), Weimar 2005, S. 71-104; Martina Thiele: Publizistische Kontroverse über den Holocaust in Film [2001], Berlin 2007, S. 233-264.

Zur Aktenlage der »DA Brendel«

Bruno Apitz stand für eine relativ kurze Zeit, von August 1957 bis Oktober 1959, in Verbindung mit dem MfS und wurde als »DA Brendel«²¹ für den Postempfang eingesetzt. Seine Aufgabe als DA (Deckadresse) bestand darin, die an ihn gerichtete Post an das MfS weiterzuleiten, sofern sie von politischem Interesse war. Zusätzlich fertigte er für das Ministerium Berichte an. Die 60-seitige, relativ dünne Akte der »DA Brendel« ist heute bei der Behörde des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik (BStU) in Berlin unter der Vorgangsnummer 5141/59 einsehbar.²² Der Werbungsbericht vom 23. August 1957 vermerkt, dass Apitz ohne Probleme als DA angeworben wurde. Ebenfalls in der Akte enthalten ist eine handschriftliche Schweigeverpflichtung, die auf den 21. August 1957 datiert ist. Etwa zur selben Zeit befand sich Apitz vor dem Abschluss von *Nackt unter Wölfen*. Der Führungsoffizier Heinz Wegner (Hauptabteilung II) traf sich anschließend mehrfach mit Apitz in dessen Berliner Wohnung oder im Café »Praha« und erkundigte sich zu seinem Arbeits- und Bekanntenkreis.

Der Fall Schmidt

In den Unterlagen wird ersichtlich, warum ausgerechnet Bruno Apitz angeworben wurde. Die Staatssicherheit interessierte sich für dessen Korrespondenz mit Martin Gustav Schmidt (1926–1988), seinem damaligen Lektor von *Nackt unter Wölfen* vom Mitteldeutschen Verlag Halle (MDV). Das MfS hatte aus seiner Sicht allen Grund, Schmidt mit besonderem Misstrauen zu beobachten. Schmidt wartete noch ab, bis Apitz

²¹ Eine Romanfigur namens Brendel taucht in allen drei Apitz-Romanen auf. In *Der Regenbogen* und *Schwelbrand* ist sie für die Weiterleitung von illegalen kommunistischen Flugblättern in der Weimarer Republik verantwortlich. In *Nackt unter Wölfen* ist Brendel ein Häftling des Lagerschutzes, fungierte also in der Lagerpolizei im KZ Buchenwald.

²² Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik (im Weiteren BStU), MfS, Nr. 5141/59, Band A und B. In der Akte enthalten sind die handschriftliche Schweigeverpflichtung von Apitz, mehrere vom Führungsoffizier Heinz Wegner geschriebene Berichte über seine Treffen mit Apitz, zwei von Apitz verfasste Berichte sowie eine Briefabschrift und ein Abschlussvermerk von Wegner.

seine Arbeit an *Nackt unter Wölfen* beendete, um dann schnellstmöglich im Mai 1958 in die Bundesrepublik zu flüchten. Apitz erfuhr erst im Juni 1958 während einer Schriftstellerkonferenz von Schmidts Flucht. Daraufhin informierte Apitz den Führungsoffizier Wegner von sich aus über Schmidt und schrieb am 15. Juli 1958 einen Bericht über dessen Republikflucht.²³ Laut des Berichts habe der parteilose Schmidt unter zunehmendem politischen Druck gestanden, weil er nicht in die SED eintreten wollte. Apitz habe »in Schmidt einen Menschen bürgerlicher Denkgungsart kennen gelernt«, der aber dem Staat »ehrlich und loyal« gegenüberstünde. Er schlussfolgert daraus, dass Schmidt bei den Diskussionen zum Beitritt zur SED »falsch behandelt« worden sei. Schmidt hätte, so Apitz, »augenscheinlich aus einer Panikstimmung heraus den verhängnisvollen Schritt unternommen«. Gleichzeitig betonte Apitz, dass er Schmidt nicht in Schutz nehmen möchte und seinen Schritt ebenfalls vorbehaltlos verurteile.²⁴ Schmidt schrieb Apitz aus Bayreuth am 4. Juli 1958, also nur kurze Zeit nach seiner Flucht, einen emotionalen, aber nur wenig aufklärenden Brief:

»Sie werden mich nicht für einen durchtriebenen und leichtfertigen Burschen halten, der sich einen Dreck aus Gewissensentscheidungen macht. Es gab einfach Dinge, die man mir nicht hätte zumuten dürfen! Ich konnte sie einfach nicht überstehen, ich hätte denn Selbstmord begehen müssen. Nicht wenig habe ich aufgegeben und verloren – das straft mich genug, außerdem und obendrein. Denn ich wollte nie weggehen. [...] Ich will keine Antwort und will mich nicht rechtfertigen. Ich möchte Sie nur wissen lassen, daß ich oft an Sie gedacht habe und daß es mir um unserer Beziehungen willen leid tat.«²⁵

Außerdem enthielt Schmidts Brief die Bitte an Apitz, ihm ein Exemplar von *Nackt unter Wölfen* nach Bayreuth zu senden. Auf »Dinge«, die man Schmidt »nicht hätte zumuten dürfen«, machte Apitz dann in einem späteren Gespräch mit dem Führungsoffizier Wegner am 23. Juli 1958

²³ BStU, MfS, Nr. 5141/59: Betrifft Republikflucht des Martin G. Schmidt, Berlin, 15.7.1958, Band A, Bl. 16. Alle folgenden Zitate bis auf weiteres ebd.

²⁴ Vgl. BStU, MfS, Nr. 5141/59: Aussprache mit der DA »Brendel«, Berlin, 30.7.1958, Band A, Bl. 26-28, hier: Bl. 26.

²⁵ Archiv der Akademie der Künste (im Weiteren AdK), Bruno-Apitz-Archiv, Nr. 15: Brief von Martin G. Schmidt an Bruno Apitz, Bayreuth, 4.7.1958. Den Brief leitete Bruno Apitz als Abschrift an das MfS weiter. Siehe dazu BStU, MfS, Nr. 5141/59: Brief von Martin G. Schmidt an Bruno Apitz, Abschrift, Bayreuth, 4.7.1958, Band A, Bl. 17.

aufmerksam.²⁶ Er wies auf einen aggressiven und an vielen Stellen beleidigenden Kommentar von Eva Strittmatter in der Zeitschrift *Neue Deutsche Literatur* hin.²⁷ Strittmatter rechnet in diesem Artikel mit einer Reihe junger Schriftsteller vom MDV, die im Jahr 1957 eine Schriftenreihe mit dem Titel *tangenten* herausgaben, ab. Zu diesen Schriftstellern und Lektoren zählte auch Martin Gustav Schmidt (unter dem Pseudonym: Martin Gregor).²⁸

Der MDV war zu jener Zeit ein beherzter und entwicklungsfreudiger Verlag, der vor allem jungen, talentierten, manchmal problematischen Autoren eine Chance gab. Deswegen geriet er zunehmend mit der Staatsmacht in Konflikt.²⁹ Im November 1957 wurde der MDV-Autor Erich Loest verhaftet, nachdem man in seinem Haus ein Manuskript aus dem Jahre 1956 gefunden hatte, das die Machenschaften der Abteilung K5 der Kriminalpolizei, dem Vorläufer des MfS, beschrieb.³⁰ Vor diesem Hintergrund und wegen irreführendem »Experimentalismus«³¹ geriet die *tangenten*-Reihe unter politischen Beschuss. Sie würde »Symptome einer gefährlichen, krankhaften Entwicklung«³² der DDR-Literatur zeigen, so Strittmatter. Nicht nur Schmidts Flucht, sondern auch seine produzierte Literatur wurde nun von Strittmatter als Verrat an der DDR gesehen. Schmidt hätte mit seinem literarischen Schaffen nicht die Überzeugung von der Möglichkeit, die Welt zum Guten hin zu verändern, verstärkt, sondern vor allem Skeptizismus verbreitet. »Diese Art von Kunst«, so Strittmatter, hätte in der DDR »keine Lebensberechtigung«.³³ Die ganze Buchreihe des Verlages wurde eingestellt. Die Ablehnung von Schmidts Manuskript über Atomversuche durch den Verlag war der letzte Trop-

²⁶ BStU, MfS, Nr. 5141/59: Treff mit der DA »Brendel«, Berlin, 23.7.1958, Band A, Bl. 18-19.

²⁷ Eva Strittmatter: »tangenten«. In: *Neue Deutsche Literatur*, Nr. 7, 1958, S. 124-130.

²⁸ Zu Schmidts Beitrag siehe Martin Gregor: *Der Mann mit der Stoppuhr*. Kurze Prosa, Halle (Saale) 1957.

²⁹ Vgl. Siegfried Lokatis: *Der Aufstieg des Mitteldeutschen Verlags (MDV) auf dem »Bitterfelder Weg«*. In: Simone Barck; Martina Langermann; Siegfried Lokatis: »Jedes Buch ein Abenteuer«. *Zensur-System und literarische Öffentlichkeit in der DDR bis Ende der sechziger Jahre*, Berlin 1998, S. 127-172, hier S. 137; Niven 2009 (s. Anm. 2), S. 121.

³⁰ Vgl. Niven 2009 (s. Anm. 2), S. 121 – Siehe dazu Erich Loest: *Der Zorn des Schlafes*, Künzelsau/Leipzig 1990, S. 43f.

³¹ Strittmatter 1958 (s. Anm. 27), S. 124.

³² Ebd., S. 129.

³³ Ebd.

fen, der das Fass zum Überlaufen brachte, und ihn zum Verlassen der DDR bewog.³⁴

Aus diesem Grund hat Apitz, der natürlich nicht öffentlich zu einem »Republikflüchtling« stehen konnte, schützenswerterweise Walter Ulbricht später als seinen Lektor bezeichnet.³⁵ Im Februar 1987 veröffentlichte die *Süddeutsche Zeitung* einen Artikel von Martin Gregor-Dellin (wie sich Martin Gustav Schmidt später nannte) unter dem leicht ironischen Titel »Ich war Walter Ulbricht. Die Entstehung des Romans »Nackt unter Wölfen« von Bruno Apitz – eine ungewöhnliche Geschichte.«³⁶ Gregor-Dellin beschrieb in dem Artikel, wie ihm der damalige Chef des MDV, Heinz Sachs, »das Schreibsel«³⁷ auf den Tisch packte, um zu prüfen, ob es überhaupt etwas taue. Trotz der spannungsgeladenen Thematik interessierte sich bis dahin kein Verlag der DDR – DEFA und Deutscher Schriftstellerverband hegten Zweifel am unzeitgemäßen Thema und an den literarischen Fähigkeiten des Autors – für Apitz' Entwürfe. Aufgrund der Aktenlage ist auszuschließen, dass die letztendliche Veröffentlichung von *Nackt unter Wölfen* mit seiner MfS-Tätigkeit im Zusammenhang steht. Während der Entstehungszeit seines Romans musste der unter ärmlichen Bedingungen lebende Apitz, der nur eine kleine Rente als Verfolgter des Naziregimes (VdN-Rente) bezog, materielle wie physische Nöte überwinden.³⁸ Der damals wesentlich jüngere, bürgerliche Lektor Gregor-Dellin beziehungsweise Schmidt berichtete von einer unkomplizierten Zusammenarbeit mit Apitz. Er empfand Apitz als jemanden, der immer noch an den Folgen der langen Haft litt. Er habe spitz, grau und unglücklich ausgesehen, wäre oft nervös gewesen, hätte keine Allüren. »So unbeholfen das Ganze abgefasst war, so schwerfällig auch die Ausdrucksweise, so ungelentk der Stil«³⁹, erinnerte sich Gregor-Dellin. Aber er habe damals einen Menschen sprechen gehört, »der sich

³⁴ Vgl. Lokatis 2009 (s. Anm. 29), S. 138. – Schmidts Roman *Der Nullpunkt* erschien 1959 in der BRD.

³⁵ Vgl. Martin Gregor-Dellin: Ich war Walter Ulbricht. Die Entstehung des Romans »Nackt unter Wölfen« von Bruno Apitz – eine ungewöhnliche Geschichte. In: *Süddeutsche Zeitung*, 21./22.2.1987, S. III.

³⁶ Ebd.

³⁷ Ebd.

³⁸ Zur komplexen Entstehungsgeschichte des Romans siehe vor allem Hantke 2012 (s. Anm. 7), S. 538-553; Niven 2009 (s. Anm. 2), S. 103-144. – Ferner den Bestand des Mitteldeutschen Verlages Halle im Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt (LHASA), Abt. Magdeburg.

³⁹ Gregor-Dellin 1987 (s. Anm. 35).

das Äußerste abrang, und was er erzählte, war es auch wert.«⁴⁰ Als der Roman 1958 endlich erschien, war das »ein Sieg über die Vergangenheit, über die Geschichte, Buchenwald, über die Stolpersteine der deutschen Sprache, die Skepsis des Verlags und über das Zentralkomitee«,⁴¹ so sein Lektor. Martin Gregor-Dellin machte später in der Bundesrepublik Karriere als Richard-Wagner-Biograf⁴² und viel geachteter Feuilletonschreiber in der *Süddeutschen Zeitung*. Als Mitglied im P.E.N.-Zentrum Deutschland und als dessen Präsident von 1982 bis 1988 übte er bedeutenden Einfluss auf den Literaturbetrieb in der BRD aus.⁴³

Kurz bevor Bruno Apitz starb, wollte er den Brief von Schmidt vom Sommer 1958 doch noch beantworten, was er aber nie tat.⁴⁴ Möglicherweise wurde Apitz, so lässt sich dieser persönliche Wunsch verstehen, eine Last nicht los. Auch Apitz musste anerkennen, dass *Nackt unter Wölfen*, der nach seinem Willen *Du bist ein Mensch, beweise es!* hätte heißen sollen, ohne Schmidts leidenschaftliche und verständnisvolle Lektorentätigkeit kaum in dieser Form fertig gestellt worden wäre. Apitz wird wohl immer ein wenig dankbar gegenüber Schmidt gewesen sein, da er einen großen Anteil am Erfolgsroman hatte. Bereits 1958 war Apitz fest entschlossen, mit Schmidt schriftlich in Verbindung zu treten, um ihn eventuell zu einer Rückkehr in die DDR zu bewegen. Doch Apitz wurde gebeten, davon Abstand zu nehmen, da eine Rückkehr aus Sicht des MfS nicht zu erreichen sei.⁴⁵ In diesem Fall gehorchte Apitz der Macht »seines« Staates. Das MfS fand heraus, dass Schmidt seinen Weggang

⁴⁰ Ebd.

⁴¹ Ebd. Es gibt keine Beweise dafür, dass das Zentralkomitee der SED einschritt, um die Veröffentlichung zu verhindern oder Änderungen zu verlangen, wie von Martin Gregor-Dellin behauptet wird. Vgl. Niven 2009 (s. Anm. 2), S. 126.

⁴² Martin Gregor-Dellin: *Richard Wagner. Sein Leben, sein Werk, sein Jahrhundert*, München 1980.

⁴³ Hierzu ausführlicher Elisabeth Endres (Hrsg.): *Pathos und Ironie. Ein Lesebuch von und über Martin Gregor-Dellin*, München 1986; Martin Gregor-Dellin (Hrsg.): *PEN Bundesrepublik Deutschland. Seine Mitglieder, seine Geschichte, seine Aufgaben*, München 1978.

⁴⁴ Gespräche mit Marlis Apitz, der Witwe von Bruno Apitz, in Berlin am 25.4.2010 und 27.2.2012. – Vgl. ebenso Gregor-Dellin 1987 (s. Anm. 35).

⁴⁵ BStU, MfS, Nr. 5141/59: Treff mit der DA »Brendel«, Berlin, 23.7.1958, Band A, Bl. 18-19; Archiv-Nr. 5141/59: Aussprache mit der DA »Brendel«, Berlin, 30.7.1958, Band A, Bl. 26-28, hier: Bl. 26.

bereits seit längerer Zeit vorbereitet hatte.⁴⁶ Anders verhielt es sich im Fall Stefan Heym (1913–2001).

Der Fall Heym

Im Januar/Februar 1959 unternahm Apitz mit seinem Schriftstellerkollegen Stefan Heym, den er in dieser Zeit zum ersten Mal näher kennen gelernt hatte, eine Indien-Reise, während derer sie sich unter anderem mit indischen Wissenschaftler_innen und Künstler_innen trafen. Weil Apitz es versäumt hatte, das erforderliche Visum für Indien vorab zu besorgen, reisten die beiden Schriftsteller getrennt voneinander und trafen sich erst später in Dehli.⁴⁷ Der Kommunist Apitz besaß eine äußerst kritische Meinung gegenüber dem bürgerlichen Intellektuellen Heym, der als heimgekehrter jüdischer Emigrant aus den Vereinigten Staaten erst seit 1952 in der DDR lebte. Im Juni 1959 fertigte Apitz einen vierseitigen Bericht für das MfS an, in dem er Heym als arrogant und überheblich beurteilte.⁴⁸ Apitz' Meinung nach sei Heym »ein stark von sich eingenommener Mensch mit starkem [sic!], ja, mit übersteigertem [sic!] Geltungsdrang«. ⁴⁹ Er berichtet von einer »äußerst schwierigen« Zusammenarbeit, »da er die Persönlichkeit des anderen nur widerwillig anerkennt«. ⁵⁰ In den ersten Jahren war Heym durchaus bereit, die DDR mit seinen sozialistischen Romanen und Erzählungen zu unterstützen. Zu Schwierigkeiten kam es erst ab 1956, als das Ministerium für Kultur der DDR die Veröffentlichung seines Romans *Der Tag X* (späterer Titel: *Fünf Tage im Juni*) über den Aufstand vom 17. Juni 1953 ablehnte.

In einem 1964 veröffentlichten Brief an den Minister für Kultur der DDR, Hans Bentzien, stellte Apitz klar, dass »mehr noch als Begabung

⁴⁶ Vgl. BStU, MfS, Nr. 5141/59: Brief von Sekretär »Ko« an Bruno Apitz, Abschrift, Halle, 21.7.1958, Band A, Bl. 20. – Bereits 1957 reiste Schmidt nach Bayreuth zum Internationalen Jugend-Festspieltreffen, wo er Kontakt mit Herbert Barth, langjähriger Pressesprecher der Bayreuther Festspiele, knüpfte. Nach dem Verlassen der DDR wählte er auf Einladung von Barth seinen Wohnsitz in Bayreuth, wo er Studien über Thomas Mann und Richard Wagner anfertigte. Vgl. Endres 1986 (s. Anm. 43), S. 198.

⁴⁷ Mehr zu dieser amüsanten Anekdote in Zweigs Erinnerungen. Vgl. Zweig 2007 (s. Anm. 2), S. 285f.

⁴⁸ BStU, MfS, Nr. 5141/59: Bericht von Bruno Apitz zur Indien-Reise mit Stefan Heym, undatiert [vermutlich Juni/Juli 1959], [Berlin], Band A, Bl. 37-40.

⁴⁹ Ebd., Bl. 37.

⁵⁰ Ebd.

die ideologische Fundiertheit des Schriftstellers erforderlich ist [sic!].⁵¹ Und Apitz weiter: »Wenn sich z.B. ein Schriftsteller einen so diffizilen Stoff, wie etwa die Geschehnisse um den 17. Juni 1953 zum Vorwurf nimmt, weil sie ihm höchst interessant und attraktiv erscheinen, ohne dafür die nötigen politischen und ideologischen Voraussetzungen mitzubringen, handelt er verantwortungslos.«⁵² Es ist wohl anzunehmen, dass Apitz bei diesem Verweis auf Stefan Heym anspielt.

Während der Indien-Reise sprach der parteilose Heym von einer »Knebelung der Meinungsfreiheit«⁵³ und sah in den Funktionären des Ministeriums für Kultur der DDR, die seinen Roman kritisiert und abgelehnt haben, »Literaturdiktatoren«.⁵⁴ Sie wären aus Heyms Sicht nichts anderes als »arrogante Nichtskönner und Nichtswisser, die papageienhaft nachplappern, was ›von oben‹ gesagt und angeordnet wird, die von nichts etwas verstehen und in Fragen der Kunst kein eigenes Urteil besitzen«.⁵⁵ Zudem gab Heym kund, dass er sein Buch auch Walter Ulbricht unterbreitet hätte, wobei Ulbricht nach Angaben Heyms geäußert haben soll: »Wissen Sie, es gibt zwei kluge Köpfe in der DDR, der eine heißt Ulbricht und der andere heißt Heym.«⁵⁶

Zwar würde Heym nach außen hin, auch gegenüber den indischen Intellektuellen, konsequent die Politik der DDR vertreten, indem er äußerte: »Jawohl, in der DDR gibt es für jeden Freiheit, nur nicht für Militaristen und Faschisten.«⁵⁷ Trotzdem oder gerade deswegen sah Apitz in ihm einen Mann mit zwei Gesichtern. Er schreibt in seinem Bericht von einer »doppelgesichtigen ideologischen Haltung Heyms«⁵⁸ und deutete später an, dass Heym unter Umständen ebenfalls republikflüchtig wer-

⁵¹ Brief von Bruno Apitz an Hans Bentzien, Minister für Kultur der DDR, am 5. März 1964. In: Erwin Kohn (Hrsg.): In eigener Sache. Briefe von Künstlern und Schriftstellern, Halle 1964, S. 69-74, hier: S. 71.

⁵² Ebd.

⁵³ BStU, MfS, Nr. 5141/59: Bericht von Bruno Apitz zur Indien-Reise mit Stefan Heym, undatiert [vermutlich Juni/Juli 1959], [Berlin], Band A, Bl. 37-40, hier: S. 37.

⁵⁴ Ebd., Bl. 38.

⁵⁵ Ebd., Bl. 37.

⁵⁶ BStU, MfS, Nr. 5141/59: Bericht von Wegner über den Schriftsteller Stephan [sic!] Heym, [Berlin], 15.06.1959, Band A, Bl. 35-36, hier: Bl. 35.

⁵⁷ Ebd.

⁵⁸ BStU, MfS, Nr. 5141/59: Bericht von Bruno Apitz zur Indienreise mit Stefan Heym, undatiert [vermutlich Juni/Juli 1959], [Berlin], Band A, Bl. 37-40, hier Bl. 39.

den könnte.⁵⁹ Anders als Schmidt betrachtete Heym die DDR allerdings bis zu ihrem Untergang als seine Heimat.

Apitz hatte sogar den paranoiden Verdacht, dass Heym ihn selbst überwachte und prüfte.⁶⁰ In einer unveröffentlichten Notiz schildert er, wie Heym ihm ein Treffen mit einem Literaturkritiker der *Times of India* organisiert habe – Heym sprach perfektes Englisch und dolmetschte Apitz –, von dem er über die Freiheit des Geistes und die Freiheit der Meinungsäußerung in der DDR ausgequetscht worden sei.⁶¹ Apitz vermutete, dass man ihn über Heym in dieser Unterhaltung »als ›Partei-mensch‹ [...] examinieren ließ«. ⁶² Er beendete seine Notiz mit der ironischen Bemerkung: »Ich glaube, das ›Examen‹ einigermaßen bestanden zu haben.«⁶³ Heym dagegen berichtete in seiner Autobiografie *Nachruf*, dass Apitz mit der Situation völlig überfordert gewesen sei.⁶⁴

»Entweder-Oder«-Prinzip

Bereits im Oktober 1959, nach 27 Monaten, wurde die Verbindung mit der »DA Brendel« abgebrochen. Die Frage, aus welchen Motiven heraus Apitz mit dem MfS zusammenarbeitete, kann und muss sicherlich differenziert beantwortet werden. Im Fall Apitz ist es vor allem notwendig, Dauer und Intensität seiner Mitarbeit genauer zu betrachten. So war er bereits in der Frühzeit der DDR, Ende der 1950er Jahre, mit dem MfS in Berührung gekommen und hatte seinen Kontakt auf persönlichen Wunsch hin nach relativ kurzer Zeit wieder abgebrochen. Apitz sah sich nicht mehr in der Lage, seine Post ohne Verzögerung an das MfS weiterzuleiten, da er seit dem Erfolg von *Nackt unter Wölfen* ständig unterwegs war. Insgesamt verfasste Apitz für das MfS zwei Berichte – einen einseitigen über Schmidt und einen vierseitigen über Heym –, leitete ei-

⁵⁹ BStU, MfS, Nr. 5141/59: Aussprache mit der DA »Brendel«, Berlin, 10.6.1959, Band A, Bl. 33-34, hier: Bl. 34 und Archiv-Nr. 5141/59: Bericht von Wegner über den Schriftsteller Stephan [sic!] Heym, [Berlin], 15.6.1959, Band A, Bl. 35-36, hier: Bl. 36.

⁶⁰ Bislang ist nichts darüber bekannt, dass Apitz selbst auch bespitzelt wurde.

⁶¹ Vgl. Conter 1997 (s. Anm. 7), S. 340.

⁶² AdK, Bruno-Apitz-Archiv, Nr. 139: Bruno Apitz' Notizen zur Indien-Reise, Bombay, 4.2.1959.

⁶³ Ebd.

⁶⁴ Vgl. Stefan Heym: *Nachruf* [1988], Frankfurt am Main 1990, S. 635-650.

nen Brief von Schmidt aus Bayreuth an das Ministerium weiter und traf sich einige Male mit dem Führungsoffizier Wegner.⁶⁵ In Apitz' Berichten an das MfS wird vor allem deutlich, dass letztlich persönliche Sympathien den Ausschlag für die Tonlage in seinen Schilderungen gaben. Offenkundig schien Apitz' und Schmidts Zusammenarbeit von gegenseitigem Respekt geprägt, was nicht bedeutet, dass er dessen Flucht aus der DDR nicht verurteilte. Hingegen wurde Heym, dessen Zusammenarbeit mit Apitz mehr von persönlichen Querelen überlagert war, in seinem Bericht herabgewürdigt. Ursprünglich hatte Führungsoffizier Wegner vorgeschlagen, Apitz als GI (Geheimer Informator) – erst später war die Bezeichnung IM (Inoffizieller Mitarbeiter) üblich geworden – umzuregistrieren, damit er als prominente Person des öffentlichen Lebens, als so genannter Tipper, Informationen an das MfS liefern könne. Doch der sonst so linientreue Apitz ließ sich nicht überzeugen.⁶⁶ In diesem konkreten Fall verweigerte er sich wider Erwarten der Macht »seines« Staates, was die Vermutung nahe legt, dass er von der MfS-Tätigkeit als solcher nie völlig überzeugt war. Der »Abschlussvermerk« vom 31. Oktober 1959 stellte nüchtern fest:

»Die DA ›Brendel‹ wurde am 21.8.1957 vom unterzeichneten Mitarbeiter angeworben. Sie wurde nur kurze Zeit für den Postempfang eingesetzt. [...] Die DA ›Brendel‹ ist der Autor des Buches ›Nackt unter Wölfen‹. Durch dieses Buch ist die DA in der DDR sowie auch in Westdeutschland und Westberlin sehr bekannt und populär geworden, so daß eine weitere Verwendung als DA nicht mehr möglich ist. Außerdem ist die DA sehr viel zu Buchlesungen und -Besprechungen im Gebiet der gesamten DDR unterwegs, sowie im Ausland. [...] Eine andere Form der Zusammenarbeit wird von der DA abgelehnt, und sie brachte auch schon selbst gegenüber dem unterzeichneten Mitarbeiter zum Ausdruck, daß sie daran interessiert ist, die Verbindung mit dem MfS abzubrechen.«⁶⁷

Die Akte »DA Brendel« wurde daraufhin ins Archiv der Abteilung XII zur Ablage gebracht. Sicher scheint, dass Angst, Karrieredenken, Geltungsbedürfnis, Neid und Machtgelüste als Beweggründe für eine Zusammenarbeit mit dem MfS bei Apitz nahezu auszuschließen sind. Die ein-

⁶⁵ Siehe Anm. 19.

⁶⁶ BStU, MfS, Nr. 5141/59: Aussprache mit der DA »Brendel«, Berlin, 18.3.1959, Band A, Bl. 30-32.

⁶⁷ BStU, MfS, Nr. 5141/59: Abschlussvermerk. Betr.: Abbrechen der Verbindung mit der DA »Brendel«, Berlin, 31.10.1959, Band P, Bl. 60.

zig schlüssige Erklärung für diese frühe Berührung ist daher das Motiv des Idealismus, die Überzeugung, auf dem rechten und gerechten Weg zu sein, seine antifaschistische Grundhaltung und der Glaube an die Idee des Sozialismus.⁶⁸ Als staatlich anerkannter »Kämpfer gegen den Faschismus«⁶⁹ sah er es als seine Verpflichtung an, sich für ein antifaschistisches und sozialistisches Deutschland zu engagieren.

Apitz' Selbstverständnis als deutscher Kommunist, speziell als Buchenwalder Kommunist, dessen Leidensweg durch das KZ geführt hatte, war insofern Abbild gelebten Lebens. Apitz hatte das, was man früher Klassenbewusstsein nannte. »Was für Bücher einer schreibt, hängt nicht nur von seinem Talent ab. Entscheidend ist das Leben, das einer führt«,⁷⁰ fasste Schriftstellerfreund Helmut Hauptmann Apitz' Lebensgeschichte vom Proletarierjungen zum Erfolgschriftsteller zusammen. Von seiner Frau, seinen Freunden und seinen Kollegen wird Apitz als heiter, lebendig, spritzig, humorvoll, einfallsreich, aber auch als feinfühlig, einfühlsam, emotional, voller Menschenliebe und Herzengüte, charakterisiert.⁷¹ Apitz war kein klassischer Intellektueller oder Politiker, eher ein ganz einfacher, zurückhaltender und bescheidener Mensch, der nie die Möglichkeit hatte zu studieren.⁷² In den Mitgliederversammlungen des Schriftstellerverbandes, vor allem aber in denen der Akademie der

⁶⁸ Vgl. Walther 1996 (s. Anm. 9), S. 670.

⁶⁹ Als »Kämpfer gegen den Faschismus« wurden in der DDR Personen anerkannt, die zumeist aus politischer Überzeugung in Haft gewesen waren, in der Illegalität oder im antifaschistischen Widerstand gekämpft hatten. Damit verbunden war die Frage nach individueller Entschädigung und Wiedergutmachung. Siehe dazu Apitz' VdN-Akte im Landesarchiv Berlin (LAB): C Rep. 118-01 Nr. 22935 – Hauptausschuss Opfer des Faschismus (OdF)/Referat Verfolgte des Naziregimes (VdN).

⁷⁰ Helmut Hauptmann: Das Bild des neuen Menschen in der Literatur. In: Neue Deutsche Literatur, Nr. 7, 1958, S. 4-8, hier: S. 5.

⁷¹ Gespräche mit Marlis Apitz (s. Anm. 44) und mit Wolfgang Held, Schriftstellerkollege und Freund von Bruno Apitz, in Weimar am 10.4.2012. – Ferner siehe Helmut Hauptmann: Die Sprungfeder in uns. Helmut Hauptmann über Bruno Apitz. In: Anni Voigtländer (Hrsg.): Liebes- und andere Erklärungen. Schriftsteller über Schriftsteller, Berlin (Ost)/Weimar 1972, S. 7-12; ders.: Rede auf der Trauerfeier für Bruno Apitz. In: Neue Deutsche Literatur, Nr. 6, 1979, S. 166-168; Eva Lippold: Weggenosse und Freund. In: Wochenpost, Nr. 17, 1979, S. 7; Werner Thalheim: Er war voller Herzengüte, und er liebte die Menschen. Am 28. April wäre Bruno Apitz 85 Jahre alt geworden. In: Leipziger Volkszeitung, 26.4.1985, S. 8.

⁷² Gespräch mit Dr. Eberhard Günther, langjähriger Verlagsleiter des Mitteldeutschen Verlages Halle, in Dresden am 18.4.2012. – Ferner siehe Eberhard Günther: Verleger – mehr als ein Beruf. Erinnerungen, Halle (Saale) 2009, S. 118f.

Künste saß er stets in der letzten Reihe. Während er die Mitarbeit im Schriftstellerverband als halbwegs erträglich empfand, sah er bei der Akademie der Künste nicht, dass diese eine fruchtbare Arbeit leistete. Er meldete sich bei beiden nur selten zu Wort, obwohl er ein begeisterter und kämpferischer Redner war, denn mit keinen dieser Institutionen ist er so recht glücklich geworden. Zudem litt er seit seiner Jugend unter starken Minderwertigkeitskomplexen aufgrund seines Aussehens. Apitz war ein kleiner, zierlicher, hagerer Mensch. Selbst ausgedrückt hat er es mit den Worten: »Ich bin eine rachitische Ölsardine.«⁷³

Es verwundert nicht, dass sich Apitz öffentlicher Kritik zur Literatur- und Kulturpolitik der DDR stets enthielt. Folgerichtig unterzeichnete er stets die Resolutionen und Ergebnisadressen des Schriftstellerverbandes, wenn es galt, die (kultur-)politischen Entwicklungen in der DDR zu verteidigen. Ihm war klar: »Sobald irgendeine Persönlichkeit bei uns [DDR] ins Blickfeld der öffentlichen Kritik rückt, reklamieren die Meinungsbildner in der Bundesrepublik in ihrer zielgerichteten Propaganda diese für sich.«⁷⁴ So kritisierte er beispielsweise den Schriftsteller Stephan Hermlin während einer Kulturberatung, weil dieser nicht »begrift«, dass es »nicht nur um seine Person geht, sondern auch dem Bestreben gilt, dem Einbruch fremder Ideologien zu wehren«.⁷⁵ Hintergrund war Hermlins Ablösung 1963 von der Funktion als Sekretär der Sektion Dichtung und Sprachpflege an der Deutschen Akademie der Künste, nachdem dieser für junge kritische Lyriker eingetreten war. In dieser Hinsicht ging Apitz keine Kompromisse ein. Gleichmaßen beschimpfte er den Liedermacher Wolf Biermann nach dessen Ausbürgerung aus der DDR im Jahr 1976. Apitz erklärte in einer Stellungnahme an den Schriftstellerverband: »Biermann ist für mich uninteressant. [...] Biermann aber ist alles andere als ein ›unbequemer Dichter‹. Einem notorischen Staatsfeind die Staatsbürgerschaft abzuerkennen ist Recht und Pflicht meines Staates. Darüber brauche ich nicht ›gelassen nachzuden-

⁷³ Zitiert nach Marlis Apitz (s. Anm. 44).

⁷⁴ Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (SAPMO-BArch), DY 30/IV A 2/2.024/3: Bruno Apitz in einer Beratung des Politbüros des ZK der SED und des Präsidiums des Ministerrates der DDR mit Schriftstellern und Künstlern am 25. und 26. März 1963, Stenografische Niederschrift, S. 189-193, hier S. 191.

⁷⁵ Ebd., S. 192.

ken.«⁷⁶ Die prominenten Unterzeichner der Protesterklärung⁷⁷ gegen Biermanns Ausbürgerung, unter ihnen Schriftsteller_innen wie Sarah Kirsch, Christa Wolf, Stephan Hermlin, Stefan Heym und Heiner Müller, bezeichnete er als »naiv« und unterstellte ihnen ebenfalls eine »staatsfeindliche Haltung«, indem sie »ihren Protest nicht – wie es sich für einen Bürger der DDR gehört – an die zuständigen Staatsorgane richten, sondern ihn an den Nachrichtendienst der BRD bewußt weiterschleußen [sic!].«⁷⁸ Für Apitz hatte die Bundesrepublik nicht das Recht, die Fehler der DDR zu kritisieren, denn das könne ihm nach nur sie selber.

Gleichwohl äußerte Apitz im privaten Kreis seine Meinung gegenüber den Fehlern und Irrtümern des Sozialismus in der DDR freiwillig und offen, etwa gegen die stalinistischen Parteisäuberungen gegen deutsche Kommunist_innen oder die starre, zentral gelenkte Parteibürokratie.⁷⁹ Die Dazugehörigkeit zu »seiner« Partei hatte ihm stets etwas bedeutet, überschritt sich aber ab den 1960er Jahren mit der Traurigkeit, sich in ihr nicht mehr heimisch zu fühlen. Ein zunehmender Anspruch von ihm war: »Die Partei ist nicht mehr meine Heimat.«⁸⁰ Apitz litt zusehends darunter, mit ansehen zu müssen, wie die Partei von Karrieristen benutzt wurde. Die SED der 1960er Jahre hatte mit der Kom-

⁷⁶ AdK, SV, Nr. 651: Bruno Apitz' Stellungnahme an den Schriftstellerverband zur Ausbürgerung Wolf Biermanns, undatiert [vermutlich 1976], 1 Bl.

⁷⁷ Unmittelbar nach der Bekanntgabe der Ausbürgerung wurde folgende Protesterklärung veröffentlicht: »Wolf Biermann war und ist ein unbequemer Dichter – das hat er mit vielen Dichtern der Vergangenheit gemein. Unser sozialistischer Staat, [...], müßte im Gegensatz zu anachronistischen Gesellschaftsformen eine solche Unbequemlichkeit gelassen nachdenkend ertragen können. Wir identifizieren uns nicht mit jedem Wort und jeder Handlung Biermanns und distanzieren uns von dem Versuch, die Vorgänge um Biermann gegen die DDR zu mißbrauchen. Biermann selbst hat nie, [...], Zweifel daran gelassen, für welchen der beiden deutschen Staaten er bei aller Kritik eintritt. Wir protestieren gegen seine Ausbürgerung und bitten darum, die beschlossene Maßnahme zu überdenken.« Zitiert aus Matthias Judt (Hrsg.): DDR-Geschichte in Dokumenten, Bonn 1998, S. 329. – Ferner siehe Werner Mittenzwei: Die Intellektuellen – Literatur und Politik in Ostdeutschland von 1945 bis 2000, Berlin 2001, S. 299-309.

⁷⁸ AdK, SV, Nr. 651: Bruno Apitz' Stellungnahme an den Schriftstellerverband zur Ausbürgerung Wolf Biermanns, undatiert [vermutlich 1976], 1 Bl.

⁷⁹ Gespräche mit Marlis Apitz (s. Anm. 44) und mit Wolfgang Held (s. Anm. 71). – Zur Thematik Kritik am Stalinismus im Roman *Nackt unter Wölfen* siehe Jens-Fietje Dwers: *Nackt unter Wölfen*. Bruno Apitz (1900-1979). In: Mario Hesselbarth (Hrsg.): *Gelebte Ideen. Sozialisten in Thüringen. Biografische Skizzen*, Jena 2006, S. 27-29.

⁸⁰ Zitiert nach Marlis Apitz (s. Anm. 44).

unistischen Partei, in der er groß geworden war, nichts mehr gemein. Er hatte sie als einen Ort kennen gelernt, an dem Menschen mit tiefer innerer Überzeugung für den Kommunismus eintraten und in welchem er während seiner Zeit im KZ Solidarität und Mitmenschlichkeit erlebt hatte. Bornierte Partei- und Staatsfunktionäre bezeichnete der »Herzensemsch«⁸¹ Apitz gern als »Betonköpfe« und war überzeugt: »Uns haben die Nazis nicht klein gekriegt, dann schaffen die das erst recht nicht.« Diese Äußerung zielte jedoch nur auf Einzelpersonen ab, nicht auf den Sozialismus als Ganzes, denn diesen hielt er trotz aller Kritik für das bessere System. Apitz ist daher keinesfalls als Regimekritiker zu sehen, sondern als ein überzeugter und leidenschaftlicher Anhänger des real existierenden Sozialismus in der DDR, was letzten Endes auch seine ablehnende Haltung gegenüber den Aufständischen während der Ereignisse um den 17. Juni 1953 beweist.

Dementsprechend begrüßte Apitz den Bau der Mauer im August 1961 unmissverständlich und kommentierte diesen im *Neuen Deutschland* und im Rundfunk der DDR mit dem Satz: »Nicht mehr nackt unter Wölfen.«⁸² Im Mauerbau sah er den erforderlichen antifaschistischen Schutzwall, um eine Annexion der DDR und damit den Dritten Weltkrieg zu verhindern.⁸³ Die Anschuldigung, als Schriftsteller der DDR nicht öffentlich gegen den Mauerbau protestieren zu dürfen, wies er in einem offenen Antwortbrief an die westdeutschen Schriftsteller Wolfdietrich Schnurre und Günter Grass stark von sich: »Ihre Forderung an mich, meine Pflicht als Schriftsteller zu erfüllen, das ›Unrecht‹ des 13. August beim Namen zu nennen, erscheint mir zu fiktiv als daß ich es für notwendig halten müßte, auf sie einzugehen.«⁸⁴ Apitz entwickelte sich zum strikten Verfechter der deutsch-deutschen Teilung, indem er die Schüsse auf Republikflüchtlinge mit den Worten rechtfertigte:

⁸¹ Zitiert nach Wolfgang Held (s. Anm. 71). Alle folgenden Zitate bis auf weiteres ebd.

⁸² »Nicht mehr nackt unter Wölfen.« Bruno Apitz, Nationalpreisträger. In: Neues Deutschland, 15.8.1961, S. 4; DRA, B012765243: Stellungnahme von Bruno Apitz zur Sicherung der Staatsgrenze zu Westberlin am 13. August 1961, Sendedatum: 18.8.1961.

⁸³ Vgl. Conter 2009 (s. Anm. 7), S. 99.

⁸⁴ Bruno Apitz: Bis zu Ende denken. Antwort von Bruno Apitz an die Westberliner Schriftsteller Schnurre und Grass. In: Berliner Zeitung, 30.8.1961, S. 6. – Vorangegangen war die Übergabe einer Protestnote gegen den Mauerbau in Ost-Berlin von Günter Grass und Wolfdietrich Schnurre an die Mitglieder des Deutschen Schriftstellerverbandes am 16. August 1961. – Siehe dazu Hans Werner Richter (Hrsg.): Die Mauer oder Der 13. August, Reinbek bei Hamburg 1961, S. 65f.



1. November 1962, Bruno Apitz zeigt einer Mitarbeiterin des Allgemeinen Deutschen Nachrichtendienstes (ADN) eine Grubenlampe, die er von den Dortmunder Jugendlichen als Geschenk bekommen hatte.

Quelle: Bundesarchiv, Bild 183-A1101-0008-001, Fotograf: Stolle.

»Bei jedem Durchbruch an der Grenze der DDR muß mit einem Durchbruch mit Waffengewalt gerechnet werden. [...] Ja, dann schießen Deutsche auf Deutsche. [...] Hier gibt es kein Wenn und Aber, sondern eben nur das Entweder-Oder. Entweder wir schützen unsere Grenze oder wir geben dem Gegner den Weg frei.«⁸⁵

Gemessen am humanistischen und pazifistischen Kerngedanken des Sozialismus hat Apitz mit derartigen Äußerungen durchaus versagt. Heute müsste auch er sich den Vorwurf gefallen lassen, dass er sich von der SED allzu leicht für deren Propaganda habe instrumentalisiert lassen und dazu beitrug, die SED-Herrschaft zu legitimieren und zu stabilisieren, indem er den Antifaschismus als Rechtfertigung der DDR im Bewusstsein der Bevölkerung verankerte. Apitz appellierte in unzähligen Lesungen und publizistischen Beiträgen immer wieder an die Jugend, aus den Erfahrungen des Faschismus zu lernen und machte auf seine aktuellen

⁸⁵ AdK, Bruno-Apitz-Archiv, Nr. 148: Brief von Bruno Apitz an J. Langhein, Berlin, undatiert [vermutlich 1967], 8 Bl., hier: Bl. 3.

Formen in der BRD aufmerksam. Symptomatisch für diese Entwicklung waren seiner Ansicht nach die Notstandsgesetze, die Eingliederung der BRD in die NATO, der Entschluss zur Wiederbewaffnung und der Versuch, die KPD in Karlsruhe verbieten zu lassen.⁸⁶

Bei seiner Westdeutschland-Lesetour 1962 wurde er bei einem Vortrag in Dortmund von der Polizei wegen eines fehlenden Visums festgenommen und unter polizeilicher Bewachung an die Grenze der DDR zurück transportiert. »Ich wurde mit Gewalt an die Zeiten um 1933 erinnert«,⁸⁷ erklärte Bruno Apitz unmittelbar nach seiner Ankunft in Ost-Berlin. Die DDR-Presse nutzte diesen Vorfall, um dem »Bonner Staat« aufgrund der Einschränkung der Presse-, Meinungs- und Redefreiheit »Gestapo-Manieren« vorzuwerfen.⁸⁸

Zusammenfassende Feststellung

Insgesamt lässt sich dennoch feststellen: Antifaschismus war für Apitz mehr als bloße Propaganda im Geiste des Kalten Krieges, sondern politisches und künstlerisches Bekenntnis zugleich: »Jeder Schriftsteller hat sein Thema. Das meine ist der Antifaschismus, und ich betrachte seine literarische Gestaltung als eine der wichtigen und aktuellen Aufgaben unserer sozialistischen Literatur.«⁸⁹ Interessanterweise wird der Antifaschismus in seinem literarischen Werk nicht von vornherein als ideologische Überzeugung dargestellt, sondern ist stets das Ergebnis einer konkreten, alltäglichen Entscheidung.⁹⁰ Der Glaube und die Hingabe an die kommunistische Sache war, wie Renate Florstedt es formulierte, »eine Entscheidung für sein gesamtes Leben, die Bruno Apitz mit all ihren Konsequenzen, auch unter Einsatz seines Lebens«,⁹¹ trug. Insofern fühlte er

⁸⁶ Vgl. Niven 2009 (s. Anm. 2), S. 112; Hähnel 1987 (s. Anm. 18), S. 25f.

⁸⁷ Bruno Apitz: Es erinnerte an 1933. In: Neues Deutschland, 2.11.1962, S. 6.

⁸⁸ »Gestapo-Manieren im Bonner Staat« hieß die Überschrift der Berliner Zeitung vom 2.11.1962.

⁸⁹ Bruno Apitz: Antifaschismus heute. In: Neue Deutsche Literatur, Nr. 11, 1966, S. 3-5, hier: S. 3. – Vgl. ferner Neue Deutsche Literatur, Nr. 3, 1977, S. 8f.

⁹⁰ Vgl. Conter 1997 (s. Anm. 7), S. 266f. Ferner Eva Reißland: Bruno Apitz. In: Hans Jürgen Geerdts (Hrsg.): Literatur der Deutschen Demokratischen Republik. Einzeldarstellungen, Bd. 1, Berlin (Ost) 1974, S. 62-76, hier: S. 62f.

⁹¹ Florstedt 1990 (s. Anm. 5), S. 21.

sich in seiner sozialistischen Weltanschauung allen Gegnern überlegen.⁹²

Ähnlich äußerte sich Apitz 1962 in der Zeitung *Junge Welt*:

»Der Inhalt des Lebens eines Kommunisten besteht darin, den Kommunismus zu verwirklichen. Dem muss er auch seine subjektive Tätigkeit unterordnen, denn sie ist nur ein Teil davon. Seht einmal, meine Tätigkeit als Schriftsteller erfüllt mich völlig. Trotzdem ist sie nicht Hauptinhalt meines Lebens. Wäre dem so, dann würde ich zum Beispiel nie im revolutionären Kampf mein Leben einsetzen. Ich bin aber bereit, sofort zur Waffe zu greifen und mein Leben hinzugeben für den Inhalt meines Seins als Kommunist: den Kampf um die Verwirklichung der sozialistischen Gesellschaftsordnung.«⁹³

An eben jener ideologischen Klarheit hatte Bruno Apitz, der nie ein hoher Partei- oder Staatsfunktionär war, bei Stefan Heym gezweifelt, obwohl sich Heym nie als Gegner, sondern stets als Kritiker der DDR, verstand.⁹⁴ Aus Apitz' Selbstverständnis heraus sah er es als seine wichtigste Aufgabe an, »seinen« Staat, die DDR, zu schützen und zu verteidigen. Für Apitz gab es in diesem Fall kein »Wenn und Aber«, sondern nur das »Entweder-Oder«.

⁹² Vgl. Sauter 1974 (s. Anm. 15), S. 361.

⁹³ Bruno Apitz: Der Inhalt meines Seins: Kommunismus. In: *Junge Welt*, 29.11.1962, S. 5.

⁹⁴ Vgl. Tom Thieme: Mehr als ein Weltliterat. Die Sonderrolle Stefan Heyms in der Ära Honecker. In: *Deutschland Archiv*, Jg. 44, Nr. 4, 2011, S. 518-524, hier: S. 523.

ANTISEMITISMUS UND RASSISMUS

Z. Ece Kaya

»Afrika als europäische Aufgabe« oder »eine spezifisch deutsche Theorie der Kolonisation«?

Zur Geschichte eines ideologischen Diskurses

Einleitung

»Afrika als europäische Aufgabe«: Was auf den ersten Blick einer aktuellen Debatte zur Entwicklungshilfe entnommen sein mag, war der Titel eines 1941 in Berlin erschienenen Buches des deutschen Ethnologen und ehemaligen Togo-Missionars Diedrich Westermann. Als jemand mit praktischer Kolonisationserfahrung hoffte Westermann in seinem Werk auf eine erneute Kolonialherrschaft Deutschlands unter dem NS-Regime. Er plädierte einerseits für eine europäische Zusammenarbeit u.a. in wissenschaftlicher Forschung und Krankheitsbekämpfung, andererseits kritisierte er jedoch die Methoden europäischer Kolonialerziehung und behauptete, dass »[d]ie Eingeborenenenerziehung [...] ein genaues Spiegelbild des politischen Ideals der Kolonialmacht [sei]«.¹

Diese Äußerung impliziert einen zentralen Aspekt des deutschen Kolonialdiskurses nach dem Verlust der Kolonien: Kolonialpädagogik als Antwort auf die alliierte Kritik an der deutschen Kolonialmacht in den Versailler Friedensverhandlungen² einschließlich einer deutschen Gegenkritik an der Kolonialpädagogik anderer europäischer Mächte als Feld und Instrument politischer Kämpfe auch in der NS-Zeit. Zu dieser Zeit begannen auch die ersten Versuche, Kolonialpädagogik als Gegenstand der deutschen Erziehungswissenschaft zu behandeln und »eine spezifisch deutsche Theorie der Kolonisation« (Herbert Theodor Becker)³ zu entwickeln, wobei ehemalige Kolonialbeamte wie Paul Rohr-

¹ Diedrich Westermann: Afrika als europäische Aufgabe. Mit 7 Karten [1940], Berlin 1941, S. 224.

² Gemeint ist vor allem der Vorwurf »der kolonialen Mißwirtschaft und der verfehlten Eingeborenenpolitik« (Horst Gründer: Geschichte der deutschen Kolonien [1985], Paderborn 2004, S. 217) sowie der Zwangsarbeit und brutalen Gewaltanwendung unter deutscher Kolonialherrschaft.

³ Herbert Theodor Becker: Kolonisieren heißt Erziehen! In: Afrika-Rundschau, Jg. 7/1940, H. 3, S. 45-49, hier S. 45.

bach eine Kolonialpädagogik mit biologisch begründeter kolonialrassistischer Argumentation als überflüssig erklärten und wirtschaftliche Interessen in den Vordergrund rückten (»Afrika als ökonomischer Eränzungsraum für Europa«⁴).

Gemeinsam war diesen ethnologisch-missionarischen, erziehungswissenschaftlichen und politischen Positionen unter anderem die Kritik an England und Frankreich als Kolonialmächte sowie die Selbstbild-Konstruktion in einer »spezifisch deutschen« Kolonialpädagogik oder in einer Kolonialpolitik »großen Stiles«.⁵ Die Machtkopplung dieser im Vergleich zur Zeit offizieller deutscher Kolonialherrschaft (1884-1914) zunächst nur theoretischen Überlegungen ist evident. Die Kolonialpädagogik setzte auf theoretischer Reflexionsebene eine Kolonialpraxis voraus und die Kritik vor allem an England als Kolonialmacht war unter anderem ein wichtiger Schnittpunkt mit der NS-Politik in der Frage einer möglichen deutschen Kolonisation in Afrika.⁶

⁴ Paul Rohrbach; Justus Rohrbach: Afrika heute und morgen. Grundlinien europäischer Kolonialpolitik in Afrika, Berlin 1939, S. 8. Paul Rohrbach gehört deswegen zum kolonialpädagogischen Diskurs, weil er sich zum Thema Kolonialerziehung bzw. zu ihrer »Unmöglichkeit« mehrfach, auch in der untersuchten Monografie, äußerte.

⁵ Der Begriff »großer Stil« (der Kolonisation durch die Deutschen) wurde im kolonialen Diskurs oft verwendet. Vgl. z.B. Franz Thorbecke: Was die afrikanischen Kolonien uns Deutschen heute wären. In: Koloniale Rundschau, Jg. 25/1933, S. 147-152, hier S. 152.

⁶ Die NS-Politik in Afrika war widersprüchlich und außer in den vom Kolonialpolitischen Amt erklärten Zielen der »Rassenhygiene« und »Volkstumserhaltung« in möglichen Kolonien und einigen Kolonialplanungen offiziell kaum festgelegt. Rohstoffgewinnung und Prestige Gründe spielten eine wichtige Rolle. Das vorrangige Ziel blieb jedoch die Ostexpansion. Vgl. Gründer 2004 (s. Anm. 2), S. 227. Gegen die 2.500-3.000 in Deutschland lebenden Schwarzen Menschen wurde keine systematische Vernichtungspolitik wie gegen die jüdische Bevölkerung sowie gegen Sinti und Roma ausgeübt. Auch sie wurden aber nach den Nürnberger Gesetzen ausgegrenzt und verfolgt. Seit 1937 wurden mit ihnen Zwangssterilisierungen und medizinische Experimente durchgeführt. Vgl. etwa: Reiner Pommerin: Zur Praxis nationalsozialistischer Rassenpolitik. Sterilisierung der »Rheinlandbastarde«. In: Martina Johannsen (Hrsg.): Schwarzweissheiten. Vom Umgang mit fremden Menschen. (Sonderausstellung im Landesmuseum für Natur und Mensch, Oldenburg, vom 28. September 2001 bis 27. Januar 2002), Oldenburg-Isensee 2001, S. 157-162. Ab dem Jahr 1941 verschlechterte sich ihre Lage, denn die relative Rücksichtnahme im Hinblick auf eine mögliche zukünftige Unterstützung bzgl. afrikanischer Kolonien verlor ihre Bedeutung mit dem Kriegsverlauf. Eine nicht bekannte Zahl von Schwarzen Menschen starb in Arbeits- und Vernichtungslagern des NS.

Diese Feststellung charakterisiert die kolonialpädagogische Debatte in der NS-Zeit als einen sowohl hinsichtlich der kritischen Aufarbeitung einzelner Fachgeschichten (wie der Ethnologie und Erziehungswissenschaft⁷) im Nationalsozialismus, als auch bzgl. der Bearbeitung der Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen dem Kolonialrassismus und dem NS-Rassismus⁸ aufschlussreichen Bereich. Die Kolonialpädagogik stellt darüber hinaus einen wichtigen diskurshistorischen Teil eines in seinen Kontinuitäten bis in die gegenwärtigen Denk- und Argumentationsmuster hineindringenden Gesamtdiskurses über ›europäische‹, ›deutsche‹, ›afrikanische‹ Identitäten sowie zur ›Kultur‹⁹ und zum kolonialen Erbe in Afrika insgesamt dar.

Der folgende Beitrag beschäftigt sich aus diesen Überlegungen heraus mit der kolonialpädagogischen (Gegen-)Kritik an den Erziehungsmethoden anderer europäischer Kolonialmächte als Ausdruck rassistischer

Vgl. Karsten Linne: Deutschland jenseits des Äquators? Die NS-Kolonialplanungen für Afrika, Berlin 2008, S. 77-80.

⁷ Für eine erziehungswissenschaftliche Analyse zum Antisemitismus und Rassismus in der deutschen Erziehungswissenschaft in der NS-Zeit siehe Benjamin Ortmeier: Mythos und Pathos statt Logos und Ethos. Zu den Publikationen führender Erziehungswissenschaftler in der NS-Zeit: Eduard Spranger, Herman Nohl, Erich Weniger und Peter Petersen, Weinheim/Basel 2009.

⁸ Zur Kontinuitätsdebatte in der Forschung siehe z.B.: Ulrich Herbert; Reinhart Kößler; Birthe Kundrus; Jürgen Zimmerer: Geschichte der Gewalt. Eine Diskussion über Genozide, Kolonialkriege und den Nationalsozialismus. In: iz3W Jg. Jan.-Feb./2009, H. 310, S. 38-41.

⁹ Der Erziehungswissenschaftler Rudolf Leiprecht argumentiert beispielsweise, dass der Begriff ›Kultur‹ in den gegenwärtigen Diskursen über Einwanderung und Flucht als »Sprachversteck für ›Rasse« fungiert: »So wird beispielsweise [...] auf fremde Kulturen hingewiesen, die mit der deutschen Kultur unvereinbar seien und deren Vertreterinnen und Vertreter von daher – manchmal sogar als Eigeninteresse von Eingewanderten formuliert – in ihr Heimatland zurückkehren müssten, um dort ihre eigene Kultur zu ›bewahren‹, genauso wie durch eine solche Separierung eine vorgestellte angeblich homogene deutsche Kultur vor negativen und verfremdenden Einflüssen ›geschützt‹ werden müsse, damit sie gewissermaßen in ›reiner‹ Form erhalten bleibe.« (Rudolf Leiprecht: »Kultur« als Sprachversteck für »Rasse«. Die soziale Konstruktion fremder Kultur als ein Element kulturalisierenden Rassismus. In: Johannsen (Hrsg.) 2001 (s. Anm. 6), S. 170-177, hier S. 172).

Für einen Überblick zur Bedeutung und zu den Funktionen des ›Kultur‹begriffes im Kontext des deutschen Rassismus siehe: Katrin Osterloch; Nele Westerholt: Kultur. In: Susan Arndt; Nadja Ofuately-Alazard (Hrsg.): Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk, Münster 2011, S. 412-416.

Selbst- und Fremdbildkonstruktion am Beispiel von drei Monografien¹⁰ aus den Jahren 1939-41, während derer in NS-Kreisen ein bestimmtes koloniales Interesse¹¹ an Afrika verstärkt artikuliert wurde. Zunächst wird an ausgewählten Zitaten gezeigt, wie das ›Europäische‹ und das ›Afrikanische‹ im kolonialpädagogischen Diskurs konstruiert wurden. Im zweiten Schritt werden die Konstruktion und Gegenüberstellung des ›Deutschen‹ in den untersuchten Monografien diskutiert. Als Schlussüberlegung wird die Frage aufgeworfen, ob und inwieweit im kolonialpädagogischen Kontext anhand dargestellter Passagen von einem »ideologischen Diskurs« gesprochen werden kann.

Konstruktion von Identität(-en) im kolonialpädagogischen Diskurs in der NS-Zeit

Als der Hamburger Erziehungswissenschaftler Herbert Theodor Becker im Jahr 1939 das Buch »Kolonialpädagogik der Großen Mächte«¹² in der Schriftenreihe des Hamburger Kolonialinstituts veröffentlichte, gab es in der deutschen Erziehungswissenschaft kaum Untersuchungen zur missions- und kolonialpädagogischen Geschichte, obwohl eine Fülle von Veröffentlichungen von ehemaligen Missionaren und Kolonialbeamten über die deutsche koloniale Tätigkeit in Afrika berichteten.¹³ Das Ziel des er-

¹⁰ Die laufende Dissertationsarbeit zum Thema erziehungswissenschaftlicher deutscher Kolonialpädagogik in der NS-Zeit untersucht in erster Linie ausgewählte *erziehungswissenschaftliche* Monografien und Zeitschriftenaufsätze. Andere, z.B. kolonialpolitische oder ethnologische Texte zur Kolonialpädagogik werden zu Vergleichszwecken in die Analyse mit einbezogen.

¹¹ Einige Forscher_innen nennen es »Kolonialeuphorie«. Vgl. z.B. Linne 2008 (s. Anm. 6), S. 81-139.

¹² Herbert Theodor Becker: Die Kolonialpädagogik der Großen Mächte. Ein Kapitel der vergleichenden Erziehungswissenschaft der Gegenwart, Bd. 1 der Schriften des Kolonialinstituts der Hansischen Universität, (Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandskunde Bd. 49, Reihe A: Rechts- und Staatswissenschaften Bd. 6), Hamburg 1939. Für eine kurze Zusammenfassung dieses Hauptwerks der erziehungswissenschaftlichen Kolonialpädagogik von Becker und seine Hauptthesen siehe: Z. Ece Kaya: »Kolonisieren heißt Erziehen!«. Kolonialpädagogik und Weißsein in der deutschen Erziehungswissenschaft. In: Manuel Aßner; Jessica Breidbach u.a. (Hrsg.): AfrikaBilder im Wandel? Quellen, Kontinuitäten, Wirkungen und Brüche, Frankfurt am Main 2012, S. 65-76.

¹³ Beckers genannte Untersuchung war in diesem Sinne das erste umfangreiche Werk zum Thema Kolonialpädagogik in der deutschen Erziehungswissenschaft. Zwar veröffentlichten einige ehemalige Kolonialpolitiker wie z.B. Theodor Seitz in

wähnten Buches von Becker war die theoretische Ausarbeitung einer deutschen Kolonialpädagogik, wobei der Hauptteil dem Thema »Die Kolonialpädagogik des Auslandes und ihre Beziehungen zur Kolonialpolitik«¹⁴ gewidmet war.

Im gleichen Jahr erschien das Buch »Afrika heute und morgen«¹⁵ von Paul und Justus Rohrbach. Das politisch-wirtschaftlich argumentierende Buch beschrieb die »Grundlinien europäischer Kolonialpolitik in Afrika« und fasste Afrika als »Ergänzungsraum für Europa«¹⁶ auf. Die Untersuchung europäischer Kolonialpolitik sollte dazu dienen, »alle Entwicklungsbedingungen für das afrikanische Potential klar [zu] machen«¹⁷ und durch die Analyse europäischer Kultureinflüsse infolge der Kolonisation, die im ganzen deutschen kolonialpädagogischen Kontext als zerstörend betrachtet wurden,¹⁸ »ein eignes Programm [zu] entwerfen«.¹⁹ Auch Diedrich Westermann sah die Kolonisation in erster Linie als eine wirtschaftliche Angelegenheit an²⁰ und lobte die Leistungen des »europäischen Wirtschaftspioniers«²¹ in Afrika trotz seiner Kritik an den einzelnen Kolonialpolitiken, die er mit der bisherigen kolonialen Erfahrung begründete.

erziehungswissenschaftlichen Zeitschriften (siehe z.B. Theodor Seitz: Die Bedeutung von Kolonialbesitz für die politische Erziehung eines Volkes. In: Die Erziehung. Monatsschrift für den Zusammenhang von Kultur und Erziehung in Wissenschaft und Leben, Jg. 2/1928, S. 414-419), aber außer Überlegungen zur Weltlage und Kulturunterschieden von »Völkern« zeigte die deutsche Erziehungswissenschaft bis in die NS-Zeit kaum Interesse an Thema.

¹⁴ Das genannte Kapitel umfasst mehr als die Hälfte des gesamten Buches. Siehe Becker 1939 (s. Anm. 12), S. 40-221.

¹⁵ Paul Rohrbach wurde von Becker wiederholt als der »beste Sachkenner« in kolonialpolitischen Fragen bezeichnet. Vgl. Becker 1939, S.13.

¹⁶ Rohrbach; Rohrbach 1939 (s. Anm. 4), S. 7, 8.

¹⁷ Ebd., S. 190, Hervorhebung im Original.

¹⁸ Auch Beschreibungen wie »Zivilisationsflut, Einströmen, Entwurzelung« für diese Auswirkungen sind in kolonialpädagogischen Schriften keine Seltenheit: »Der Wandel Afrikas ist nicht aufzuhalten. Die Loslösung aus Heimat, Familie und Sippe, die Entwurzelung aus ertümlichen Bindungen und artgemäßer Kultur, so gefährlich sie sind, können nicht mehr rückwärts gewendet werden.« (Ebd., S. 212).

¹⁹ Ebd.

²⁰ Vgl. Westermann 1941 (s. Anm. 1), S. 126.

²¹ Ebd., S. 180.

Das ›Europäische‹

Hauptsächlich zwei Kritikpunkte prägten die allgemeine deutsche kolonialpädagogische Analyse der europäischen Kolonialpolitik, die auf die kolonialrassistischen Grundannahmen dieser Analyse und Kritik hinweisen: Assimilationspolitik (Frankreich, Portugal) als »sträfliche[r] Verrat der weißen Rasse, ihrer hohen Kultur und ihrer tiefen menschlichen und geistigen Gemeinsamkeiten«²² und Adaptationspolitik (England, Belgien) als Erziehung zum »guten Afrikaner« im Gegensatz zur (deutschen, s.u.) Auffassung von Erziehung zum »vollen Afrikaner«. Folgende Zitate veranschaulichen dieses Bild:

»England und Belgien erziehen den Neger zum ›guten Afrikaner‹, ein Begriff, der andeutet, dass das Ziel nicht Europäisierung zu sein braucht, Frankreich und Portugal bilden den bewußten Franzosen und Portugiesen heran [...]. Alle Kolonialmächte sind sich darüber einig, daß die Vormundschaft der Weißen über die Schwarzen beibehalten werden muß, und alle geben zu, mit Begeisterung oder mit Widerwillen, daß man die Eingeborenen schützen und fördern müsse.«²³

»Wäre es möglich, ihn [den ›Afrikaner‹] durch eine durchgreifende Schulung in europäischem Wissens- und Kulturgut geistig zu einem Europäer zu machen, so hätten wir gar kein Recht, ihm dies Ziel vorzuenthalten. Wir haben aber genug Urteile von besonnenen Kennern Afrikas gehört, [...] daß der Afrikaner geistig kein Europäer werden kann, weil er nicht den ›Charakter‹ dazu, die notwendige geistige Veranlagung besitzt. Das ist, es sei wiederholt, keine Frage, die etwas mit moralischen Bewertungen zu tun hat, sondern das ist eine Tatsache. [...] Die Folgerung heißt also: Kein europäisches Bildungsziel für den Neger, sondern eine Erziehung, die ihn aus einem primitiven, unentwickelten, seiner Fähigkeiten nicht bewußten Afrikaner zu einem tüchtigen Vollafrikaner macht, nicht zu einem Zwitter.«²⁴

²² Becker 1939 (s. Anm. 12), S. 18. Gegen die französische Außenpolitik äußerte sich die Kolonialpropaganda in der NS-Zeit auch bzgl. des Einsatzes Schwarzer Kolonialtruppen im Ersten Weltkrieg (»Schwarze Schmach«), der u.a. auch die kolonialpolitischen Unternehmungen der »weißen Herren« gefährdet habe. Vgl. z.B.: www.museenkoeln.de/ausstellungen/nsd_0211_schwarze/aus_02_02.asp (13.4.2012) (Internetauftritt des Projektes: »Besondere Kennzeichen: Neger« – Schwarze im NS-Staat. Ein Ausstellungsprojekt des NS- Dokumentationszentrums Köln).

²³ Westermann 1941 (s. Anm. 1), S. 148f.

²⁴ Rohrbach; Rohrbach 1939 (s. Anm. 4), S. 228f., 229, 231.

Somit wird das ›Europäische‹ im kolonialen Kontext in erster Linie über die assimilierende, anpassende oder ›erhaltende‹ erzieherische Haltung zum ›Afrikanischen‹ beschrieben, wobei ein möglicher moralischer Vorwurf mit Hinweis auf »besonnene Kenner Afrikas« und vermeintliche Tatsachen²⁵ von vorneherein zurückgewiesen wird. Eine letztendliche Zusammengehörigkeit (worauf die Konnotation des Wortes »Verrat« hinweist) des ›Europäischen‹ und ›Deutschen‹ wird durch Verwendung des Begriffs ›weiße Rasse‹²⁶ auf Grundlage der Hautfarbe implizit behauptet und damit biologistisch begründet.²⁷ Die »geistige Veranlagung« wird naturalisiert, deren Hervorhebung eine »Vormundschaft« rechtfertigen soll.

Die Forderung nach ›weißer, europäischer‹ Kolonialherrschaft in Afrika, die weitere Beschreibung des ›Europäisch-Amerikanischen‹²⁸ als

²⁵ »Der Ideologe beruft sich immer auf eine, seine (objektive oder ewig gültige) Wahrheit.« (Margarete Jäger; Siegfried Jäger: Deutungskämpfe. Theorie und Praxis Kritischer Diskursanalyse, Wiesbaden 2007, S. 37).

²⁶ Der Umgang mit dem Begriff ›Rasse‹ ist in den kolonialpädagogischen Schriften unterschiedlich, daher kann alleine von Becker ausgehend (wenn auch dem wichtigsten ›Kolonialpädagogen‹) und beim jetzigen Stand der Dissertation diesbezüglich noch keine Aussage zum *gesamten* erziehungswissenschaftlichen kolonialpädagogischen Diskurs gemacht werden, auch weil die – im Fall der Kolonialpädagogik beschränkte – diskursive Wirkung erst in einer Gesamtauswertung in die Analyse mit einbezogen werden soll. Von ›weißen‹ oder ›farbigen Völkern‹ und dazugehörigen Zuschreibungen ist jedoch sogar in biologismuskritischen kolonialpädagogischen und kulturmorphologischen Schriften wie u.a. von Eduard Spranger die Rede – die ›Hautfarbe‹ spielt in diesem theoretischen Gefüge z.T. unabhängig von einzelnen individuellen Positionierungen im »Feld der möglichen Formulierungen« (Michel Foucault: Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main 1973, S. 173) also offenbar eine nicht zu übersehende Rolle. Vgl. hierzu: Kaya 2012 (s. Anm. 12), S. 71f.

²⁷ Vgl. das Zitat von Becker weiter oben (Anm. 22). Auch antisemitische und antibolschewistische Elemente tauchen während dieser Darstellung des ›Europäischen‹ im kolonialpädagogischen Diskurs auf, die darauf hinweisen, dass die deutschnationale koloniale Bewegung neben ihrer kolonialrassistischen Grundhaltung auch antisemitisch und antibolschewistisch eingestellt war. Vgl. z.B. Rohrbach; Rohrbach 1939 (s. Anm. 4), S. 211, 212.

²⁸ Die US-amerikanische Kolonialpädagogik (beispielsweise auf den Philippinen), die als »geistig-kulturelle Durchdringung und pädagogische Beeinflussung der farbigen und halbfarbigen Völkerschaften mit amerikanischer Lebensauffassung und Zivilisation« (Becker 1939 (s. Anm. 12), S. 18) bezeichnet wird, und die Ansätze zur Erziehung Schwarzer Schüler_innen in den USA (von Booker T. Washington, Anna T. Jeanes usw.) sind für die Fragestellung dieses Beitrags eher am Rande von Bedeutung. Daher werden sie in die vorliegende vergleichende Analyse nicht mit einbezogen, obwohl sie im kolonialpädagogischen Diskurs wegen praktischer Arbeitserziehung und wegen der Forderung zur Akzeptanz angeblicher *weißer* Über-

›westliche/abendländische Zivilisation‹²⁹ und des ›Westlichen‹ als »eine Einstellung auf Wahrheit, Wissen, Erkenntnis«³⁰ legen zudem nahe, dass die ›europäische‹ Identität zwar durch Hervorhebung des ›Deutschen‹ in den Hintergrund geschoben,³¹ aber in der Begründung und Rechtfertigung der Kolonialerziehung und -praxis mit Berufung auf ›Wahrheit‹ und ›Wissen‹ keinesfalls aufgegeben wird. Von besonderer Bedeutung für die Analyse ist auch die Vorstellung eines angeblich »verjüngten Europa[s]«,³² eines »neu-europäischen Weltwillen[s]«³³ im NS-Deutschland und faschistischen Italien, ohne dabei auf eine »geistige Einheit Europas«³⁴ und auf »die Kulturmission des weißen Mannes«³⁵ zu verzichten. Wichtig scheint daher in erster Linie zu verstehen, wie sich die kolonialpädagogische Konstruktion des ›Europäischen‹ und des ›Afrikanischen‹ in der Gegenüberstellung des ›europäischen Wissens‹ zum ›afrikanischen Unwissen‹ und allgemeiner in der Dichotomie von ›Natur‹- und ›Kulturvölkern‹³⁶ gegenseitig bedingen, bevor auf weitere Überschneidungen mit der NS-Ideologie in der Konstruktion des ›Deutschen‹ eingegangen wird.

Das ›Afrikanische‹

Auch der kolonialpädagogische Diskurs spiegelte in diesem Sinne die Stereotypen des traditionellen europäischen Kolonialrassismus wider. Exotisierende Vorstellungen von »handwerkliche[r] und musikalische[r] Begabung«³⁷ gehen mit infantilisierenden Stereotypen eines der vernünftig-rationalen (spricht: ›europäischen‹) Tätigkeit entgegengesetz-

legenheit seitens der Schwarzen Menschen eine wichtige Rolle spielen und daher in der laufenden Dissertationsarbeit ausführlicher behandelt werden.

²⁹ An einigen Stellen wird sich mit der Formulierung »sogenannte westliche Zivilisation« von dem Begriff distanziert. Vgl. Becker 1939 (s. Anm. 12), S. 119.

³⁰ Ebd., S. 139.

³¹ In dieser Hervorhebung der deutschen Identität spielt gewiss das Spannungsverhältnis zwischen politischen Interessen der anderen europäischen Kolonialmächte und der deutschen kolonialrevisionistischen Propaganda um die Rückgewinnung der Kolonien eine besondere Rolle.

³² Ebd., S. 38.

³³ Ebd.

³⁴ Ebd., S. 39.

³⁵ Ebd.

³⁶ Vgl. etwa Osterloch; Westerholt 2011 (s. Anm. 9).

³⁷ Becker 1939 (s. Anm. 12), S. 52, S. 122.

ten, »gefühlswegten«, nicht leistungsfähigen »afrikanischen« Verhaltens einher:

»Der Afrikaner ist gefühlswegend, unstet, leicht ermüdet, er haßt jede lange dauernde, gleichmäßige Tätigkeit, zumal wenn er an ihr nicht innerlich teilnimmt, er ist launisch, leicht verletzt oder erbost, unpünktlich und unordentlich.«³⁸

»Würde etwas schöpferisches in der Rasse stecken, so hätte keine Umwelt es unterdrücken können. [...] Dem Neger fehlt es auch, auf sich allein gestellt, an der Bereitschaft, um idealer Werte willen das Leben zu wagen. Dagegen ist sein Dasein erfüllt und beherrscht von Sinnlichkeit in einem Maß, das, wie es scheint, alle anderen Rassen hinter sich läßt, und sein Selbstbewusstsein droht immer in gewöhnliche Eitelkeit umzuschlagen.«³⁹

Die Äußerung, dass den afrikanischen Gesellschaften »schöpferisches in der Rasse« fehle und sie das Leben nicht »wagen« können, ist Teil einer diskursiven Strategie der Schuldumkehr, welche die Kolonisierten für die europäische Kolonisation in Afrika als mitverantwortlich darstellt. Unter einer Fülle von weiteren kolonialrassistischen Beschreibungen einzelner sozialer Erscheinungen als vermeintlich natürliche Merkmale einer homogenisierten Gruppe kann die Behauptung des angeblich afrikanischen Unwillens zur europäischen Bildung beziehungsweise ihres Missbrauchs genannt werden, die somit die Vergeblichkeit der Europäisierungsversuche durch Bildung impliziert:

»Der soziale Aufstieg ist es, den die Schwarzen verlangen, nicht Wissen und Bildung als solche.«⁴⁰

»Diese Gefahr [der Europäisierung] ist in der Tat sehr groß, da die Eingeborenen im allgemeinen nur zum Besuch der Schulen drängen, um dort die Sprache der kolonisierenden Macht zu erlernen, deren ausreichende Kenntnis ihnen schnell einträgliche und angenehme Schreiberstellungen in den Kontoren, Büros und Betrieben der Europäer öffnet, während sie den Wert der neuen, auf Erhaltung ihres Volkstums und ihrer angestammten Kultur bedachten Unterrichtsarbeit der Schule nicht einzusehen vermögen, weil ihnen historisches Denken und ein kulturell-pädagogisches Verantwortungsgefühl fremd ist.«⁴¹

³⁸ Westermann 1941 (s. Anm. 1), S. 181.

³⁹ Rohrbach; Rohrbach 1939 (s. Anm. 4), S. 82.

⁴⁰ Ebd., S. 230.

⁴¹ Becker 1939 (s. Anm. 12), S. 134.

Die europäische Form der Schule in den Kolonien wird hier als pädagogisches Konzept in zweierlei Hinsicht kritisiert: Auf der einen Seite wird afrikanischen Schüler_innen vorgeworfen, die ihnen angebotene Bildung für »angenehme Schreiberstellungen« auszunutzen und sie nur aus diesem Grund in Anspruch zu nehmen. Auf der anderen Seite sei auch eine angepasste Form der europäischen Schule nicht geeignet für diejenigen, die nicht in der Lage seien, das »Kulturell-Pädagogische« in der »Erhaltung ihres Volkstums« zu verstehen. Gemeint ist an dieser Stelle die englische Kolonialpädagogik, die sich nach dem Ersten Weltkrieg unter Einfluss der US-amerikanischen Kolonialpädagogik zur praktischen Arbeitserziehung und Erhaltung der indigenen Sitten, Religionen und Sprachen gewendet hatte. Diese Neuorientierung, deren Notwendigkeit laut Becker die deutschen Kolonisator_innen bereits vor dem Ersten Weltkrieg erkannt haben,⁴² reicht nach seiner Auffassung nicht aus.

Gefordert wird nun daher die deutsche »Mitarbeit an den Kulturaufgaben, die in Afrika den weißen Völkern gestellt sind.«⁴³ Wenn auch zugestanden wird, dass in den ersten Jahren der deutschen Kolonialherrschaft »auch gelegentlich Missgriffe in der Behandlung der Eingeborenen unterlaufen«⁴⁴ seien, so seien England und Frankreich aber schlimmer wegen »vielfach brutaler Machtanwendung«⁴⁵ und hätten »kein Recht, deshalb auf Deutschland Steine zu werfen.«⁴⁶ Somit werden die blutige Niederschlagung der Herero- und Maji-Maji-Aufstände, die Zwangsarbeit und Gewaltanwendung unter der ehemaligen deutschen Kolonialherrschaft meistens nicht erwähnt oder bagatellisiert. Wie sollte aber eine erneute Kolonialherrschaft der ›Deutschen‹ aussehen, die angeblich früher als die anderen Kolonialmächte »neben der wirtschaftlichen Ausbeutung der Kolonien die Fürsorge für die Eingeborenen und die kulturellen Verpflichtungen für ihre gesundheitliche, moralische und geistige Hebung erkannt«⁴⁷ haben sollen? Was wäre bei ihnen demnach anders als bei den ›Anderen‹? Und welche Rolle sollte nun das NS-Regime dabei spielen?

⁴² Beispielsweise zum »Arbeitserziehungsgedanken«: ebd., S. 79.

⁴³ Westermann zit. in: ebd., S. 223.

⁴⁴ Ebd., S. 226.

⁴⁵ Ebd.

⁴⁶ Ebd.

⁴⁷ Ebd.

Das ›Deutsche‹

Die Antworten zu den genannten Fragen beinhalten einige wichtige Aussagen des kolonialpädagogischen Diskurses, zu denen auch die vermeintliche ›deutsche‹ Fähigkeit zur Kolonisation und das behauptete Recht auf Wiedererlangung der Kolonien gehören:

»Die Berufung zum Kolonisieren, die wir Deutschen ebenso stark wie andere weltmächtige Völker in uns fühlen und die nicht erst seit unserer Teilnahme an der afrikanischen Kolonisation in Erscheinung trat, sondern seit Jahrhunderten durch die Gewinnung deutschen Bodens im Osten und Südosten Europas und durch die vorbildliche Arbeit deutscher Auswanderer in allen fünf Erdteilen unter Beweis gestellt worden ist, diese deutsche Berufung zur Kolonisation heißt uns den Anspruch erheben, unseren für die Welt unentbehrlichen Anteil an dem kolonialisatorischen Werk der Menschheit zu übernehmen.«⁴⁸

Eine angebliche »Berufung« zur »Weltmacht«, die »wir Deutschen [...] in uns fühlen«, die ihnen also innewohnend sei, und die durch Anspielung auf die früheren expansionistisch-nationalistischen Traditionen der deutschen Geschichte als bewiesen betrachtet wird, liefert für den Erziehungswissenschaftler Becker offensichtlich die für eine Teilnahme an der Kolonisation anderer Weltteile ausreichende Erklärung. Einige Bedenken werden aber trotzdem geäußert:

»Gemeinsam ist der Politik der Mächte [...] die Einsicht, daß die Methoden der Kolonialherrschaft des vorigen Jahrhunderts unwiederbringlich dahin sind, daß das Zeitalter der bloßen ›Ausbeutung‹ der Farbigen vorbei ist und daß neue Formen der Kolonisation und der kolonialen Arbeit gefunden werden müssen.«⁴⁹

»Wir müssen uns jedoch klar darüber sein, daß wir nicht einfach so wieder anfangen können, wie wir vor dreißig Jahren aufgehört haben. [...] Afrika ist heute anders, als es damals war.«⁵⁰

Diese Andersheit von damals bezeichnet im kolonialpädagogischen Diskurs auch die bereits erwähnten, für den kolonialen Kontext negativ konnotierten ›europäischen Kultureinflüsse‹ auf afrikanische Bevölkerungen, die »seelisch wehrlos dem Einbruch der Kultur des Abendlandes und seiner Zivilisationsmittel ausgeliefert«⁵¹ seien, als seien sie statische

⁴⁸ Ebd., S. 223f.

⁴⁹ Ebd., S. 17.

⁵⁰ Westermann 1941 (s. Anm. 1), S. 252.

⁵¹ Becker 1939 (s. Anm. 12), S. 298.

Gestalten und keine Subjekte in kolonialen Verhältnissen. Die »Fehler« der deutschen Kolonialgeschichte werden von Westermann immerhin, wenn auch in vager Form thematisiert:

»Schwerwiegende Fehler, Mißverständnisse und Enttäuschungen, Strafexpeditionen und andere harte Maßnahmen sind dadurch entstanden und nötig geworden, daß man sich nie um ein ernsthaftes Verständnis der Eingeborenen bemüht hatte, und es ist zu hoffen, daß wir nicht gewillt sind, die Fehler der Vergangenheit zu wiederholen.«⁵²

Angesichts der genannten Probleme (die »Kultureinflüsse« auf die Bevölkerung und die Fehler der Geschichte, die zum Verlust der Kolonien führten) habe die deutsche Kolonialpädagogik nun ein verbessertes Konzept der Kolonisation, das sich »um ein ernsthaftes Verständnis der Eingeborenen« kümmern soll: »Hier handelt es sich also in einem besonderen Sinn um eine deutsche Aufgabe.«⁵³ Diese besondere deutsche Aufgabe, »deren Größe wir noch gar nicht ermessen können«,⁵⁴ werde laut Kolonialpädagogen erst wieder durch die NS-Herrschaft ermöglicht:

»Deutschland hat unter der Führung Adolf Hitlers in wenigen Jahren seine Stellung als Weltmacht wieder gewonnen. Überall sind fleißige Federn am Werke [...]. Sie [die deutsche Wissenschaft] hat zu ihrem Teil und mit ihren Mitteln ebenfalls mitzuarbeiten an der Ausgestaltung des Weltbildes, das die nationalsozialistische Weltanschauung in sich schließt, wobei es den Geisteswissenschaften im besonderen obliegt, die Rassen- und Volkstumsfragen und die Kulturverhältnisse in den verschiedenen Lebensräumen der Erde aufzuhellen.«⁵⁵

»Wenn wir sie [Verantwortung des Kolonialbesitzes] angreifen mit dem Schwung und der Hingabe, die uns immer wieder groß gemacht haben und die besonders das neue Deutschland unter Führung Adolf Hitlers kennzeichnen, so wird unsere koloniale Arbeit nicht nur dem Mutterland Früchte tragen, sondern auch den Eingeborenenvölkern zugute kommen und eine neue, segensreiche Ordnung auch für Afrika bringen.«⁵⁶

»Wenn den deutschen Menschen, die bereits durch die Erziehung des Nationalsozialismus hindurchgegangen sind, erst wieder die Möglich-

⁵² Westermann 1941 (s. Anm. 1), S. 253f.

⁵³ Ebd., S. 255.

⁵⁴ Ebd., S. 263.

⁵⁵ Becker 1939 (s. Anm. 12), Vorwort, S. VII.

⁵⁶ Westermann 1941 (s. Anm. 1), S. 265.

keit der Bewährung in der harten Schule eigener Kolonien eröffnet worden ist, dann wird das deutsche Volk bald in der vordersten Reihe derer stehen, die das große Werk der Kolonisation und der Erziehung der farbigen Völkerschaften tragen und höherführen.«⁵⁷

Propagiert wird hier nicht nur eine gewinnbringende (»dem Mutterland Früchte tragen«), aber den betroffenen Kolonialgesellschaften angeblich zugutekommende Koloniarbeit, sondern es ist auch von der »Erziehung des Nationalsozialismus« die Rede, welche die für die »Höherführung« des »harten« Kolonialprojekts geeigneten »deutschen Menschen« geformt habe. Obwohl im damaligen kolonialpädagogischen Diskurs selten beobachtet, ist diese Äußerung zur NS-Pädagogik jedenfalls relevant in Bezug auf die Legitimierung der NS-Herrschaft, wobei die »Geisteswissenschaften« dazu aufgefordert werden, »Rassen- und Volkstumsfragen« zu klären. Eine selbst erteilte Aufgabe, die von der deutschen Kolonialpädagogik mit Inhalten des neuen kolonialpädagogischen Vorhabens gleich erfüllt wurde:

»Eine pädagogisch verantwortungsbewusste Eingeborenenpolitik wird erstens nicht mehr Europäisches eindringen lassen als im Interesse des kolonisierenden Volkes unbedingt nötig ist; sie wird zweitens von der Eingeborenenkultur soviel erhalten, wie mit den Interessen des kolonisierenden Volkes nur immer vereinbar ist; und sie wird drittens durch eine unmittelbar pädagogische, vor allem missionarische Betreuung der Eingeborenen die immerhin noch zahlreich genug auftretenden Störungen und Erschütterungen im seelischen Leben und im Gemeinschaftsleben der Eingeborenen auszugleichen suchen. Diese Prinzipien unterscheiden sich wesentlich von denen mancher anderen Kolonialmächte, die immer noch in der restlosen Europäisierung der Eingeborenen das Ziel aller Kolonisation sehen.«⁵⁸

Was »das Interesse des kolonisierenden Volkes« für das angeblich neue Verständnis der zu kolonisierenden Gesellschaften zu bedeuten vermag, sollen hier die Kolonisor_innen entscheiden und dabei die eigenen kolonialpolitischen Interessen im Blick haben, während sie die »Eingeborenenkultur« erhalten:

»Nicht Zivilisierung, sondern wurzelechte, rassengemäße Erziehung der Eingeborenen wird eines der Hauptziele der Kolonialpolitik des neuen Deutschland sein, wenn es eines Tages seine Kolonien wieder in eigene Verwaltung nehmen kann. Nicht »Zivilisation«, sondern »Na-

⁵⁷ Becker 1939 (s. Anm. 12), S. 291.

⁵⁸ Ebd., S. 271.

tivisation« [...] wird der tiefe, echt pädagogische Sinn einer deutschen Eingeborenenpolitik sein.«⁵⁹

Diesen »echt pädagogischen Sinn einer deutschen Eingeborenenpolitik« und den vermeintlichen Ausgleich der Auswirkungen der europäischen Kolonisation solle nun eine »rassengemäße«⁶⁰ Kolonialerziehung verwirklichen:

»Unter dem Prinzip der Rassengemäßheit ist eine solche Gestaltung der Erziehung der Eingeborenen zu verstehen, die der rassisch bedingten Eigenart primitiver Stammeskulturen [...] den Vorrang einräumt gegenüber den Einwirkungen der Kultur des weißen Mannes.«⁶¹

Festzuhalten ist, dass das besonders ›Deutsche‹ in der deutschen Kolonialpädagogik für deren Theoretiker demnach darin lag, die Erziehungsfragen in ›Rassenzusammenhänge‹ einzuordnen und die »primitiven Stammeskulturen« angeblich vor ›Kulturüberfremdung‹⁶² zu schützen, die allerdings nicht nur durch ›europäische Kultur‹ (die zugleich stets als die ›Kultur des weißen Mannes‹ bezeichnet wird), sondern auch durch ›indische‹ und ›arabische Kultur‹⁶³ verursacht worden sei. Die rassistische Implikation des ›Überfremdungs‹-Begriffes (dass sich ›Kulturen‹ gegenseitig gefährden beziehungsweise bedrohen würden) ist unverkennbar: Dieser wurde auch in der NS-Sprache als Teil der antisemitischen und rassistischen Abschreckungsstrategie gegenüber dem konstruierten ›Anderen‹ beziehungsweise ›Fremden‹ eingesetzt.

Anhand der angeführten Beispiele wird deutlich, dass im deutschen kolonialpädagogischen Diskurs von einer rassistischen Identitätskonstruktion gesprochen werden kann, die in Anbetracht der Kritiken an der deutschen Kolonialherrschaft zum Teil vorsichtig über die Diskussion um ›Kulturen‹ und deren ›Assimilierung‹, ›Anpassung‹, ›Erhaltung‹, ›Überfremdung‹ oder ›Erhebung‹ geschaffen wurde, ohne die eigentlichen Subjekte der Diskussion miteinbeziehen zu wollen: »Man muß den Ein-

⁵⁹ Ebd., S. 288.

⁶⁰ Das Konzept der »rassengemäßen« Erziehung wird in kolonialpädagogischen Schriften auch »strukturgemäße« bzw. »artgemäße« Erziehung genannt. Vgl. Kaya 2012 (s. Anm. 12), S. 71.

⁶¹ Becker 1939 (s. Anm. 12), S. 301.

⁶² Für Beckers Definition der ›Kulturüberfremdung‹ als Veränderung der »Stammeskultur eingeborener Völkerschaften durch die eindringende Kultur eines fremden, kulturmächtigen Volkes« und weitere Erläuterungen siehe ebd., S. 297ff.

⁶³ Ebd., S. 298.

geborenen auch gegen ihren Willen helfen und es späteren Geschlechtern überlassen, die Wohltat der Nötigung zu verstehen.«⁶⁴

Zur Begründung wurden auch biologistische Argumentationen herangezogen, für die eine Mischung aus kolonialrassistischen Überlegenheitsfantasien und exotisierenden, infantilisierenden oder abwertenden Beschreibungen des ›Afrikanischen‹ als angeblich Unveränderbarem kennzeichnend waren. Trotz kolonialpolitischer Interessenskonflikte war diese Logik offenbar akzeptabel auch seitens der NS-Ideologie. Sie fand ihren zugespitzten Ausdruck (wie oben dargestellt) in den kolonialpolitischen Äußerungen von Rohrbach zur Kolonialpädagogik, aber auch dessen ungeachtet bezog sich die erziehungswissenschaftliche Kolonialpädagogik auf Konzepte von ›Volkstum‹ und ›Rasse‹.⁶⁵

Schlussbemerkung: Deutsche Kolonialpädagogik in der NS-Zeit als ideologischer Diskurs(-strang)?⁶⁶

Die Konstruktion des ›Deutschen‹ in der deutschen Kolonialpädagogik ist ein schwieriges Untersuchungsthema. Die Schwierigkeit besteht darin, dass sich hier zwei rassistische Diskurse, der Kolonialrassismus und der NS-Rassismus,⁶⁷ sowie verschiedene Interessen gegenüber der und Annäherungen an die ›Kolonialfrage‹ innerhalb des kolonialpädagogischen

⁶⁴ Westermann 1941 (s. Anm. 1), S. 180.

⁶⁵ Zur Verwendung des Begriffs ›Rasse‹ siehe oben Anm. 26. Für die kolonialpädagogische Auffassung von ›Volkstum‹ siehe z.B. Becker 1939 (s. Anm. 12), S. 300f.

⁶⁶ Da der Untersuchungsgegenstand eine »eingeschränkte Menge aller Diskursfragmente« des allgemeinen kolonialpädagogischen Diskurses enthält, kann die erziehungswissenschaftliche Kolonialpädagogik auch als »Diskursstrang« bezeichnet werden. (Vgl. Siegfried Jäger; Jens Zimmermann (Hrsg.): Lexikon Kritische Diskursanalyse. Eine Werkzeugkiste, Münster 2010, S. 45ff.) Hier wird sie zugleich als »Diskursebene« aufgefasst, also als einer der »soziale[n] Orte, [...] von denen aus ›gesprochen‹ wird« (ebd., S. 38). Diese ›Orte‹ – wie Wissenschaft, Medien, Politik usw. – können also selbst Diskurse und deren »Sagbares« (Foucault) (re)produzieren, diese(s) verfestigen, verbreiten oder ihnen (bzw. ihm) widerstehen, auch weil sie Inhalte und Positionen voneinander aufnehmen können (vgl. ebd.). Daher wurde in diesem Beitrag versucht, einige dieser verschiedenen ›Orte‹ exemplarisch zu zeigen.

⁶⁷ Der Hauptunterschied zwischen dem Kolonialrassismus und NS-Rassismus bestand in den verschiedenen Antworten auf die Frage kultureller Unterschiede. In der NS-Ideologie galten kulturelle Unterschiede als naturgegeben und unüberwindbar, wobei die Kolonialpädagogik den Kolonisierten in Afrika eine begrenzte

Diskurses miteinander verschränken. Im Hinblick auf die NS-Verbrechen und die NS-Ideologie, die im Osten Europas – teilweise auch unter Anwendung kolonialrassistischer Ausgrenzungs- und Rechtfertigungsstrategien⁶⁸ – zur Versklavung und Ermordung von Millionen von Menschen geführt hat, sowie hinsichtlich der Überschneidungen dieser Ideologie mit dem deutschnational-konservativen Lager, zu dem auch die Mehrheit der Kolonialverbände gehörte,⁶⁹ bedarf diese Diskursverschränkung einer vorsichtigeren Analyse.

In der diskursanalytischen Forschung wird diese Situation als eine »argumentative Zwickmühle«⁷⁰ bezeichnet. Herauszuarbeiten wäre, »welcher der Diskurse für die Verschränkung als dominant anzusehen ist.«⁷¹ Dass sich im kolonialpädagogischen Diskurs häufiger auf die Kulturstufendebatte⁷² und koloniale Überlegenheitsdiskurse berufen wurde, liegt auf der Hand. In Anbetracht der herrschaftslegitimierenden Funktion der Kolonialpädagogik (und der einfachen Schlussfolgerung, welche Herrschaft denn hier legitimiert wird) wird die Dominanzfrage jedoch dadurch noch nicht beantwortet, was auch den Rahmen dieses Beitrags überschreiten würde.

Zum Schluss möchte ich daher, in Anlehnung an Stuart Hall,⁷³ die These zur Diskussion stellen, dass der kolonialpädagogische Diskurs unter anderem bezüglich

Entwicklungsfähigkeit zusprach. Siehe hierzu Kaya 2012 (s. Anm. 12). Zur Kontinuität siehe oben Anm. 8.

⁶⁸ Vgl. etwa Diemut Majer: *Das besetzte Osteuropa als Deutsche Kolonie (1939-1944)*. Die Pläne der NS-Führung zur Beherrschung Osteuropas. In: Micha Brumlik; Susanne Meinel u.a. (Hrsg.): *Gesetzliches Unrecht. Rassistisches Recht im 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 2005, S. 111-134, hier 113f.

⁶⁹ Die Kolonialverbände ließen sich 1936 freiwillig unter dem NS-Reichskolonialbund »gleichschalten«. Zahlreiche Kolonialpolitiker wie Heinrich Schnee (»Kolonialschuldlüge«) traten bereits vorher in die NSDAP ein. Vgl. Linne 2008 (s. Anm. 6), S. 30; Gründer 2004 (s. Anm. 2), S. 225.

⁷⁰ Jäger; Zimmermann 2010 (s. Anm. 66), S. 47.

⁷¹ Ebd.

⁷² Die Diskussion zu kulturellen Unterschieden zwischen den »Natur- und Kulturvölkern« bzw. »primitiven und höheren Kulturen« wurde seit dem 18. Jahrhundert geführt. Kennzeichnend für die Debatte waren u.a. Oswald Spengler und Leo Frobenius, auf die auch in kolonialpädagogischen Schriften verwiesen wurde. Vgl. z.B. Becker 1939 (s. Anm. 12), S. 16.

⁷³ Stuart Hall bezeichnet Rassismus als »ein Ensemble klar unterschiedener ökonomischer, politischer und ideologischer Praktiken, die konkret mit anderen Praktiken in einer Gesellschaftsformation verbunden sind. [...] Rassistische Ideologien entstehen also immer dann, wenn die Produktion von Bedeutungen mit

- a) seiner (kolonial-)rassistischen Prägung,
- b) seiner Machtkopplung im Sinne einer (vorgestellten) ›deutschen‹ Kolonialherrschaft in Afrika (die in diesem Fall, auch wenn im Diskurs nur wenig explizit ausgedrückt, aus tatsächlichen Verhältnissen heraus, die NS-Herrschaft wäre) und
- c) seiner gewissen Anpassung an die NS-Ideologie (»Rassengemäßheit« »Volkstumserhaltung«, »Eigenart«)

einen ideologischen Diskurs darstellt. Hinsichtlich der erziehungswissenschaftlichen Fragestellung der laufenden Dissertation bedeutet dies, dass die deutsche Kolonialpädagogik auf verschiedenen (synchronen und diachronen) Ebenen untersucht werden kann: sowohl in ihrer Bedeutung bezüglich politischer Positionierungen in der deutschen Erziehungswissenschaft in der NS-Zeit und der fachgeschichtlichen Auseinandersetzung mit dem Thema als auch in ihrer Verankerung in kolonial geprägten Wissenstraditionen und Unterdrückungsformen sowie in ihren eventuellen Kontinuitäten in gegenwärtigen Diskursen (beispielsweise zur Pädagogik in der Migrationsgesellschaft und zur Multi-, Inter- und Transkulturalität). Insofern bietet ihre Untersuchung zahlreiche Anknüpfungsmöglichkeiten für weitere Forschungen zu Rassismus und Rassismuskritik in der Geschichte und Gegenwart des Faches.

Machtstrategien verknüpft sind und diese dazu dienen, bestimmte Gruppen vom Zugang zu kulturellen und symbolischen Ressourcen auszuschließen.« (Stuart Hall: Rassismus als ideologischer Diskurs. In: Nora Rätzl (Hrsg.): Theorien über Rassismus, Hamburg 2000, S. 7-17, hier S.7f.) Gewiss spielt bei der Analyse eines »ideologischen Diskurses« die kontroverse Diskussion um Ideologie und Diskurs eine bedeutende Rolle. In der diskursanalytischen Forschung wird in Anlehnung an Foucault zu einer »vorsichtigen Anwendung« des Begriffes ›Ideologie‹ geraten. Für den kritisch-diskursanalytischen Umgang mit Ideologie/Ideologiekritik siehe Jäger; Zimmermann 2010 (s. Anm. 66), S. 65-68.

Der Begriff »ideologischer Diskurs« soll in der laufenden Dissertation eine Interpretation als charaktermäßig rein instrumentelle und intentionelle ›Ideologie‹ durch eine Auffassung von dieser als ein Komplex von (in sowohl diskursiven als auch nicht-diskursiven Strukturen eingebundenen) ›kritikwürdigen Wahrheiten‹ (vgl. ebd., S. 68) ergänzen.

MEDIEN

Ralf Steckert

Lenas Schland

Zur populären Konstruktion neuer
deutscher ›Nationalidentität‹

Nur wenige Beobachter_innen heutiger sozialer und politischer Verhältnisse der Berliner Republik würden behaupten, dass die hegemoniale gesellschaftliche Selbstwahrnehmung in Deutschland sowie die medial vermittelte Repräsentation dieser Nation zwischen 2000 und heute unverändert geblieben wäre. Einschneidende sozio-ökonomische Entwicklungen und folgenreiche innen- wie außenpolitische Schritte haben das Bild eines zunehmend »normalisierten« Deutschlands geprägt.¹ Doch wie *sieht* dieses aus, wie soll es sich *anfühlen*? Ist das sinnlich Bildhafte einer selbstbezüglichen Vorstellung nationaler Gemeinschaft² über subjektive Empfindungen hinaus erfass- und beschreibbar?

Für Antworten auf diese Fragen lohnt ein Blick auf die deutschsprachige Populärkultur³ der Nullerjahre, insbesondere auf die Musikvideoproduktionen. Über alle technischen Neuerungen hinweg erhält sich der visuell inszenierte Popsong als ein Leitmedium der populären Kultur. Der ›Videostar‹ überlebt die Innovationen des Internets.⁴ Musikvideoproduktionen oder Musikclips sind in einem Spannungsfeld zwischen Medien, Kultur und Politik kontextualisiert. Sie sind Massenmedium und ein gegenwärtiger Kristallisationspunkt der »Kulturindustrie« und

¹ Vgl. Marcus Hawel: Die normalisierte Nation. Vergangenheitsbewältigung und Außenpolitik in Deutschland, Hannover 2007. Siehe auch: Projektgruppe Nationalismuskritik (Hrsg.): Irrsinn der Normalität. Aspekte der Reartikulation des deutschen Nationalismus, Münster 2009.

² Zum nationalistischen Prozess »vorgestellter Gemeinschaften« siehe: Benedict Anderson: Imagined Communities, London/New York 1983.

³ Populärkultur ist niemals bloß ideologisch. Sie ist mit Lawrence Grossberg nicht durch formale Charakteristika, sondern allein innerhalb der Formation und der Empfindungsweise, in denen sie sich artikuliert, erfassbar. Siehe: Lawrence Grossberg: Zur Verortung der Populärkultur. In: R. Bromley, U. Göttlich, C. Winter (Hrsg.): Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung, Lüneburg 1999, S. 215-236, hier S. 226f.

⁴ Vgl. Christoph Jacke: Einführung in Populäre Musik und Medien (Populäre Kultur und Medien, 1), Berlin 2009, hier S. 135.

»Medienkultur«⁵ – sie kommunizieren Erzählungen wie Gefühlslagen in einer spezifisch verdichteten Form. Dabei haben sie an Prozessen der Identitätskonstruktion Teil. Nach Douglas Kellner können sie als »symptomatische Artefakte der Gegenwart« bezeichnet werden, die auf »signifikante kulturelle Veränderungen, sowohl kulturelle Formen als auch gesellschaftliche Werte betreffend« deuten.⁶ Populärkultur ist weitergedacht ein wirkmächtiger Vergesellschaftungsmodus.⁷ An ihr lässt sich folglich aufzeigen, inwiefern und welcher Art auf die Nation bezogene subjektive und kollektive »Positionalitäten«⁸ und Loyalitäten und ein damit einhergehender *Common Sense* »zeitgemäßen« Veränderungen unterworfen sind. Der Wandel in den Narrationen, Darstellungs- und Ausdrucksweisen in der deutschen Populärkultur gibt Auskunft über die nationale Selbstsicht. Im Fokus einer Untersuchung des medialen Angebots von Nationalidentitätsressourcen sollte der »Mainstream«⁹ stehen. Konstruktionsbedingungen und -verläufe »gefühlter

⁵ Der Begriff der »Kulturindustrie« ist nach der Kritischen Theorie nahezu identisch mit der von unterdrückender Herrschaft charakterisierten bürgerlich spätkapitalistischen Gesellschaft, in deren Totalität warenförmige Kultur (selbst)betrügerisch konsumiert wird. Davon beeinflusste kritische Cultural Studies hingegen gehen von der bedingten, aber potenziell möglichen, aktiven Nutzung und Weiterverarbeitung der Angebote durch Rezipient_innen aus. Sie erfassen u.a. daher die herrschenden Verhältnisse unter dem Begriff »Medienkultur«. Vgl. Douglas Kellner: Für eine kritische, multikulturelle und multiperspektivische Dimension der Cultural Studies. In: Rainer Winter (Hrsg.): Medienkultur, Kritik und Demokratie. Der Douglas Kellner Reader, Köln 2005, S. 12-58.

⁶ Vgl. ders.: Verschwörung und »Akte X«. Eine diagnostische Kritik. In: Winter 2005 (s. Anm. 5), S. 232-263, hier S. 236.

⁷ Vgl. Tanja Thomas: Zwischen Konformität und Widerständigkeit. Populärkultur als Vergesellschaftungsmodus, P.I. Villa, J. Jäckel, Z.S. Pfeiffer, N. Sanitter, R. Steckert: Banale Kämpfe? Perspektiven auf Populärkultur und Geschlecht, Bielefeld 2012, S. 211-228.

⁸ Der Begriff »Positionalität« verweist auf eine Positionierung oder ein Selbstverständnis. Es gibt immer Differenz. Daher verstehe ich die vorgebliche »Identität« als instabile, zeitlich gebundene, sozio-kulturell bedingte Verortung, bei der von keinem stabilen Kern des Selbst ausgegangen werden kann, welches stets dasselbe bleibt. So wird »Identität« Stuart Hall zufolge vielmehr in einem »Prozess des Werdens denn des Seins« hergestellt und ist eher eine Vielheit an temporären »Positionalitäten«. Vgl. Stuart Hall, Wer braucht »Identität«?, in: Ders.: Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften 4. Hamburg 2004, S. 167-187, hier S. 170f.

⁹ »Mainstream« bedeutet nicht allein »Massengeschmack«, vor allem nicht im Sinne einer elitären oder kulturpessimistischen Perspektive. Mainstream vermittelt sich vielmehr durch den kommerziellen Erfolg im multimedialen Verkauf und

nationaler Identität« sind dabei ko-konstitutiv interdependent mit verschiedenen machtvollen Ungleichheitsverhältnissen verstrickt – insbesondere mit denen der verordneten Kategorien ›Rasse/Ethnie‹ und ›Geschlecht‹ sowie Klasse und Milieu. Die daraus resultierenden komplexen Verschränkungen sind mit in die Analyse einzubeziehen.¹⁰ Nach einer kurzen historisch-politischen Kontextualisierung der aufgeworfenen Thematik skizziere ich die Untersuchung eines für meine Eingangsfragen aufschlussreichen »Artefakts« des Jahres 2010, das sich aus der wirkmächtigen Verwobenheit eines Musikclips mit differenten nationalen Medienereignissen herstellt.

Deutschland gefühlt: Populärkultur in der Berliner Republik

Im Verlauf der 1990er Jahre wuchs der Markt deutschsprachiger populärkultureller Musik verschiedener Sparten und Genres langsam an. Mit der Jahrhundertwende breitete sich das Angebot dieses Segments jedoch erheblich aus. 2001, das Jahr, das ikonografisch für die – einen historischen Umbruch einleitenden – Anschläge vom 9. September steht,¹¹ brachte nicht nur politisch prägende Prozesse nationaler Selbstvergewisserung in Gang. Dem Phänomen einer erneuerten deutschen Popkultur¹² wurde in den Medien Bedeutung beigemessen. Analog zur historischen »Neuen Deutschen Welle« (NDW 1976-1983), die mit der »geistig-moralischen Wende« der konservativ-liberalen Koalitionsbildung 1982 ambivalent korrespondierte, wurde erstmals von der »Neueste[n] Deutsche Welle« gesprochen.¹³ Die mediale Aufmerksamkeit für das ›Phänomen‹ wuchs stetig. Die Reaktionen schwankten zwischen Verunsicherung über

besonders in einer herausragenden medialen Präsenz des Produkts, die über das bloße Produkt hinausgeht.

¹⁰ Vgl. Paula-Irene Villa, Julia Jäckel, Zara S. Pfeiffer, Nadine Sanitter, Ralf Stekert: Eine Einleitung, in: Dies. 2012 (s. Anm. 7), S. 7-22.

¹¹ Vgl. Christoph Weller: Die Aktualisierung kollektiver Identitäten bei der Deutung der Terroranschläge am 11. September 2001. In: S. Jäger, F. Januschek (Hrsg.), Gefühlte Geschichte und Kämpfe um Identität, Münster 2004, S. 221-237.

¹² Die Begriffe Populärkultur und Pop bzw. Popkultur sind nicht synonym. Pop ist vielmehr ein Teil der Populärkultur, der vor allem als musik- und jugendkulturell tradierter Begriff verstanden werden kann. Der Begriff der Popkultur kennzeichnet davon ausgehende kulturelle Vergemeinschaftungen jeglicher Form und Spielart.

¹³ Vgl. Jürgen Laarmann, Neueste Deutsche Welle, ([<http://tinyurl.com/d3pphvk>] 24.01.2012), Spiegel-Online 13.4.2001.

einen postulierten nationalen Einklang, der zum Beispiel im *Spiegel* »patriotische Bauchschmerzen« auslösen konnte,¹⁴ schlichter Begeisterung über einen neuen »Kult« in Deutschland¹⁵ und antinationalem Abscheu.¹⁶ In dieser Konstellation drang 2004 die Initiative »Musiker in eigener Sache«¹⁷ auf eine Deutsch-Quote im Radio, eine Forderung, die in den Bundestag eingebracht und dort verhandelt wurde.¹⁸ Dabei verzeichneten Verkauf, Sendezentren und Internetforen ohnehin eine markante Nachfrage nach deutschsprachiger Musik.¹⁹

Die neue NDW war mit ihrem Interesse an deutschen Ikonen, Mythen, Narrativen und »Vergangenheitsbewältigungen« allerdings kein Solitär im kulturellen Betrieb der BRD. Entwicklungen in der Literatur sowie in der Filmproduktion ergänzten das Bild. Für Furore sorgte die 2005 von der Bertelsmann-Stiftung initiierte Social-Marketing-Kampagne »Du bist Deutschland«, die von führenden Wirtschaftsunternehmen, Verbänden und Organisationen getragen wurde und dezidiert auf ein »positives Nationalgefühl« abzielte.²⁰ Doch den alles durchdringenden Hintergrund dieser Produktionsentwicklung lieferte eine hoch emotionalisierte, gesellschaftliche Reflexion erinnerungs- oder geschichtspolitischer »Reflexionen«. So die Auseinandersetzungen um die zwei Wehrmachtsausstellungen (1995-1999, 2001) und die unter vielerlei Affekten medial ausgetragenen Verhandlungen über die Entschädigungszahlungen an die ehemaligen jüdischen Zwangsarbeiter_innen NS-Deutschlands, mit denen sich die vom US-Politologen Norman G. Finkelstein ausgelöste Kontroverse um die »Holocaust-Industrie«²¹ verband (2000/2001), die

¹⁴ Vgl. Ch. Dallach, N. v. Festenberg, V. Hage, U. Knöfel, M. Wolf, Patriotische Bauchschmerzen, *Der Spiegel* Nr. 49/2004.

¹⁵ Vgl., Mathias Halbig, Die Neueste Deutsche Welle – die NP-Kultserie, *Neue Presse*, 16.12.2004.

¹⁶ Vgl. Spex – Das Magazin für Popkultur, *Halt's Maul Deutschland*, Spex NR. 11 2004, S. 86-101.

¹⁷ Etwa 500 prominente deutsche Musiker_innen. Darunter zum Beispiel Peter Maffay, Udo Lindenberg, Xavier Naidoo, Inga Humpe und Jan Delay.

¹⁸ Schließlich wurde der Antrag von der rot-grünen Koalition angenommen. Als Ziel der freiwilligen Selbstverpflichtung wurde eine Quote von 35% gesetzt. Vgl. *Handelsblatt*, Kein dirigistisches Vorbild gewünscht. Bundestag fordert Deutsch-Quote im Radio, 17.12.2004.

¹⁹ Vgl. media control, *Popkomm: Legale Downloads beleben den Musikmarkt*, 20.9.2006.

²⁰ Der dazugehörige Trailer der Werbeagentur »Jung von Matt« wurde auf 11 TV-Sendern ausgestrahlt.

²¹ Sein international widersprüchlich debattierter, verfälschend und verkürzend polarisierender Thesenkomplex zur vermeintlichen wirtschaftlichen Ausbeu-

Debatten um den Bombenkrieg gegen Deutschland (2002/2003), um die »Erinnerung« an »die Vertreibung« und das »Zentrum gegen Vertreibungen« (2002-2004) sowie diejenige hinsichtlich der RAF-Ausstellung (2004/2005). Schon seit Mitte der 1990er Jahre, verstärkt jedoch im neuen Jahrzehnt, überschwemmte eine Flut von Erinnerungsfilmen, historischen Fiktionen und Historytainment-Formaten den bundesdeutschen Medienmarkt. Enorme Resonanz erlangten diverse Geschichtsformate im Fernsehen. 2003 nahmen entsprechende Sendungen immerhin 5,4% des gesamten Sendeolumens in Anspruch.²²

2006 schließlich, mit Austragung der Fußball-WM der Männer in Deutschland, kulminierte die neue Popularität eines deutschen Nationalgefühls. Öffentliche Plätze waren bei »Public Viewings« überfüllt und durch unzählige Präsentationen der Nationalfarben »stimulierend« illustriert. Abertausende von PKWs wurden mit Deutschlandfähnchen geschmückt.²³ Die BRD errang den dritten Platz, kürte sich aber »selbst« zum »Weltmeister der Herzen«²⁴ und krönte damit eine »Patriotismusdebatte«,²⁵ in welcher es vor allem um ein Gefühl ging. Ein Lebensgefühl, das etwas »Neues« mit der deutschen Nation verbindet und das der *Spiegel*-Kolumnist Reinhard Mohr inniglich »Deutschlandgefühl« nennt.²⁶ Sie sei nunmehr »cool«²⁷ oder »geil«.²⁸

Im Rahmen dieser Konstellationen wurde durchgehend deutschsprachige Popmusik audiovisuell produziert. Eine kritisch-diskursanalytisch angelegte Studie kann die funktionale Verwobenheit all der medial ver-

tung jüdischer NS-Opfer durch jüdische Verbände reduzierte sich im deutschen Kontext schnell zum willkommenen Stichwortgeber antisemitischer Stereotype.

²² Vgl. Edgar Lersch, Reinhold Viehoff: Geschichte im Fernsehen. Eine Untersuchung zur Entwicklung des Genres und der Gattungsästhetik geschichtlicher Darstellungen im Fernsehen 1995 bis 2003, Düsseldorf 2007.

²³ Das in dieser Zeit entstandene Wort »Partypatriotismus«, der vorgeblich unverkrampft Partei für die eigene Nation bezöge, missdeutete die Lage. Nach der WM belegte Wilhelm Heitmeyer in seiner Studie die Zunahme von rassistischen Einstellungen. Vgl. Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.): Deutsche Zustände. Folge 5. Frankfurt am Main 2007.

²⁴ Vgl. Deutscher Bundestag, PuK 1 – Referat Presse – Rundfunk – Fernsehen (Hrsg.), Pressemitteilung. Mortler: Deutschland Weltmeister der Herzen und der Gastfreundschaft, 10.7.2006.

²⁵ Vgl. Sönke Klug: »Die Patriotismusdebatte«, Saarbrücken 2007.

²⁶ Vgl. Reinhard Mohr: Das Deutschlandgefühl. Eine Heimatkunde, Hamburg 2005.

²⁷ Vgl. Trendbüro, Andreas Steinle, Peter Wippermann: Die neue Moral der Netzwerkkinder, Hamburg 2003.

²⁸ Bild, Siegen ist Schwarz-Rot-Geill, 27.6.2006.

mittelten ökonomisch-politischen Prozesse mit populärkulturell repräsentierten, über Medien distribuierten, im öffentlichen Raum ausgestellten Emotionen, Affekten und Leidenschaften verdeutlichen. Solche Verwobenheit ist bei der Konstruktion ›nationaler Identität‹, also für den Nationalismus, wesentlich.²⁹ Mit einer zusätzlichen Betrachtung lässt sich ein geeigneter Einstieg in weitere Überlegungen finden: Im Frühjahr 2010 werden Resultate vorvergänger Jahre – akzentuiert – spürbar, die weiter in die Zukunft weisen. Das Jahr brachte erneut eine Fußball-WM, in der eine deutsche Nationalmannschaft die Medienöffentlichkeit der Welt mit ihrem hohen Anteil an Migranten ›interkulturell‹ überraschte. Gefeierte unvermutete Spielfreude, Unbeschwertheit und filigrane Technik. Unmittelbar darauf entbrannte jedoch unter lautem Beifall die – rassistisch Leistung diktierende – »Sarrazin-debatte«.³⁰ Auch diese Diskursverflechtung wurde von national konnotierter populärkultureller Produktion durchwoben. So lieferte bereits der Sieg Lena Meyer-Landruts beim *Eurovision Song Contest (ESC) 2010* ein umjubeltes Intro zum Turnier.

Sommer, Tanz und Schwarzrotgold: Schlands Leichtigkeit

Eine Untersuchung populärkultureller Produkte kann zwar ohne differenzierte Rezeptionsanalyse keine Aussagen über das konkrete individuelle ›Gefühlsleben‹ der Medienrezipient_innen treffen, sie kann jedoch den Erfahrungshorizont erhellen, vor dem dieses erst zur Formulierung finden kann.³¹ Um sich der Beschaffenheit gegenwärtig hegemonialer Horizonte anzunähern, bietet sich eine kontextualisierte, diskursanalytische und »diagnostische Kritik« in der Perspektive der Cultural Studies an. Diese Kritik muss sich die Aufdeckung von Machtverhältnis-

²⁹ Vgl. Jacob Tanner: Nation, Kommunikation und Gedächtnis. Die Produktivkraft des Imaginären und die Aktualität Ernst Renans. In: Ulrike Jureit (Hrsg.): Politische Kollektive. Die Konstruktion nationaler, rassistischer und ethnischer Gemeinschaften, Münster 2001, S. 46-67.

³⁰ Sebastian Friedrich (Hrsg.): Rassismus in der Leistungsgesellschaft. Analysen und kritische Perspektiven zu den rassistischen Normalisierungsprozessen der »Sarrazin-debatte«, Münster 2011.

³¹ Zur kontroversen Debatte um eine adäquate Erforschung des Populären siehe: Christoph Jacke, Jens Ruchatz, Martin Zierold (Hrsg.): Pop, Populäres und Theorien. Forschungsansätze und Perspektiven zu einem prekären Verhältnis in der Medienkulturgesellschaft, Münster 2011.

sen zum Ziel setzen.³² Grundsätzlich sind (Medien)Textzusammenhänge eine »symbolisch strukturierte Repräsentation von Zeichen« eines Medientransfers und lassen sich als »semiotisches Netzwerk« bezeichnen oder auch als Intertext.³³ Die stets auf Bedeutungen verweisende Intertextualität³⁴ der Zeichen liegt im Sinne John Fiskes und auch Stuart Halls mittels eines subjektiven und sozialen Prozesses des »Kodierens/Dekodierens«³⁵ »im Auge« des/der Rezipient_in.³⁶ Obschon sich die Bedeutung also nicht zwingend aus einem Text selbst ergibt, heißt dies nicht, dass diese frei und gänzlich eigensinnig in der Rezeption erschaffen wird. Bestimmend sind diskursiv umkämpfte Präferenzstrukturen, die den Konsument_innen eine spezifische Deutung in einem produktiven Prozess innerhalb ihres sozialen Beziehungsgeflechts nahelegen und dabei auf deren Erfahrung rekurrieren. Die konfliktreichen gesellschaftlichen Prozesse bilden die alltägliche Grundlage, auf der Bedeutung erst geltend gemacht wird: »Hegemoniale Kräfte beschränken das Spiel der Signifikanten, den offenen Bedeutungsfluss, indem Texte im Sinne dominanter Ideologien gelesen und interpretiert werden«,³⁷ konstatiert Rainer Winter.

Mediale Interpretationen des *ESC*-Gewinns im Frühjahr 2010 in Oslo sind daher als sozio-politische Spur gesellschaftsanalytisch lesbar und ihre Intertextualität aufschlussreich. Die medialisierte (und öffentlich zelebrierte) Aufregung um die Genese der Abiturientin Lena Meyer-Landrut zur als *Lena* inszenierten Nationalcastingshowgewinnerin bildete mit dem Gesamtmedieneignis *ESC*³⁸ ein semiotisches Netzwerk, das sich wiederum direkt mit dem ab Juni auf der Internetplattform *YouTube* verbreiteten Musikclip »Schland o Schland« der Münsteraner Studenten-

³² Vgl. Kellner 2005 (s. Anm. 5), S. 13f.

³³ Verstanden werden kann dieser als eine »»imagologische Bastelei«, die »im Banne mythologischer Erzähltradition« steht. Vgl. Tanner 2001 (s. Anm. 29), S. 60f.

³⁴ Vgl. grundsätzlich: Julia Kristeva: Probleme der Textstrukturation. In: Heinz Blumensath (Hrsg.): Strukturalismus in der Literaturwissenschaft, Köln 1972, S. 243-262.

³⁵ Vgl. Stuart Hall: Kodieren/Dekodieren. In: Bromley u.a. 1999 (s. Anm. 3), S. 92-110, hier S. 93f.

³⁶ Vgl. John Fiske: Lesarten des Populären, Wien 2003 [1989], hier S. 16.

³⁷ Rainer Winter: Filmanalyse in der Perspektive der Cultural Studies, ([<http://tinyurl.com/c93zy96>] 15.12.2010), 2007, hier: Ab.3.

³⁸ Die Übertragung erreichte durchschnittlich 14,69 Mio. TV-Zuschauer_innen. Marktanteil der ARD: 49,1%, 14-49 jährige 61,6%. Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ) 31.5.2010.

combo *Uwu Lena* und dem Medienhype um das deutsche Nationalteam bei der Männerfußball-WM in Südafrika zu einem symptomatischen Artefakt verwob. Jenes *ESC-Siebertitelcover*³⁹ persiflierte *Lenas* Inszenierung mit männerbündischem Humor affirmativ. Es erwies sich bald als beliebteste deutsche Fußballhymne zum Turnier. Die Band zeitigte ein Deutschlandbild, in dem Nation und unkomplizierte Ausgelassenheit einen Einklang bilden. Die den Clip im (technikversierten) Do-It-Yourself-Prinzip produzierende Gruppe von acht jungen »Männern« (unter ihnen angehende Kommunikationswissenschaftler) sah sich selbst in diesem Kontext wirken:

»Dieser Sieg, mitten in das aufkommende WM-Fieber hineingesungen, fördert eine spontane Idee zutage: Warum nicht einfach den überall bekannten Hit »Satellite« in eine WM-taugliche Version verwandeln? Zwei Tage später dann die erste Zeile: »Schland o Schland« statt »Love o Love! [...] Vorläufiger Höhepunkt: Der Auftritt am 3.7.2010 an der Siegestsäule in Berlin. 400.000 Menschen und acht Studenten aus Münster auf der Fanmeile: »Schland o Schland!« Gemeinsam feierten wir unsere Jungs in Südafrika!«⁴⁰

Der Musikclip wurde bedeutungsvoller Teil eines machtvollen Intertexts und Artefakt einer veränderten Vorstellung von der deutschen Nation.

Zur Vorgeschichte: Als *Lena* am 29. Mai 2010 nach einem nationalen Auslesemarathon⁴¹ den internationalen Wettbewerb – als Contest-Unternehmerin ihrer Selbst⁴² – gewann und anschließend im »Triumph-

³⁹ Der später kommerziell produzierte (Universal Music/Raab TV GmbH) und erfolgreich vermarktete Song (Single-Charts Nr. 4, vgl. media control 29.6.2010) ist doppelt mit dem TV-Entertainer Stefan Raab verbunden. Nicht nur, dass dieser als Manager und Mentor *Lenas* die Rechte an deren Titel »Satellite« (Single-Charts Nr. 1, vgl. media control 23.3.2010) besitzt. Er prägte auch den Ausruf »Schland!«, der das alkoholisiert überschwängliche »Deutschland!« einer grölenden Gruppe vermeintlich ironisiert wiedergibt und ließ sich diesen bereits 2005 als Marke eintragen. Vgl. Registerauskunft des Deutschen Patent- und Markenamtes: Wortmarke Schland, ([<http://tinyurl.com/2cb7sxx>] 16.4.2012), 2005. Ob der Ausruf tatsächlich originär von Raab stammt, darf bezweifelt werden.

⁴⁰ *Uwu Lena* in der Selbstdarstellung. *Uwu Lena*. ([<http://www.schlandrut.de/die-band>] 5.2.2012), 2010.

⁴¹ In einer Reihe von acht TV-Sendungen des Formats *Unser Star für Oslo* (ARD & ProSieben) wurde per Televoting aus 20 ermittelten Kandidat_innen sowohl der deutsche Beitrag als auch dessen Interpretin vom Publikum ausgewählt.

⁴² Vgl. Ulrich Bröckling: *Totale Mobilmachung. Menschenführung im Qualitäts- und Selbstmanagement*. In: Ders. (u.a.) (Hrsg.): *Gouvernementalität der Ge-*

zug in die Heimat« zurückkehrte,⁴³ bewegte das Ereignis eine durch Betriebsstörungen beunruhigte kapitalistische Gesellschaft. Denn eine ganz bestimmte politische Zäsur steht damit in diskursiver Verbindung: Am 15.9.2008 kollabierte die Investmentbank *Lehman Brothers*. Dies markierte den symbolischen Höhepunkt der seit 2007 andauernden US-Immobilien-, dann weltweiten Finanzkrise und letztlich den Beginn einer kapitalen Rezession und Weltwirtschaftskrise. Ab 2009 waren die sozialen Folgen deutlich spürbar, »harte Zeiten« werden prognostiziert (Angela Merkel am 31.12.2009). Dann, Anfang 2010, ist metaphorisch von Hoffnung auf wirtschaftlichen »Aufschwung« die Rede,⁴⁴ nachdem der Welthandel 2009 »eingebrochen« war,⁴⁵ und Ende Mai 2010 formuliert *Spiegel-Online* plastisch:

»Ein seit Sonntag 19-jähriges Mädchen aus Hannover hält die Zukunft unserer Nation in Händen. Zumindest wenn es darum geht, das finanzkrisengebeutelte deutsche Selbstbewusstsein wieder aufzurichten.«⁴⁶

Fester Halt ist demnach notwendig. Andererseits – Voraussetzung für eine Verbesserung sei ebenfalls Bewegung: Die Medienwortschöpfung »Lenamania«⁴⁷ zur Illustration der hemmungslosen, eben manischen, begeisterten Erregung über den Star *Lena* will zumindest über die kollektive Verbindlichkeit ihrer emotional-dynamischen Wirkungsweise gleiches ausdrücken. Ihre Besonderheit, ihre »Lenahaftigkeit« wurde an ihrer nicht »durchformatiert« wirkenden Performanz festgemacht.⁴⁸ Ihrer Ausstrahlung wurde »Frische« (unter anderem vom kurz darauf zum Präsidenten gewählten damaligen Ministerpräsidenten Christian Wulff)⁴⁹ und »Natürlichkeit«⁵⁰ zugeschrieben, begründet durch ihr »un-

genwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen, Frankfurt am Main 2000, S. 131-167, hier S. 135.

⁴³ Bild 31.5.2010.

⁴⁴ Metaphern organisieren unser Wissen und strukturieren unsere Alltagswelt. Eine Metaphernanalyse auf kollektive Orientierungsmuster vermag Grenzen der »Lesarten« zu verdeutlichen. Vgl. George Lakoff, Mark Johnson: Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern. Heidelberg 2008 [1980].

⁴⁵ Spiegel Online, ([<http://tinyurl.com/c82pmv2>] 28.2.2012), 21.1.2010.

⁴⁶ Irving Wolther: European Song Contest. Trällern als Therapie, ([<http://tinyurl.com/37gdpqe>] 28.2.2012), Spiegel Online 25.5.2010.

⁴⁷ Welt am Sonntag (WaS) 23.5.2010.

⁴⁸ Süddeutsche Zeitung (SZ) 28.5.2010.

⁴⁹ SZ 4.6.2010.

⁵⁰ FAZ 31.5.2010.

befangenes«,⁵¹ »ungezwungenes«⁵² Auftreten. Was hatten nun diese *Lena* konstruierenden Geschlechtsattribuierungen mit Deutschland in der Krise zu tun?

»Uns ist bei anhaltend regnerischem Wetter ein Sommermädchen ins Haus *geflattert*. [...] An diesem Abend in Oslo ging es nicht um Rettungsschirme, Milliardenbürgschaften, Euroskepsis und Inflationsängste. Deutschland hat Europa *einfach* mal etwas geschenkt. [...] Wir stehen in unserem Land eben nicht immer nur mit beiden Beinen auf dem *harten Boden* der Realität. Manchmal *tänzeln* wir wie Lenas »Sattelle« durch die *Schwerelosigkeit* des erdnahen Orbits.«⁵³

So begeisterte sich die *FAZ*. *Lena* schien »leicht wie der Sommer« und die Belastungen *der Krise* machten »die Zeiten schwer«, deshalb genoss sie höchste Aufmerksamkeit und intensive Behandlung. Sowohl *FAZ* als auch *Bild* stellten mit der Erfindung des Titels »Sommermädchen«⁵⁴ eine Konnotation zum legendären »Sommermärchen«⁵⁵ der Fußballnationalmannschaft der Männer bei der WM 2006 in Deutschland her. Für *Bild* galt der *ESC*-Sieg als Eroberungsgeschichte und »warm up« der WM 2010, sie spornte an:

»Jungs, jetzt müsst ihr die *Lena* machen [...] Es sind fast alle Spieler der Nationalelf, die vor dem Fernseher stehen und sich freuen, es wird geklatscht, gejubelt. Grand-Prix-Siegerin *Lena Meyer-Landrut* (19) hat auch unsere WM-Stars verzaubert! Und sie hat den Nationalspielern vorgemacht, wie man die Sympathien aller in nur wenigen Minuten erobert. Weil sie natürlich, frech und optimistisch ist. [...] Und dann hat sie im entscheidenden Moment alles richtig gemacht: Rauf auf die Bühne, die Nervosität weg gesungen und die Herzen erobert. Feiern wir nach dem *Lena*-Triumph wieder ein Sommermärchen.«⁵⁶

Das Produkt *Lena* wurde als »Lichtgestalt« nationaler Hoffnung⁵⁷ und bürgerlichen Distinktionsbestrebens »rein«⁵⁸ und »sauber«⁵⁹ präsentiert. Tugenden, die den oft rassistisch und sozial exotisierten Finalist_

⁵¹ Ebd.

⁵² *Die Welt* 31.5.2010.

⁵³ Alfons Kaiser: Sommermädchen, *FAZ* 31.5.2010 [Herv. rst].

⁵⁴ Ebd., *Bild* 31.5.2010.

⁵⁵ Ebd.

⁵⁶ *Bild*: Jungs, jetzt müsst Ihr die *Lena* machen, 31.5.2010.

⁵⁷ *FAZ* 5.5.2010.

⁵⁸ SUPERillu.de, ([<http://tinyurl.com/c2dt9x5>] 7.4.2011), 1.4.2010.

⁵⁹ *SZ* 28.5.2010.

innen einer Superstarsuche⁶⁰ aus den ›Tiefen‹ so genannter ›Unterschicht‹ des Prekariats abgesprochen wird. Die zukünftige Studentin – ohne Migrationshintergrundmarkierung – aus etabliertem, bürgerlichem Hause »bezauberte«⁶¹ als »Fräulein Wunder«⁶² in einem modernen »Märchen«.⁶³ Das Bild der »Lichtgestalt« rekurriert als Kollektivsymbol⁶⁴ assoziativ unter anderem auf die Erfolge der Fußballikone *Franz Beckenbauer* und verdeutlicht die elementare nationale Funktion, die ihr zugeschrieben wird.



Abb. 1 (Photo by F.C. Gundlach): Modernes sinnliches BRD-Sinnbild in konservativen Zeiten: Das Model Susanne Erichsen in den Fünfzigern. Der prägende Fräuleinwunder-Mythos geht auf die in den USA als »Botschafterin der deutschen Mode« (1952) bejubelte erste *Miss Germany* (1950) zurück – sowie auf generelle Zuweisungen US-amerikanischer GIs an deutsche ›Junge Frauen‹. Der Mythos wird wirkmächtig aus der Alltäglichkeit und weniger aus der großen Erzählung, er » [...] bestimmt sich nicht durch den Gegenstand seiner Botschaft, sondern durch die Art, wie er sie äußert« (In: Roland Barthes: *Mythen des Alltags*. Berlin 2010 [1957], S. 251).

Noch bedeutungsvoller erscheint die Anrufung des mythischen *Fräuleinwunders* (siehe Abb. 1) – eine weiblich konnotierte Chiffre für das bundesdeutsche »Wirtschaftswunder« der Nachkriegszeit. Es steht für industrielle Produktion, Westbindung, Eleganz und Aufbruch. Kurz, für

⁶⁰ Wie in den TV-Talentshows *Deutschland sucht den Superstar* (RTL), *Popstars* (ProSieben) und *Germanys Next Topmodel* (ProSieben), die nach einem spezifischen Wettbewerbs- und Auslesemodus im Finale »Stars« küren.

⁶¹ Die Tageszeitung 28.5.2010.

⁶² WaS, 28.3.2010. Und Frankfurter Allgemeine Zeitung 31.5.2010.

⁶³ Bild am Sonntag 30.5.2010.

⁶⁴ Kollektiv erlernte Symbole werden unwillkürlich und unmittelbar von Mitgliedern einer spezifischen Gemeinschaft oder eines kulturellen Zusammenhangs verstanden, gleichfalls kollektiv gebraucht, weiter zirkuliert und halten den gesamtgesellschaftlichen Diskurs als synchrones System kollektiver Symbole zusammen. Vgl. Jürgen Link: *Kollektivsymbolik und Mediendiskurse*. In: *kultuRRRevolution* (1), 1982, hier S. 6-21.

die Moderne der polarisierten ordoliberalen Adenauer-Ära. Sein erneuter Gebrauch in der bedeutungsvollen semiotischen Vernetzung weist auf eine Retraditionalisierung hin. So korrespondiert das *Fräuleinwunder* mit den BRD-Mythen »Das Wunder von Bern« oder »Das Wunder von Lengede«.



Abb. 2 (© Maurizio Gambarini/DPA): Weitererzählung, Intertexteinspeisung und Umdeutung: »Fräulein Wunder« Lena ein Tag nach ihrem Sieg in Oslo im »Triumphzug in die Heimat« ...

Das gefeierte »kleine Wunder von Oslo«⁶⁵ liefert sodann den emotionalen Einklang und die intertextuelle Verknüpfung mit dem rettenden »kleinen Wirtschaftswunder«⁶⁶, das Ende 2010 postuliert wird. Visualisiert verdichtet und für das kollektive Gedächtnis archiviert findet sich dieser Zusammenhang in der Fotografie von Lenas schwarz-rot-golden siegerinumkränzttem Haupt (siehe Abb. 2). Sie wird zur Repräsentation der sehnsuchtsvollen Vorstellung eines leichten, beschwingten, aber konservativen Deutschlands gemacht und wird somit als modernes republikanisches »Mädel« bedeutend. *Die Welt* triumphiert:

»Sie ist *spontan*, doch sich ihrer Wirkung sehr bewusst, auch wenn sie selbst darüber überrascht scheint, wenn 120 Millionen Europäer sie *schlicht toll* finden. Ihre gespielten Zusammenbrüche, ihr Teenager-Reichtum sind unschlagbar europäisch. Sie zeigt Generationen und Nationen wie es ist, heute *jung und froh* zu sein.«⁶⁷

Die Studenten von *Uwu Lena* speisen sich in diese Konstellation ein und setzen die Bedeutungsproduktion fort. Angerufen wird nicht weniger als ein mit der Nation verbundenes ungezwungenes Lebensgefühl.⁶⁸ Als Refrain des Lieds singt ein Chorus:

⁶⁵ Frankfurter Rundschau 31.5.2010.

⁶⁶ SZ 24.-26.12.2010.

⁶⁷ Holger Kreitling: Europas Glückskind, *Die Welt* 31.5.2010 [Herv. rst].

⁶⁸ Bei der Analyse eines Songtexts auf nationale Identitätsressourcen können die jeweiligen Attributionen über ihren potenziell bedeutungsvollen emotionalen »Gehalt« eingeordnet werden. Zur Relevanz von »Emotionswörtern« vgl. Barbara H. Rosenwein: Im Interview. In: Jan Plamper (Hrsg.): *Wie schreibt man die Geschichte*

»Schland o Schland,
 wir sind von Dir begeistert.
 Und darum feiern wir mit Dir
 schon heute wie die Weltmeister.
 In Südafrika, ja,
 da wollen's alle wissen.
 Doch in diesem Jahr, da
feiern wir einfach«⁶⁹

In einem Interview bringen sie die gefühlte Melange aus Einfachheit und unkomplizierter Feierlaune mit scheinbar lässigem nationalem Bezug als subjektives Bedürfnis zum Ausdruck. Verschiedene Interessengruppen werden mit der Verbindung »Spaß« und Nation eingeklammert (aber nicht mit ihr in eins gesetzt). Über die Rezeption der Medienereignisse und kulturellen Artefakte *ESC/Lena* und *WM/Nationalmannschaft* als Sinnbilder leistungsorientierter, scheinbar unbelasteter, »junger«, »frischer« Selbstpräsentation und Performanz, wird eine Identifikation zwischen der »sommernädchenhaften« Eurovision-Gewinnerin, der »sympathischen« DFB-Auswahl und dem Ausleben eigenen Vergnügens in einem vergemeinschaftenden Rahmen hergestellt. *sueddeutsche.de* zitiert:

»Lena kam *einfach* daher und hat gewonnen. Deshalb auch der Vergleich mit der Nationalmannschaft: Habt Spaß, zeigt es allen, und geht am Ende als Sieger nach Hause. Unser Lied *feiert* Lena und den Fußball. Und natürlich *feiern wir* uns jetzt auch ein bisschen selbst. [...] Lena und die Nationalelf hatten bis jetzt unglaublich sympathische und *frische* Auftritte, auf dem Feld und auf der Bühne.«⁷⁰

Die visuelle Inszenierung der besungenen Begeisterung im Clip von *Uwu Lena* macht das gewünschte Flair deutlich (siehe hierzu die folgende Seite). Tanzend wird die eigene und Deutschlands vermeintliche Leichtigkeit im sonnigen Südpark Münsters gefeiert. Allerdings wird das Begehren nach der durch *Lena* »weiblich« konnotierten effektiven Schlichtheit wieder sichtbar »männlich« gewendet. Nicht nur, dass die Tänzer allesamt »Männer« sind. Der bärtige Frontman (hier der Texter, nicht der

der Gefühle? William Reddy, Barbara Rosenwein und Peter Stearns im Gespräch mit Jan Plamper, Essen 2010, hier S. 52-64.

⁶⁹ In: *Uwu Lena: Schland o Schland*, Internetclip/Universal Music 2010 [Herv. rst].

⁷⁰ Christian Landgraf, Songtexter, in, K. Riehl: Interview. *Uwu Lena* »Wir tröten gerne«, ([<http://tinyurl.com/3azjyyw>] 1.6.2011), *sueddeutsche.de* 18.6.2010 [Herv. rst].



Abb. 3 (Foto: Uwu Lena – Schland O Schland – Cover // Quelle: Universal Music):

... und *Uwu Lena* nach ihrem Major-Label-Vertrag mit *Universal Music*.

Sänger) ist auch überakzentuiert als die vorbildliche ›Frau‹ verkleidet – mit schwarzem Kleid und Langhaarperücke, angelehnt an den Grand-prix-Auftritt. Die Studentenjux-Travestie lässt keine geschlechtlichen Uneindeutigkeiten und Brüche zu. Das uniformierende Tragen von Nationaltrikots, deutschen Fanschals etc. und – wohl als ironisches Zitat – Blumenkränzen in den Bundesfarben, verhindert dagegen, dass klar erkennbar wird, dass sich hier ausschließlich Bildungsbürger vergnügen (siehe Abb. 3). Unmarkiert, also für die ›Mehrheitsgesellschaft‹ unsichtbar, bleibt außerdem, dass die Präsentation ›weiß‹ ist – das Thema Migration in Gesellschaft und Sport findet im Clip nicht statt.

Die besungene deutsche Nationalmannschaft stellt sich medial ›anders‹ dar und soll im Grunde doch so sein.⁷¹ Nämlich, »natürlich, frech und optimistisch« und so effektiv wie sympathisch, durch den Sommer tänzelnd, wie im Sommermärchen 2006. Nur hat sie 2010 einen hohen Anteil an Migranten in ihren Reihen. Ein Umstand, dem medial intensive Aufmerksamkeit zuteil wurde.⁷² So befragte die *SZ* den kommenden Fußballstar und Nationalspieler *Sami Khedira* konkret zum Zusammenhang von ›Deutschsein‹, ›Deutschwerden‹, »Disziplin« und »Leichtigkeit«. Seine Antwort nimmt einerseits – unabsichtlich, aber markant – wesentliche Elemente der so genannten Integrationsdebatte im Gefolge der Sar-

⁷¹ Der *stern* schwärmt: »Die Nationalelf verblüfft bei der WM mit zauberhaftem Fußball. Gleich 11 der 23 Spieler haben ihre Wurzeln außerhalb Deutschlands – der Geist des Teams könnte auch die Nation verändern.« in: Christian Ewers u.a.: Schwarz-Weiß-Gold, *stern* Nr. 27/2010.

⁷² Vgl. Roger Cohen: The New German Volk. In a powerful soccer squad, a window into german diversity, *The New York Times/Süddeutsche Zeitung* Beilage 5.7.2010.

razin-Auslassungen vorweg, andererseits äußert er sich in besagter (intertextuell wirkender) Metaphorik zum Thema ›deutsche Kultur‹:

»Wir *strahlen* vorne eine gewisse südländische *Leichtigkeit* aus und defensiv eine unwahrscheinlich hohe *Disziplin*. Afrikanischen und südländischen Mannschaften wird ja gerne mangelnde Disziplin nachgesagt, das ist bei uns definitiv nicht so, da sind wir alle sehr deutsch. [...] In der Offensive haben wir, auch dank der unterschiedlichen Wurzeln, schon viele Möglichkeiten den Gegner *auszuspielen*. Aber das geht nur, wenn wir auch die *deutschen Tugenden* betonen. Sonst funktioniert es nicht.«⁷³



Abb. 4 (Foto: GQ): Coolness, Sexyness, Leistung: Der nationale Auswahlspieler *Sami Khedira* und *Lena Gercke*, 2006 erste Gewinnerin des Contests *Germany's Next Topmodel*, im Style-Magazin *GQ* (Feb. 2012) – seit dem Sommer 2011 ein neudeutsches Medienstarpaar, eindeutig vergeschlechtlicht und ethnisiert.

Ob kommerzieller »Leistungssport« oder »Leistungsgesellschaft«, »gefeiert« wird leistungsfähige »deutsche Tugend« im Verein mit der »spielerischen« Finesse der rassifizierten neudeutschen ›Anderen‹. »Wurzeln« sollen effizient zusammengehen und werden gerade deshalb klar unterschieden. Der Auftritt des Fußballteams der Berliner Republik lieferte eine populärkulturelle Folie für sozio-politische Konflikte und kulturelle Neuorientungen einer kapitalistischen Migrationsgesellschaft, die ebenfalls visuell inszeniert wird (siehe Abb. 4). Inwieweit sie wirkmächtig wird, lässt sich kurz darauf an der rassistisch geprägten ›Sarra-

⁷³ Der »tunesisch-deutsche« Stuttgarter, in: Christof Kneer: »Bushido hat uns angefeuert«. Sami Khedira über Integration, die Nationalhymne und die Mischung aus Tugenden und Leichtigkeit, SZ 16.6.2010 [Herv. rst].

zinintegrationsdebatte⁶ absehen. Der emotionale Takt dazu findet seinen Ursprung jedoch in den Jahren vor der WM im eigenen Land. Eine weiterführende diagnostische Kritik sollte diese machtvollen und -ausübenden intertextuellen Verflechtungen aufdecken, um darüber der in der herrschenden Medienkultur derart (re)produzierten nationalistischen Hegemonie, samt ihrer spezifischen Unterdrückungsverhältnisse, entgegenzutreten.

LITERARISCHES FELD

Sandra Beyer

Die das Meer gen Westen überquerten

Selbstzeugnistraditionen von reisenden Japanerinnen
bis 1945

Reisen gen Westen nach 1853

Die Unterzeichnung des Preußisch-Japanischen Freundschaftsvertrages am 24. Januar 1861 war mitnichten der Startschuss für eine freundschaftliche Beziehung der beiden Regierungen, wohl aber für den japanischen Staat ein Anlass, sich das kleine Preußen einmal näher anzusehen.¹ Als die Expedition unter Friedrich Albrecht Graf zu Eulenburg (1815-1881) 1860 in der Bucht von Edo anlegte, hatte die Shogunatsregierung bereits mit den USA, Großbritannien, Russland und Frankreich so genannte Freundschafts- und Handelsverträge abschließen müssen. Angesichts militärischer Kanonenschiffe unter dem US-amerikanischen Commodore Matthew C. Perry (1794-1858), die 1853 vor dem Shogunatssitz lagen, hatte sie auch keine andere Möglichkeit gesehen, als ihre Häfen zu öffnen. Die ungleichen Freundschafts- und Handelsverträge setzten Ausfuhrbedingungen, Rechtszuständigkeit und Exterritorialität fest. Das macht die Bekundungen, zwischen der japanischen und deutschen Regierung bestehe seit über 150 Jahren eine bilaterale Freundschaft, besonders pikant, einmal davon abgesehen, dass »Deutschland« nicht mit Preußen gleichzusetzen ist und erst seit 1871 existierte.

Die ersten Japaner reisten nach der Landesöffnung mit den Missionen der Shogunatsregierung nach Europa.² Das Deutsche Reich, dessen Gründung Mediziner wie AKABOSHI Kenzô 赤星研造 (1844-1904) auf den Schlachtfeldern miterlebten, wurde für Japan militärisch, medizinisch und auch politisch interessant.³

¹ Vgl. Holmer Stahncke (Hrsg.): Preußens Weg nach Japan. Japan in den Berichten von Mitgliedern der preußischen Ostasienexpedition 1960-61, München 2000.

² Vgl. Sir Hugh Cortazzi: »Japanese Envoys in Britain, 1862-72«. In: Nish, Ian (Hrsg.): Japanese Envoys in Britain, 1862-1964: A Century of Diplomatic Exchange, Folkestone 2007, S. 8-20, hier S. 8.

³ Vgl. Rudolf Hartmann: Japanische Studenten an deutschen Universitäten und Hochschulen 1868-1914, Berlin 2005, hier S. 17.

Mit den ersten diplomatischen Kontakten kamen auch Bilder von und über Japan nach Europa. Eines der langlebigsten und zähesten darunter ist wohl das der Geisha.⁴ Die Shogunatsregierung unterstützte dies dadurch, dass sie zur Weltausstellung in Paris 1867 für den ersten selbst organisierten Pavillon drei Geisha aus dem Vergnügungsviertel Yanagibashi/Edo⁵ in das Teehaus setzte und damit die ersten Frauen offiziell reisen ließ. Diese und die ihnen folgenden Frauen, die von der neuen Regierung in Tôkyô unter Kaiser Meiji (reg. 1868-1912) gesandt wurden, waren unverheiratet oder verwitwet und bewegten sich im Auftrag der Regierung oder deren Ministerien nach Europa, um Wissen über den Westen zu sammeln.⁶ Krankenschwestern wie HAISHI Yoshine 拝志よしね (1866-1892) waren 1887 am St. Thomas Krankenhaus in London, um die Lehren von Florence Nightingale zu studieren und sie nach ihrer Rückkehr 1889 in Japan anzuwenden. Auch sie sollten Bürgerinnen eines »reichen Landes mit einem starken Heer« *fukoku kyôhei* 富国強兵⁷ sein. Dazu brauchte Japan »gute Ehefrauen und weise Mütter« *ryôsai kenbo* 良妻賢母.⁸ Dieses Frauenbild lehrte auch die Pädagogin und spätere Gründerin der Frauen-

⁴ Vgl. Henrik Budde: »La vague des estampes« – Hokusai und die erste Welle der *ukiyo-e*-Farbholzschnitte. Japonismus und Japanmode. In: Nagata Seiji (Hrsg.): Hokusai, Berlin 2011, S. 25-34, hier S. 30ff.

⁵ Vgl. New Chronicles of Yanagibashi and Diary of a Journey to the West: *Narushima Ryûhoku*, Reports from Home and Abroad. Translated with critical introduction and afterword by Matthew Fraleigh. New York 2010, hier S. XXI. Der Literat NARUSHIMA Ryûhoku (1837-1884) reiste 1872/73 ohne eine Mission nach Europa und gilt als erster japanischer Tourist der Moderne. Da er sich mit den Geisha des Viertels »Weidenbrücke« Yanagibashi in Edo gut auskannte, besuchte er auch die Japanerinnen im Pavillon der Weltausstellung. Vgl. Donald Keene: *Journal of a Voyage to the West*. In: Ders.: *Modern Japanese Diaries: The Japanese at home and abroad as revealed through their diaries*, New York 1995, S. 119-132.

⁶ Vgl. Tomita, Hitoshi: *Umi wo koeta Nihonjin mejiten*. 海を越えた日本人名事典 Biographical Dictionary of Japanese Travelers to the Occident, 1551-1897, Nichigai Associates, Tokyo 1985. Das Buch listet Menschen auf, die zwischen 1551 und 1897 »reisen«. Es erfasst viele Menschen, die in dem Zeitraum das Meer überschritten. Vgl. auch Kumiko Hirano: *Densetsu no tabibito 1841-1974: Kokkyô wo koeta 56 no tamashi* 伝説の旅人1841-1974: 国境を越えた56の魂 (»Legendäre Reisende 1841-1974: 56 Seelen, die die Grenzen des Landes überschritten«), Tokyo 2001.

⁷ Öffentliche Krankenhäuser unterstanden auch in Preußen der Armenfürsorge und wurden von Militärärzten geführt, da Krankenhäuser das Experimentierfeld für die Medizin der Schlachtfelder war. Vgl. Gerhard Jaeckel: *Die Charité. Die Geschichte eines Weltzentrums der Medizin von 1710 bis zur Gegenwart*, Ulm 2010.

⁸ Zur Weiblichkeit im späten 19. Jahrhundert siehe Kaoru Tachi: *Onna no Immeji*. 女のイメージ (»Bilder von Frauen«). In: Dies.: *Ryôsai kenbo kôza joseigaku Vol. 1*

hochschule *Jissen Jogakkô* 実践女学校 SHIMODA Utako 下田歌子 (1845-1936) ihren Schülerinnen. Im Auftrag des Kaisers Meiji ›reiste‹ die Hofdame der Kaiserin 1893 nach England, um dort die Institutionen der höheren Töchterbildung zu besichtigen. Sie schrieb nach ihrer Rückkehr Artikel über die Möglichkeit, auch als Frau ein Land mit Würde, Stolz und Anstand zu regieren.⁹ Erst die politischen Zeitschriften der »Bewegung für Freiheit und Volksrechte« *Jiyû minken undô* 自由民権運動 der 1880er Jahre machten es auch Frauen möglich, über sich selbst vor einem breiten Publikum zu sprechen. 1883 wurde das »Zeitungsgesetz« *Shinbun rei* 新聞令 erlassen, das nur Männern über 20 Jahren erlaubte, Zeitungen zu besitzen und in ihnen angestellt zu sein. Nichtsdestotrotz schrieben Frauen anonym oder unter Pseudonym Artikel für die liberale Presse. In Zeitschriften wie der *Jogaku zasshi* 女学雑誌 (»Zeitschrift zur Frauenbildung«, 1885-1904)¹⁰ oder der ersten Zeitschrift von Frauen für Frauen, die feministische *Seitô* 青鞞 »Blaustrumpf« (1911-1916), die ihr Augenmerk auch auf literarische Bildung legten, konnten Frauen schreiben und damit Schriftstellerinnen eines modernen Japans werden.¹¹

良妻賢母。講座女性学 (»Gute Ehefrau, weise Mutter. Handbuch Frauenforschung« Vol. 1), Tokyo 1984, S. 184-209.

⁹ Ihr Artikel »Eindrücke von der Audienz bei Königin Viktoria« *Eikoku Bikutoria jokô ekken no inshô* 英国ヴィクトリア女皇謁見の印象 wurde ab 1919, 24 Jahre nach der Audienz, in mehreren Zeitungen veröffentlicht, u.a. »Die Patriotin« *Aikoku fujin* 愛国婦人.

¹⁰ Vgl. Nadja Kischka-Wellhäußer (Hrsg.): Frauenerziehung und Frauenbild im Umbruch. Ideale von Mädchenerziehung, Frauenrolle und weiblichen Lebensentwürfen in der frühen *Jogaku zasshi* (1885-1889), München 2002.

¹¹ Vgl. Mara Patessio: Readers and Writers. Japanese Women and Magazines in the Late Nineteenth Century. In: P.F. Kornicki; Mara Patessio; G.G. (Hrsg.): *The Female as Subject. Reading and Writing in Early Modern Japan*, Ann Arbor 2010, S. 191-124, hier S. 203. Vgl. auch Petra Buchholz: Das Tagebuch in der japanischen Schreibkultur. In: Gabriele Jancke; Claudia Ulbrich (Hrsg.): *Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung*, Querelles: Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung, Bd. 10, Berlin 2005, S. 241-246, hier S. 246.

Reiseaufzeichnungen als Selbstzeugnisse der japanischen Moderne

»Das Lernen ist eine den Menschen auferlegte schicksalhafte Aufgabe. Der Mensch darf von der Geburt an bis zum Tode nicht aufhören zu lernen, um sich weiterzuentwickeln.«¹² Mit diesen Worten leitet die Schriftstellerin NOGAMI Yaeko 野上弥生子 (1885-1985) ihre Aufzeichnungen 欧米の旅 (»Reise in den Westen«) ihrer einjährigen Weltreise ein. Die Worte »Anlässlich des Reisens nach Europa« *Ôshû ni tabi suru ni arite* 欧洲に旅するに当りて sind dem ersten Band von April 1942 vorangestellt. »Verständnis ist der Mutterleib der Liebe«, schreibt sie, dieses Verständnis will sie mit ihren Aufzeichnungen in ihrem Publikum wecken.¹³ Angesichts der Tatsache, dass Japan am 7. Dezember 1941 mit dem Angriff auf Pearl Harbor in den Zweiten Weltkrieg eintrat, möchte sie ihrem japanischen Publikum eine Welt in der Schrift zeigen, die untergegangen ist.¹⁴ Sie reiste mit ihrem Mann und zwei ihrer drei Söhne im Auftrag der Regierung vom 1. Oktober 1938 bis zum 18. November 1939 über Asien, Afrika und Europa um die ganze Welt, wobei die Zeit nach dem 1.9.1939 eher eine Flucht vor dem Krieg über die USA zurück nach Japan war. Ihre Gedanken hielt sie in Tagebüchern fest, die sie in die Veröffentlichung einfügte. Es handelt sich also bei ihren Reiseaufzeichnungen nicht um den Abdruck des »Tagebuchs«, sondern um Überarbeitungen für die Veröffentlichung. So schreibt sie weiter im Vorwort:

»Man kann sagen, dass diese Reiseaufzeichnungen von Herbst Shôwa 13 [1938] bis zum Winter des folgenden Jahres, mit anderen Worten die erste Hälfte der Auslandsreise von der Abfahrt bis zum Aufenthalt in Italien, beschreibt. Denkt man darüber nach, war das die letzte Möglichkeit, eine Welt des Friedens zu sehen.«¹⁵

In Italien waren die Nogamis bis zum 26.12.1938 und dann noch einmal im Mai 1939. Es gibt also eine Diskrepanz zwischen der räumlichen Beschreibung, die sich auf die zuerst besuchten Ort in Asien, Afrika und Europa bezieht, und der zeitlichen Struktur der Reise. Von Weihnachten bis zum 30. April 1939 waren die Nogamis nämlich auf einer Vortragsreise in England, von der sie dann wieder auf das Festland zurückkehrten.

¹² Sofern nicht anders angegeben, sind die Übersetzungen von mir.

¹³ Vgl. Yaeko Nogami: *Ôbei no tabi* 欧米の旅 [1942], Bd. 1, Tokyo 2005a, hier: S. 7. Die Aufzeichnungen erschienen erstmals in zwei Bänden Mai 1942 und Juni 1943. Siehe auch Hirano 2001 (s. Anm. 6), S. 108f.

¹⁴ Vgl. Nogami 2005a: *Jo* 序, Vorwort, S. 13-15, hier: S. 14.

¹⁵ Ebd., S. 13.

Diese Mischung aus eingefügten Tagebucheinträgen wie Nogamis »Aus dem römischen Tagebuch«, welches die Aufenthalte vom Dezember 1938 und vom Mai 1939 zusammenfasst, sowie nachträglichen Erinnerungen ist in vielen Aufzeichnungen in der japanischen Selbstzeugnistradition zu finden. Diese Form kennzeichnet den Bruch zwischen der Reisenden, die ihre Erfahrungen kurz danach im Hotelzimmer zusammenfasst und der Schreibenden, die sich nach der Rückkehr die Orte vergegenwärtigt. Die Aufzeichnungen, die hier betrachtet werden, sind Reisen in Gedanken, die sich an Orten festmachen und nicht an Tagen. Damit sind sie auf den ersten Blick keine »Tagebücher« oder »diaries«, wie annäherungsweise das japanische Wort *nikki* 日記 übersetzt wird. Als »Chronik [oder Aufzeichnung] des Tages« kann diese Literaturgattung unterschiedliche Formen annehmen. Wie Edith Sarra in *Fictions of Femininity: Literary Inventions of Gender in Japanese Court Women Memoirs* (1999) schreibt, ist der Terminus »Tagebuchliteratur« *nikki bungaku* 日記文学 problematisch, da darunter die autobiografische Literatur vor allem von Frauen der Heian-Zeit (794-1185) gefasst wird.¹⁶ Nähme ich nun das englische Wort »memoirs«, um die *nikki* des Hofes im Gegensatz zu »Tagebüchern« zu benennen, stünde ich vor dem Problem, dass es den japanischen Neologismus *kaisô* 回想 »Memoiren« gibt, den sich die Reformer und Politiker der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in die Titel ihrer Erinnerungen schrieben.

Aus einem Überblick von Jahrhunderten japanischer Literatur ergibt sich für die Forschende das Problem der Benennung autobiografischer Texte. Martina Wagner-Egelhaaf versuchte sich in ihrem Standardwerk über die europäische Autobiografietradition einer Definition zu nähern, gab das Scheitern eines solchen Versuches jedoch schon in der Einleitung zu.¹⁷ Um die künstlichen Gattungsgrenzen zwischen Autobiografie und anderen autobiografischen Texten aufzubrechen, schlugen Smith und Watson in einem »Tool Kit« einen Fragenkatalog für autobiografische Texte vor.¹⁸ Sie fragen nach der Rezeption und Produktion. Auf diese Weise wird autobiografisches Erzählen damit zur Redefigur, die in jedem Text vorkommen kann.¹⁹ In dem Text wird das Leben der Person,

¹⁶ Vgl. Edith Sarra: *Fictions of Femininity. Literary Inventions of Gender in Japanese Court Women Memoirs*, Stanford 1999, hier S. 3.

¹⁷ Vgl. Martina Wagner-Egelhaaf: *Autobiographie*, Stuttgart 2005.

¹⁸ Vgl. Sidonie Smith; Julia Watson: *A Tool Kit. Twenty Strategies for Reading Life Narratives*. In: Dies.: *Reading Autobiography. A Guide for Interpreting Life Narratives*, Minneapolis/London 2001, S. 165-179.

¹⁹ Vgl. Wagner-Egelhaaf 2005 (s. Anm. 17), S. 16.

die im autobiografischen Text schreibende, erzählende und handelnde Person ist, ge-schrieben und er-schrieben.²⁰

Doch dadurch lässt sich die Frage noch immer nicht beantworten, was ein »Tagebuch« und was eine »Reiseaufzeichnung« ist. Der Anfang der Tagebuchliteratur wird mit dem *Tosa nikki* 土佐日記 (»Das Tagebuch von Tosa«, 935) von Ki no Tsurayuki 紀貫之 (872-945) gesetzt. Das Interessante an diesen Aufzeichnungen des Tages in der Provinz Tosa ist, dass es sich bei dem Autor um einen Beamten auf der Rückreise handelt, der über seine Sehnsucht nach der (kaiserlichen) Hauptstadt Kyôto in der Figur einer Frau erzählt. Der Beginn einer als weiblich angesehenen Literaturtradition ist so der autobiografische Text eines Mannes, der die Worte und die Schrift von Frauen benutzt. Die Schrift *kana*, aus der sich die Silbenschrift des modernen Japanisch entwickeln sollte, wurde vor allem von Frauen genutzt, das *kanbun*, das japanisierte Chinesisch, hingegen vor allem von Männern für Dokumente und Chroniken. Die *kanbun nikki* sind private und offizielle Aufzeichnungen des Lebens am Hofe. *Kana* und seine Mischformen standen seit den kaiserlichen Gedichtanthologien der Heian-Zeit vor allem für die Poetik und Prosa, für die Fiktion, nicht aber für die Geschichtsschreibung. So kam es, dass die Entwicklung der japanischen Literatur und Sprache vor allem mit dem Schrifttum von Frauen zusammenhing. In die Gattung der »Tagebuchliteratur« fallen jedoch nicht nur Tagebücher wie das *Tosa nikki*, das sich wirklich nach den Aufzeichnungen der Tage und deren Geschehnissen ordnet, sondern auch das *Sarashina nikki* 更級日記, das die Hofdame SUGAWARA no Takasue no Musume 菅原孝標女 (»Tochter des SUGAWARA no Takasue« oder Lady Sarashina, 1008-nach 1059) von 1020 bis 1059 als ihre Lebenserinnerungen, also »Memoiren«, schrieb. Es gilt heute als eine der ersten Reiseaufzeichnungen, da die Hofdame über ihre Pilgerungen und andere Reisen um die Hauptstadt schrieb.²¹

Das »Kopfkissenbuch« *Makura no sôshi* 枕草子 (1002) der Hofdame SEI Shônagon 清少納言 (966?-1025?) wird ebenso dazu gezählt. Die Hofdame verwendet *Kanbun* in ihren *Kana*-Aufzeichnungen, um ihre Bildung selbstbewusst zu zeigen. Mit sarkastischem Tonfall gegenüber von ihrer Warte aus dümmere Menschen stellt sie sich über ihre Mitmenschen.

²⁰ Vgl. ebd., S. 17.

²¹ Lady Sarashina war mit der Autorin des *Kagerô nikki* 蜻蛉日記 (974/75), FUJIWARA no Michitsuna no Haha 藤原道綱母 (»Mutter des FUJIWARA no Michitsuna«, 936-995), verwandt. *Kagerô* ist eigentlich die Eintagsfliege; das *nikki* ist im Deutschen nur unter dem japanischen Titel oder unter der englischen Übersetzung »The Gossamer Years« von Edward Seidensticker bekannt.

Das wiederum lässt sie auch zur offiziellen Sprache der Hofadministration und damit der Männer greifen.

Die schriftliche Ansammlung von Begebenheiten, die in einem Büchlein von losen Blättern unter dem Kopfkissen bewahrt wurde, hält sich an keine strikten chronologischen Vorgaben. Das »Kopfkissenbuch« gehört zur »Tagebuchtradition«, wird jedoch auch als Beginn der so genannten *zuihitsu bungaku* 随筆文学 »Miszellenliteratur« gesehen. Die Blätteransammlung war nicht für eine breite Öffentlichkeit gedacht, zeigt jedoch auch, dass Tagebücher nicht allein für den intimen Eigengebrauch geschrieben worden sind. In der Zeit der Shogune, als sich die politische Administration von dem kaiserlichen Hof nach Kamakura verlegte, schrieben vermehrt auch Männer Tagebücher in der Schrift der Frauen. Das *Tsurezuregusa* 徒然草 (»Blätter des Müßiggangs«, 1330-32) des Höflings und Mönchs YOSHIDA Kenkô 吉田兼好 (1283?-1350?)²² reiht sich in die lose Sammlung von autobiografischen Erzählungen ein, wie das Wort *kusa* 草 für »Blatt« andeuten soll.

Um weitere Verwirrung in das Thema der Terminologie der Selbstzeugnisliteratur zu bringen, fehlen noch die »Erzählungen« und die »Reiseaufzeichnungen«. Erstere sind in der Literaturwissenschaft auch außerhalb Japans durch fiktionale Texte wie die »Geschichte des Prinzen Genji« *Genji monogatari* 源氏物語 (1001) von MURASAKI Shikibu 紫式部 (978?-1014?) bekannt geworden. Nun könnte ich davon ausgehen, dass es sich bei *monogatari* um das japanische Gegenstück zu fiktionalen Erzählungen und dem vormodernen Roman handelt. Jedoch treten auch autobiografische Texte als »Erzählungen« auf: Die Hofdame Nijô 女房二条 (1258-?) schreibt in ihrem *Towazugatari* とはずがたり (»Eine unerbetene Erzählung«, 1313) das Bekenntnis ihrer 17-jährigen Pilgerschaft auf ihrem Weg zur buddhistischen Nonne.

Die Tagebücher der Beamten und Hofdamen haben das Thema Reisen gemeinsam. Sie erzählen die Ausflüge von der oder in die kaiserliche Hauptstadt. Sie haben im Titel das »Tagebuch« oder die »Blattsammlung«. 30 Jahre vor der Hofdame pilgerte im »Tagebuch des abnehmenden Mondes« 十六夜日記 *izayoi nikki* (1277-1280) die Nonne Abutsu 阿仏尼 (1222?-1283). Sie reiste allein und ordnete ihre Aufzeichnungen nach den gereisten Zeiten an.

Doch der Begriff für »Reiseaufzeichnung« 紀行文 *kikôbun*, der interessanterweise die Bewegung [der Reise] *kô* der offiziellen Chronik *ki* hin-

²² Vgl. Donald Keene: *Essays in Idleness. The Tsurezuregusa of Kenko*, New York 1998.

tenanstellt, bezeichnet ein literaturwissenschaftliches Konstrukt, das in der frühen Neuzeit entstand. Die »Reiseliteratur« als *kikô bungaku* setzte sich im 17. Jahrhundert durch.²³ Wie bereits deutlich wurde, sind auch *nikki* Reiseaufzeichnungen und zählen somit zur *kikô bungaku*.

Welche Kriterien können wir also anlegen, um die autobiografischen Texte von Japanerinnen über eine Reise nach Europa zu bestimmen? Gehen wir von einem autobiografischen Text aus, spricht die Autorin über sich selbst und ihre Erfahrungen in der Bewegung an Orten in historischen Kontexten. Die Reisende erzählt in ihren Aufzeichnungen von einer Reise, die sie selbst allein oder in Begleitung unternimmt oder unternahm. Das würde Tagebücher einschließen. Doch nicht alle Bewegungen zu einem europäischen historisch festlegbaren Ort und in diesem Raum gelten als »Reisen«, so wie nicht alle Aufzeichnungen als Reiseaufzeichnungen gelten. Shimodas Reise ist zum Beispiel keine zum Vergnügen *tabi* 旅 oder *ryokô* 旅行, sondern eine »Inspektionsreise« *shisatsu* 視察. Im Gegensatz zum Deutschen, das die Reise als Kompositum näher beschreibt, gibt es im Japanischen mehrere Begriffe, weswegen eine einfache Übertragung schwierig wird.

In den Texten selbst spielen Gedichte *waka* 和歌 eine wichtige Rolle. In *nikki* wechseln sich Prosapassagen *kotobagaki* 詞書, die die Umstände der Komposition erklären, mit Poesie ab.²⁴ Bis in die Neuzeit sollen diese so genannten *haibun nikki*²⁵ bestimmend sein. Vor allem das *Oku no hosomichi* おくのほそ道 (1694) des Haikai-Dichters MATSUO Bashô 松尾芭蕉 (1644-94), der seine Aufzeichnungen nach seiner Reise »Auf den schmalen Pfaden ins Innere« schrieb, stellt nach der japanologischen Literaturwissenschaft den Höhepunkt dieser Dichtung dar. Mit wenig Beschreibungen über die Orte selbst gehören diese Aufzeichnungen zu denen der »emotionalen« oder »introvertierten« Richtung (主情的 *shujôteki*), die sich auf die Introspektion und die Gefühle der Reisenden konzentrieren. Die bereisten Orte selbst sind seit den ersten *nikki* oder kaiserlichen Gedichtanthologien bekannt; sie gehören zu den so genannten

²³ Vgl. Robert Wittkamp: Japans frühmoderne Reiseliteratur: Leben und Werk von Sugae Masumi (1754-1829), Hamburg 2001, S. 13ff.

²⁴ Vgl. Donald Keenes Diskussion von *Kenreimon'in Ukyô Daibu no shû* 建礼門院右京大夫集 (»The Poetic Diary of Lady Daibu«, ca. 1224). Donald Keene: *Travelers of a Hundred Ages*, New York 1989, S. 83-91, hier S. 83.

²⁵ *Haibun* 俳文 steht für die Gedichtart, aus der dann die heutigen *haiku* hervorgehen sollen.

meisho 名所 »berühmten Orten«. ²⁶ Doch begaben sich Menschen nicht nur auf bekannte Pfade: Die ersten Reiseaufzeichnungen der »intellektuellen« *shuchiteki* 主知的 Richtung mit genauen Landschafts- und Wegbeschreibungen sowie Angaben zu Bedingungen der Reise gab es schon im 17. Jahrhundert. ²⁷ Diese verschoben die Reiseaufzeichnungen aus der Literatur in den Bereich der (praktischen) Reiseführer. ²⁸ Im 18. Jahrhundert wurden diese interessant, als es um die Entdeckung fremder Welten ging, die nicht mit den Worten aus den *nikki* erzählt werden konnten. Noch während der »Landabschließung« *sakoku* 鎖国 (1633/1639-1853) führten (Entdeckungs-)Reisen in ein fremdes Gebiet, jedoch nicht über

²⁶ Vgl. Wittkamp 2001 (s. Anm. 23), S. 30. Wittkamp zitiert dabei die Einteilung, die der Literaturwissenschaftler WATANABE Kenji im folgenden Buch macht: *Kokubungaku, kaishaku to kanshō: Kinsei bungaku to tabi* 国文学、解釈と鑑賞：近世文学と旅 (»Nationalalliteratur, Interpretation und Würdigung: Literatur der frühen Neuzeit und Reisen«, Tokyo 1990, S. 147-153). Zur Entdeckung der Fremde in der englischen Reiseliteratur siehe auch: Christoph Bode: Fremd-Erfahrung. Diskursive Konstruktion von Identität in der britischen Romantik II: Identität auf Reisen, Studien zur Englischen Romantik, Bd. 7, Trier 2009. Die europäische Reiseliteratur entwickelte sich mit dem Roman im 18. Jahrhundert. Vgl. Robert Wittkamp: Between Topos and Topography: Japanese Early Modern Travel Literature. In: Steve Clark; Paul Smethurst (Hrsg.): Asian Crossings. Travel Writing on China, Japan and Southeast Asia, Hong Kong 2008, S. 15-29, hier S. 16. In Europa gab es den Unterschied zwischen einer »empfindsamen Reise« und einer wissenschaftlichen Entdeckungsreise. Die Vorstellung einer »empfindsamen Reise« entstand durch den Roman *A Sentimental Journey Through France and Italy* (1768) von Laurence Sterne (1713-1768), der auf seinen Reiseerfahrungen drei Jahre zuvor basiert. Vgl. wegen »wissenschaftlich-methodischer Reise« und »empfindsamer Reise« in der europäischen Reiseliteratur auch Gerhard Sauder: Formen gegenwärtiger Reiseliteratur. In: Anne Fuchs; Thomas Harden (Hrsg.): Reisen im Diskurs. Modelle der literarischen Fremderfahrung von den Pilgerberichten bis zur Postmoderne, Heidelberg 1995, S. 552-573, hier: S. 553.

²⁷ Vgl. Wittkamp 2008 (s. Anm. 26), S. 17. Wittkamp verweist hier auch auf ITASAKA Yōkos Kategorisierungen von Reisen in *Edo no tabi to bungaku* 江戸の旅と文学 (»Reisen und Literatur in Edo«, Tokyo 1993, S. 85).

²⁸ Vgl. Kai Marcel Sicks: Gattungstheorie nach dem *spatial turn*. Überlegungen am Fall des Reiseromans. In: Wolfgang Hallet; Birgit Neumann (Hrsg.): Raum und Bewegung in der Literatur. Die Literaturwissenschaft und der Spatial Turn, Bielefeld 2009, S. 337-354, hier S. 343. Was Sicks über die Nähe des Reiseromans zur Autobiografie (S. 347) sagt, kann hier auch für die Verschiebung der Gattungsgrenzen von Reiseaufzeichnung zum Reiseführer gesagt werden: In der Beziehung von Deskription und Narration unterscheiden und überschneiden sich die Genre. Hier betrachte ich jedoch beides als für meine Untersuchungen analysierbare Reiseaufzeichnungen.

das japanische Meer oder die Ozeane, sondern nach *Ezô*.²⁹ Forscher sollten im frühen 19. Jahrhundert die administrative Kontrolle auch gegen das Vordringen Russlands am nördlichsten Rand des Reiches unterstützen. Damit taten sie genau das, was Mary Louise Pratt für europäische Afrikareisende im 18. Jahrhundert darstellt: Nur mit Stift und Sammlerbeutel bewaffnet,³⁰ beschrieben sie die Flora und Fauna sowie die Sitten der indigenen Bevölkerung, um die Besiedlung durch Familien aus dem japanischen Reich vorzubereiten. Die aktive Kolonialisierung der heutigen nördlichsten Hauptinsel Hokkaidô begann nach 1868.³¹

Ausblick

Mit der Entdeckung des ›Westens‹ änderten sich nicht automatisch die Traditionslinien der Selbstzeugnisse. Zwar kamen Ende des 19. Jahrhunderts »Autobiografien« *jiden* 自伝 und »Memoiren« *kaisô* 回想 hinzu, die Reiseaufzeichnungen griffen bei den ersten Missionen und Studienaufenthalten auf die *meisho* und damit auf das Bekannte zurück.³² Mit dem Beginn der Taishô-Zeit (1912-1925) reisten Frauen im ›heiratsfähigen Alter‹ allein oder mit ihren Partnern und Familien,³³ um darüber zu schrei-

²⁹ Vgl. Wittkamp 2001 (s. Anm. 23), S. 54ff. und Wittkamp 2008 (s. Anm. 26), S. 21f.

³⁰ Vgl. Mary Louise Pratt: *Imperial Eyes. Travel writing and transculturation*, London 1992: S. 7. Sie nennt dies »anti-conquest«, weil es den Forschern nicht um die Eroberung, sondern um die reine Beobachtung ginge. Jedoch produziert diese schon das Objekt der Beobachtungen und festigt damit koloniale Denkstrukturen (S. 5).

³¹ Vgl. Wittkamp 2001 (s. Anm. 23), S. 53. Er spricht zwar von der frühen Neuzeit, aber eine andere Meinung zur Bedeutung von Reiseaufzeichnungen von Japanerinnen scheint sich noch immer nicht durchgesetzt zu haben: Sie haben den von Männern nur etwas hinzuzugeben. Vgl. Susanna Fessler: *Musashino in Tuscany. Japanese overseas travel literature 1860-1912, Michigan monograph series in Japanese studies* Bd. 50, Ann Arbor 2004, hier: S. 9. Die einzige Frau, die Fessler als *travelogue* schreibende Frau anerkennt, ist die Dichterin YOSANO Akiko 与謝野晶子 (1878-1942), deren Artikel (1914) über ihre Reise nach Paris und London (1912) sie für nicht literarisch genug hält. Deswegen basiert ihre Neuinterpretation von *meisho* in einem europäischen Kontext auf den Reiseaufzeichnungen von Männern.

³² Vgl. Fessler 2004 (s. Anm. 31), S. 17.

³³ Ausnahmen sind die Sozialistin und Autorin der proletarischen Literaturbewegung, CHÛJÔ Yuriko 中桑百合子 (1899-1951), verheiratete Miyamoto 宮本, und die Übersetzerin und Russistin, YUASA Yoshiko 湯浅芳子 (1896-1990), die miteinander von 1927 bis 1930 durch die Sowjetunion bis nach Berlin und London reisten. Vgl.

ben. Sie waren jedoch nicht introvertiert, sondern nahmen sich heraus, als Reisende Autorität über ihre Erfahrungen zu haben. Wie die *nikki* des Hofes jedoch achteten sie auf ihr Publikum.³⁴ Auch NOGAMI Yaeko gibt in dem Eintrag vom 19.12.1938 vor, nur für den privaten Zweck zu schreiben. Sie wollte mit ihren unbedeutenden Reiseaufzeichnungen denjenigen danken, die ihr bei der Vorbereitung der Reise halfen:

»[...] ich glaube, dass dies wohl die einzige Möglichkeit ist, wie ich den Menschen, die uns behilflich waren, das, was ich auf dieser Reise sah, hörte, fühlte, aufrichtig erzählen kann. Mit einem Wort, sind es diese Nachrichten, sollte es an mich solche Erwartungen geben, [als Dank] für die Hilfsbereitschaft, die uns Menschen, die mit dieser nicht wirklich außergewöhnlichen Reise zu tun haben, zeigten.«³⁵

Sie verspricht, ab jetzt jeden Monat zu schreiben.

Das Bild der japanischen (männlichen) Reisenden mit der Kamera über der Schulter und dem Reiseführer in der Hand, die immer in Gruppen aufzutreten scheinen, ist so falsch, wie es auch einer gewissen Wahrheit entspricht. Wie oben dargestellt, sind die Aufzeichnungen von Reisen selbst schon alt. Das Faszinierende an den Reiseaufzeichnungen der frühen Moderne sind die Traditionslinien, denen sie folgen.³⁶ Die ersten Reisenden waren Mönche im 6. Jahrhundert, die nach Westen reisten, um China und Korea zu besuchen und die Lehren des Buddhismus nach Japan brachten.

Berühmte und weniger berühmte Frauen hinterließen in allen japanischen Literaturtraditionen Selbstzeugnisse. Es stimmt also nicht, dass ihre Texte unzugänglich wären. Zwar mag die Annahme bei Tagebüchern stimmen, denn von Frauen werden seltener Texte aufgehoben. Jedoch steigt mit der Taishô-Zeit, vor allem aber seit der frühen Shôwa-Zeit (1925-1989) mit den kolonialen Expansionen das Interesse von Frauen,

Yoshiko Yuasa: *Yuriko no tegami* 百合子の手紙 (»Yurikos Briefe«), Tokyo 1978. Yuasa veröffentlichte Miyamotos Briefe (von ihrem ersten Treffen 1924 bis zu ihrer gemeinsamen Reise in die Sowjetunion 1927) an sie. Diese Briefe haben die Diskussion über die Beziehung der beiden Frauen zueinander noch einmal angeheizt. Zur Yoshikos Beziehung zu Yuriko siehe Hitomi Sawabe: A Visit with Yuasa Yoshiko, a dandy scholar of Russian literature. In: Mark McLelland; Katsuhiko Suganuma; James Welker: *Queer Voices from Japan. First person narratives from Japan's sexual minorities*, Studies in modern Japan, Plymouth 2007, S. 31-40, hier S. 37ff.

³⁴ Zur Intertextualität in *nikki bungaku* siehe Sarra 1999 (s. Anm. 16).

³⁵ Nogami 2005a (s. Anm. 13), *Joshin* 序信 (Einleitung), S. 31.

³⁶ Vgl. Laura Nenzi: *Women's Travel Narratives in Early Modern Japan: Genre imperatives, gender consciousness and status questioning*. In: Joshua Fogel (Hrsg.): *Traditions of East Asian travel*, New York 2005, S. 44-69, hier S. 46.

über sich in Bewegung und an fremden Orten zu schreiben, rasant an. Zudem gibt es die Memoiren von Botschaftergattinnen wie Madame YOSHIDA Yukiko (1889-1941), die ihre *Whispering Leaves in Grosvenor Square* (1936-37) vor ihrer Abreise nach Japan in Englisch für das britische Publikum veröffentlichen ließ. Sind ihre Bewegungen in London zu den diplomatischen Empfängen und in die Häuser der Adligen Reisen? Schließe ich Artikel ein, die den bereisten Ort nur als Ausgangspunkt für Introspektionen wie die *zuihitsu* von MORI Mari 森茉莉 (1903-1987) nehmen, so lassen sich viele Reiseaufzeichnungen finden. Mori schrieb diese Texte, die sie zu einer berühmten Essayistin in Japan machen sollten, lange nach ihrer Reise, die sie als jungverheiratete 19-Jährige 1922 nach Paris antrat. 40 Jahre später schreibt sie über die Cafés in Paris. Die Erzählerin, die manchmal als Ich, aber auch als Maria oder Marie auftaucht, benutzt Paris, um über Japan zu schreiben. Ähnlich wie der ebenso von Frankreich begeisterte NAGAI Kafû 永井荷風 (1879-1959) das Verschwinden des alten Edo im modernen Tôkyô bedauerte,³⁷ zieht sich eine Sehnsucht nach dem ›alten Europa‹ durch Texte von Japanerinnen. Sie schreiben damit auch in der Tradition europäischer »postkolonialer Nostalgie«³⁸ in der Erinnerung an die Vergangenheit. Diese Frauen, diese ›Orientalinnen‹, die in den Texten europäischer Reisender exotisiert wurden und noch immer werden, schreiben Europa zurück, und das ›Empire‹ liegt diesmal nicht im ›Westen‹.³⁹

³⁷ Vgl. u.a. Kafû Nagai: *Bokutô kitan* 滬東綺譚 (»Seltsame Geschichten von östlich des Flusses«) [1937]. Tokyo 1951. Kafû Nagai: *A Strange Tale from East of the River and other stories*. Übersetzt von Edward Seidensticker. Tokyo 1965.

³⁸ Patrick Holland; Graham Huggan: *Varieties of Nostalgia in Contemporary Travel Writing*. In: Glenn Hooper; Tim Youngs (Hrsg.): *Perspectives on Travel Writing. Studies in European Cultural Transition*. Aldershot 2004: S. 139-152, hier S. 153.

³⁹ Vgl. Bill Ashroft; Gareth Griffith; Helen Tiffin: *The Empire writes back. Theory and practice in post-colonial literatures*, London 1989.

KÖRPER – MACHT – IDENTITÄT – GENDER

Daniel Albrecht

Von Männern und Männlichkeiten

Livius neu gelesen

Ob ich etwas tue, was die Mühe lohnt, [...] weiß ich nicht recht, und wenn ich es wüßte, würde ich es wohl nicht zu sagen wagen. Denn ich sehe, daß es ein alter und vor allem ein altbekannter Stoff ist, indem immer neue Schriftsteller entweder in der Sache etwas Genaueres beizubringen oder durch ihre Darstellungskunst die unbeholfene alte Zeit zu übertreffen glauben.¹

Mit diesen Worten beginnt Titus Livius seine römische Geschichte *Ab urbe condita* von der legendenhaften Gründung der Stadt Rom 753 v. Chr. an bis in seine eigene Zeit (9 v. Chr.) und legt dann doch eine 142 Bücher umfassende – wie Werner Dahlheim es nennt – »Gemäldegalerie großer Römer« vor, von der rund ein Viertel bis heute überliefert ist.² Auch das Dissertationsprojekt »Konzepte von Männlichkeit in der augusteischen Zeit«, welches hier – ähnlich einer Baustellenbesichtigung – in groben Zügen vorgestellt wird, könnte so beschrieben werden, denn es wagt sich an eine Quelle, welche schon von Generationen von Historiker_innen zuvor bearbeitet wurde. Und es soll zwar weder etwas Genaueres beigebracht, noch in der Darstellungskunst irgendwer übertroffen, aber doch eine neue Perspektive auf den Text ermöglicht werden, indem die Geschichte des Livius nicht als ein Produkt, als etwas Fertiges aufgefasst wird, sondern als Produktivität, sodass neue Fragen an den alten und altbekannten Stoff auch neue Antworten ermöglichen – und nach den Männerbildern in der Gemäldegalerie des Livius wurde bislang noch nicht zusammenhängend gefragt.³ Im Folgenden wird darge-

¹ Liv. *praef.* 1. Die Übersetzungen sind, so nicht anders angegeben, der Tusculum-Reihe entnommen.

² Werner Dahlheim: Titus Livius aus Padua – der Patriot als Erzähler, in: Elke Stein-Hölkeskamp; Karl-Joachim Hölkeskamp (Hrsg.): Erinnerungsorte der Antike. Die römische Welt, München 2006, S. 59-74, hier S. 63.

³ Zum Text als Produktivität: Thomas Späth: Geschlechter – Texte – Wirklichkeiten, in: Christoph Ulf; Robert Rollinger (Hrsg.): Frauen und Geschlechter. Bilder – Rollen – Realitäten in den Texten antiker Autoren der römischen Kaiserzeit, Wien u.a. 2006, S. 39-76, hier S. 62. Vgl. Roland Barthes: Das Rauschen der Sprache [1984], Frankfurt am Main 2006, S. 58; S. 61ff. Vgl. Pauline Schmitt Pantel; Thomas Späth: Geschlecht und antike Gesellschaften im 21. Jahrhundert, in: Elke

legt, warum sich – in aller Bescheidenheit – diese Mühe durchaus lohnen kann und welche Wege dafür beschritten werden müssen. Dabei ist es unerlässlich, die deskriptive Ebene zu verlassen und noch einmal interdisziplinär nach dem Weg zu fragen, um von den bei Livius dargestellten Männerbildern auf Vorstellungen von Männlichkeit in der augusteischen Zeit schließen zu können.⁴ So steht die Arbeit in einem interessanten Spannungsfeld von Alter Geschichte, Klassischer Philologie, Soziologie und Gender Studies.

Sex, gender und die Relationalität von Geschlecht

Dieses Spannungsfeld ist geprägt vom Aufeinandertreffen verschiedener Arbeitsweisen und Ansätze, aber auch zentraler Begriffe wie »Gender«, der inzwischen auch in den Altertumswissenschaften inflationär gebraucht wird und trotzdem – oder gerade deswegen – einer näheren Betrachtung wert ist, da oftmals noch immer eine Trennung zwischen einem biologischen Geschlecht (*sex*) und dem sozial konstruierten Geschlecht (*gender*) postuliert wird.⁵ Dagegen legte aber bereits in den 1990er Jahren Judith Butler Widerspruch ein und wies darauf hin, dass es die Diskurse seien, die die Gebrauchsweisen für die Verwendung des Begriffs »biologisches Geschlecht« präfigurieren und beschränken.⁶ Dem

Hartmann; Udo Hartmann; Katrin Pietzner (Hrsg.): Geschlechterdefinitionen und Geschlechtergrenzen in der Antike, Stuttgart 2007, S. 23-36, hier S. 28.

⁴ Zum Verlassen der deskriptiven Ebene vgl.: Beate Wagner-Hasel; Thomas Späth: Einleitung. Neue Fragen an ein altes Thema: Frauen- und Geschlechtergeschichte in den Altertumswissenschaften, in: Dies. (Hrsg.): Frauenwelten in der Antike. Geschlechterordnung und weibliche Lebenspraxis, Stuttgart; Weimar 2000, S. IX-XXVI, hier S. XVIIIff.

⁵ Schmitt Pantel; Späth 2007 (s. Anm. 3), S. 23. Zur Trennung von *sex* und *gender*: Therese Fuhrer; Samuel Zinsli: Einleitung, in: Dies. (Hrsg.): Gender Studies in den Altertumswissenschaften: Rollenkonstrukte in antiken Texten, Trier 2003, S. 7-14, hier S. 11. Auch Barbara Feichtinger nimmt diese Trennung explizit vor und deutet sie als Errungenschaft jüngster Entwicklungen in den Altertumswissenschaften: Barbara Feichtinger: Einleitung, in: Barbara Feichtinger; Georg Wöhrle (Hrsg.): Gender Studies in den Altertumswissenschaften. Möglichkeiten und Grenzen, Trier 2002, S. 5-10, hier S. 5; vgl. Jane F. Gardner: Sexing a Roman: Imperfect Men in Roman Law, in: Lin Foxhall; John Salmon (Hrsg.): When Men were Men. Masculinity, Power and Identity in Classical Antiquity, London; New York 1998, S. 136-152, hier S. 136f.

⁶ Judith Butler: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Berlin 1995, S. 53; siehe auch: Jürgen Martschukat; Olaf Stieglitz: Geschichte der

soll in der Arbeit Rechnung getragen werden. Daher wird die biologische Differenz nicht als das Wirkprinzip sozialer Differenzen zwischen Männern und Frauen, sondern selbst als das Ergebnis verschiedener kultureller Kräfte betrachtet und es erweist sich sogar als Vorteil, dass die deutsche Sprache eine Trennung in *sex* und *gender* begrifflich gar nicht zulässt, weshalb konsequent das Wort »Geschlecht«, verstanden als sozial konstruierte Kategorie, gebraucht wird und darunter die vielfachen und widersprüchlichen Bedeutungen zu verstehen sind, die den Unterschieden beigemessen werden.⁷

Ein weiterer Punkt, der zu Missverständnissen führen kann, ist der Begriff der »Männlichkeit«. Dass der Fokus dieser Arbeit auf diesem Untersuchungsgegenstand liegt, kann nur in dem Bewusstsein geschehen, dass Geschlecht immer relational ist, also Geschlechtsidentitäten vor allem über Abgrenzung gebildet werden – folglich müssen eben auch Repräsentationen von Weiblichkeit eine zentrale Rolle spielen.⁸ Aussagekräftige und in den Altertumswissenschaften äußerst prominente Beispiele, auf die hier kurz verwiesen werden soll, sind die von Livius im ersten Buch, in dem die Königszeit abgehandelt wird, am Handlungsverlauf maßgeblich beteiligten Frauen Lucretia und Tullia, die beide als »kulturelle Symbole« erscheinen. Lucretia tötet sich infolge einer Vergewaltigung durch den Königssohn Sextus Tarquinius selbst, vordergründig, weil ihre Reinheit befleckt wurde. Tullia hingegen ist durch die Anstiftung ihres Mannes zum Umsturz und zur Ermordung ihres eigenen Vaters eher als das Gegenstück dazu, als eine *woman on top*, zu verstehen, die nach Natalie Zemon Davis die Unordnung stiftende Frau symbolisiert – Livius kommentiert dies folgendermaßen: »Aber die Störung aller Ordnung ging von der Frau aus.«⁹

Männlichkeiten, Frankfurt am Main 2008, S. 22; dies.: »Es ist ein Junge!« Einführung in die Geschichte der Männlichkeiten in der Neuzeit, Tübingen 2005. S. 14; Birgit Schaufler: »Schöne Frauen – starke Männer«. Zur Konstruktion von Leib, Körper und Geschlecht, Opladen 2002, S. 7.

⁷ Scott versteht den Begriff *gender* als konstitutives Element sozialer Beziehungen, »based on perceived differences between the sexes«. Joan W. Scott: *Gender: A Useful Category of Historical Analysis*, in: *The American Historical Review*, Jg. 91, Nr. 5, 1986, S. 1053-1075, hier: S. 1067; siehe auch: Thomas Späth: *Väter, Götter, Politik: Männlichkeit und Machtkonzept im römischen Prinzipat*, in: *Führer; Zinsli (Hrsg.) 2003* (s. Anm. 5), S. 106-125, hier S. 108f., Anm. 8; Schmitt Pantel; Späth 2007 (s. Anm. 3), S. 33.

⁸ Paula-Irene Villa: *Judith Butler*, Frankfurt am Main; New York 2003, S. 38ff.

⁹ Liv. 1,46,7. Zur *woman on top*: Claudia Opitz-Belakhal: *Geschlechtergeschichte*, Frankfurt am Main 2010, S. 54. Zu Tullia und Lucretia: Liv. 1,39-42; 46-52; 55-60.

Diese Frauen wie auch die anderen bei Livius auftretenden und namentlich erwähnten – 21 sind es in den erhaltenen Büchern insgesamt – werden in der Dissertation selbstverständlich ausführlich behandelt.¹⁰ Doch im Gegensatz zu den meisten altertumswissenschaftlichen Untersuchungen, die »Geschlecht«, »Gender« oder »Männlichkeit und Weiblichkeit« zwar im Titel tragen, am Ende aber doch nur die Frauen intensiver beleuchten, liegt hier der Fokus auf den Männlichkeiten, wie Joan Scott es forderte, als sie in ihrem 1986 erschienenen und seitdem viel zitierten Aufsatz »Gender: A Useful Category of Historical Analysis« nicht nur grundlegende Elemente von Geschlecht darlegte, sondern auch die Notwendigkeit einer Geschichte der Männer betonte, denn es genüge nicht, aus der *his-story* eine *her-story* zu machen – die Dominanz von Männern über Frauen kann nur über eine relationale Betrachtungsweise sichtbar gemacht werden.¹¹ Um noch einmal kurz auf das oben genannte Beispiel zurückzukommen: Das Schicksal der Lucretia darf keineswegs isoliert betrachtet werden, denn ausgelöst wird die Geschichte bei Livius durch einen Wettbewerb unter Männern – Soldaten, die bei einem Gelage in einen Streit darüber geraten, wessen Frau »die anderen übertreffe« und beschließen, diese unangemeldet zu besuchen.¹² Während sich andere Gattinnen die Zeit mit Spielen vertreiben, trägt Collatinus den Sieg davon, weil seine Frau – besagte Lucretia – noch spät abends bei der Wollarbeit sitzt, was als Zeichen ihrer Sittsamkeit gilt.¹³ Weiterhin ist es ein Mann, der Königssohn Sextus Tarquinius, der von dieser Sittlichkeit angezogen die Regeln der Geschlechterordnung verletzt und mit der Vergewaltigung nicht nur den Selbstmord der Lucretia auslöst

Zu Lucretia siehe auch: Georg Doblhofer: Vergewaltigung in der Antike, Stuttgart; Leipzig 1994, S. 9-18; S. 39; S. 44; Veit Rosenberger: Die schöne Leiche: Lucretia und die Vertreibung der Könige, in: Hildegard Macha; Claudia Fahrenwald (Hrsg.): Körperbilder zwischen Natur und Kultur. Interdisziplinäre Beiträge zur Genderforschung, Opladen 2003, S. 103-116; Sandra R. Joshel: The Body Female and the Body Politic: Livy's Lucretia and Verginia, in: Laura McClure (Hrsg.): Sexuality and Gender in the Classical World. Readings and Sources, Oxford 2002, S. 163-187.

¹⁰ Zu den weiblichen Figuren bei Livius: Stanley E. Smethurst: Women in Livy's *History*, in: Greece & Rome, Jg. 19, Nr. 56, S. 80-87, hier S. 80, Anm. 1.

¹¹ Scott 1986; siehe auch: Martschukat/Stieglitz 2008, S. 28; S. 74; Willi Walter: Männer entdecken ihr Geschlecht. Zu Inhalten, Zielen, Fragen und Motiven von Kritischer Männerforschung, in: Bausteine Männer (Hrsg.): Kritische Männerforschung: neue Ansätze in der Geschlechtertheorie, Berlin u.a. 1998, S. 13-26, hier S. 13.

¹² Liv. 1,57,3-8.

¹³ Liv. 1,57,9-11.

– bei dem Männer als Zeugen anwesend sind – sondern in letzter Konsequenz auch die Beseitigung des Königtums, da dieses laut Livius nicht mehr in der Lage war, für die Sicherheit keuscher Ehefrauen zu garantieren – ein Tyrannentopos, welcher in der Antike häufig anzutreffen ist.¹⁴ Diese kurze Episode weist eine Interaktion männlicher und weiblicher Figuren in einem narrativen Kontext auf und in Anbetracht der Varianz an Beispielen, Charaktereigenschaften, gesellschaftlichen Positionen und Handlungen, die Livius hier wie insgesamt im Werk präsentiert, drängt sich eine Differenzierung auch innerhalb des männlichen Geschlechts förmlich auf.

Hegemoniale Männlichkeit und »ernste Spiele« bei Livius

Mit der Feststellung, dass Simone de Beauvoirs Befund »Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es«¹⁵ gleichermaßen für Männer gilt, dass Männlichkeit kein Automatismus ist und als Mann geboren zu werden, eben nicht zwangsläufig bedeutet, dadurch die Verfügungsgewalt über gesellschaftliche Ressourcen zu besitzen, wurde durch die *Men's Studies*, die sich in den letzten 30 Jahren herausgebildet hatten, ein zentraler Punkt der feministischen Patriarchatskritik aufgebrochen und auch Männer als geschlechtlich geprägte und historisch variable Wesen betrachtet.¹⁶

Männlichkeiten werden seitdem in den *Men's Studies* als durch Zuschreibungen konstruiert beschrieben, die nicht nur recht vielfältig und widersprüchlich sind, sondern auch vielseitig interpretierbar.¹⁷ Vor allem deshalb ist das etablierte Geschlechterrollenmodell zu Recht in die Kritik

¹⁴ Zum Tyrannentopos: Helmut Seng: Tyrannenlust, in: Barbara Feichtinger; Gottfried Kreuz (Hrsg.): Gender Studies in den Altertumswissenschaften: Aspekte von Macht und Erotik in der Antike, Trier 2010, S. 63-76, hier S. 73ff.

¹⁵ Simone de Beauvoir: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau [1949], Reinbek 1992, S. 334.

¹⁶ Walter Erhart; Britta Herrmann: Der erforschte Mann? In: Dies. (Hrsg.): Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit, Stuttgart; Weimar 1997, S. 3-25, hier: S. 7; S. 17; Martschukat; Stieglitz 2008 (s. Anm. 6), S. 27; S. 33f.; vgl. Michael Meuser: Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster, Opladen 1998, S. 89ff..

¹⁷ Martschukat; Stieglitz 2008 (s. Anm. 6), S. 34. Die vielseitige Interpretierbarkeit körperlicher Zuschreibungen macht Jan Meister am Beispiel Ciceros deutlich: Jan Meister: Pisos Augenbrauen. Zur Lesbarkeit aristokratischer Körper in der späten römischen Republik, in: Historia, Jg. 58, Nr.1, 2009, S. 71-95.

geraten und wird in der Dissertation keine Rolle spielen. So hält beispielsweise Thomas Späth die Rollentheorie für zu statisch und stellt fest, dass sie der Komplexität des Geschlechterverhältnisses nicht gerecht werde.¹⁸ Tatsächlich erscheint es problematisch, davon auszugehen, dass es eine »Summe der von einem Individuum erwarteten Verhaltensweisen als Frau beziehungsweise als Mann und damit ein überindividuelles, relativ stabiles und insofern vorhersagbares geschlechtsspezifisches Verhaltensmuster« gäbe.¹⁹

Stattdessen bietet sich das von Robert William Connell entwickelte Modell der hegemonialen Männlichkeit an, welches, abgeleitet vom griechischen Begriff der ἡγεμονία, Bezug nimmt auf Antonio Gramscis im Kontext des Klassenkampfes entworfenen Konzept der Hegemonie.²⁰ Das heißt, anstelle einer Suche nach eindimensionalen Idealbildern, an denen Rollenerwartungen festzumachen sind, liegt der Fokus auf der Herstellung von Hegemonien gewisser Männerbilder durch Aushandlungsprozesse, woraufhin bestimmte Aspekte und Zuschreibungen von Männlichkeit als kulturelle Orientierungsmuster gesehen werden können und deren Entsprechung eine höhere Verfügungsgewalt über gesellschaftliche Ressourcen verspricht.²¹ Ein Mann, welcher von seinen Zeitgenossen als »männlich« im Sinne des hegemonialen Bildes betrachtet wird, hat in verschiedenen Bereichen einen leichteren Zugang – zum Beispiel zu Ämtern. Der *cursus honorum*, die Ämterlaufbahn, ist bei Li-

¹⁸ Späth 2006 (s. Anm. 3), S. 72, Anm. 114; vgl. Schmitt Pantel; Späth 2007 (s. Anm. 3), S. 31.

¹⁹ Doris Feldmann; Ina Habermann: Geschlechterrollen, in: Renate Kroll (Hrsg.): Metzler Lexikon Gender Studies/Geschlechterforschung. Ansätze – Personen – Grundbegriffe, Stuttgart; Weimar 2002, S. 158. Ein Wandel der Rollen wird in der sozialpsychologischen Geschlechterrollentheorie durchaus zugestanden, aber lediglich als etwas erfasst, was von außen auf die Rolle wirkt: Robert W. Connell: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Wiesbaden³2006, S. 42.

²⁰ Connell 2006 (s. Anm. 19), S. 97; Mike Donaldson: What is Hegemonic Masculinity? In: Theory and Society, Jg. 22, Nr. 5, 1993, S. 643-657, hier S. 645f.; Richard Howson: Challenging Hegemonic Masculinity, New York 2006, S. 4f.; S. 60f.; Christa Hämmerle: Zur Relevanz des Connell'schen Konzepts hegemoniale Männlichkeit für »Militär und Männlichkeit/en in der Habsburgermonarchie (1868-1914/18)«, in: Martin Dinges (Hrsg.): Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute, Frankfurt am Main 2005, S. 103-121, hier S. 104.

²¹ Nina Baur; Jens Luedtke: Konstruktionsbereiche von Männlichkeit. Zum Stand der Männerforschung, in: Dies. (Hrsg.): Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland, Opladen 2008, S. 7-30, hier S. 10.

vius ein zentrales Element der Aushandlungsprozesse von Männlichkeit, da hier, beispielsweise in der Bewerbung um ein Konsulat, Männer in einem direkten Wettbewerb gegeneinander antreten.²² Und durch die Wahl gerät dieser dem hegemonialen Bild entsprechende Mann in eine Position, aus der heraus er es weiter verbreiten und perpetuieren kann, gleichzeitig aber auch seine eigene Männlichkeit manifestiert, welche ja insbesondere über den Zugang zur Macht definiert ist – aber ebenso jederzeit infrage gestellt werden kann.²³

Dabei birgt es aber ganz offensichtliche Gefahren, wenn das Konzept der hegemonialen Männlichkeit, welches für moderne westliche Gesellschaften entworfen wurde, als Schablone genutzt und einfach auf den Text des Livius aufgelegt wird. Doch Olaf Stieglitz und Jürgen Martschukat halten das Konzept, wenn man es inhaltlich zunächst unbestimmt lässt, auch für vormoderne Gesellschaften für anwendbar, da es methodisch darum geht, Hierarchisierungen unter Männern darzustellen und daraus Rückschlüsse auf historische Vorstellungen von Männlichkeit zu ziehen – so eröffnet sich durch den Perspektivwechsel Connells auch für die Altertumswissenschaften ein ganz neues Feld der Beschreibung, wenn nicht mehr nach Idealen, sondern nach kulturellen Orientierungsmustern gesucht wird, die in Aushandlungsprozessen performativ bekräftigt, aber auch umgedeutet werden.²⁴ Dazu ist es notwendig, nach Pierre Bourdieu und Michael Meuser auch die »ernsten Spiele«, also den bereits mehrfach angedeuteten öffentlich ausgetragenen Wettbewerb

²² Zum *cursus honorum*: Hans Beck: Karriere und Hierarchie. Die römische Aristokratie und die Anfänge des *cursus honorum* in der mittleren Republik, Berlin 2005, S. 9; S. 28; S. 130. Zur kompetitiven aristokratischen Gesellschaft der römischen Republik siehe auch: Nathan Rosenstein: Military Command, Political Power, and the Republican Elite, in: Paul Erdkamp (Hrsg.): A Companion to the Roman Army, Malden u. a. 2007, S. 132-147, hier S. 132f.; Carlin A. Barton: Roman Honor. The Fire in the Bones, Berkeley u. a. 2001, S. 37; S. 47; S. 58; S. 107.

²³ Donaldson 1993 (s. Anm. 20), S. 645f.; Howson 2006 (s. Anm. 20), S. 4f.; S. 60f.; Connell 2006 (s. Anm. 19), S. 97; Hämmerle 2005 (s. Anm. 20), S. 104.

²⁴ Martschukat; Stieglitz 2008 (s. Anm. 6), S. 43; dagegen argumentieren: Martin Dinges: »Hegemoniale Männlichkeit« – ein Konzept auf dem Prüfstand, in: Ders. 2005 (s. Anm. 20), S. 7-36, hier S. 14; S. 17f.; Wolfgang Schmale: Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450-2000), Wien u.a. 2003, S. 152. Michael Meuser und Sylka Scholz stellen klare Kriterien für die Anwendbarkeit des Konzepts auf, die in der römischen Republik durchaus gegeben sind: soziale Differenzierung und Ungleichheit sowie eine wenigstens minimale Durchlässigkeit der sozialen Schichten. Michael Meuser; Sylka Scholz: Hegemoniale Männlichkeit. Versuch einer Begriffsklärung aus soziologischer Perspektive, in: Dinges 2005 (s. Anm. 20), S. 211-228, hier S. 214f.

unter Männern, in den Fokus zu nehmen, der sich bei Livius wohl nicht ganz zufällig und auch nicht nur bei der alljährlichen Ämtervergabe wie ein roter Faden durch das Geschichtswerk zieht.²⁵

Dies sei an einem Beispiel verdeutlicht, welches repräsentativ für viele weitere in der Dissertation ausgeführten steht: In Buch 22, also mitten in der Beschreibung des Zweiten Punischen Krieges, wird der Diktator Quintus Fabius Maximus von seinem eigenen *magister equitum* – dem von ihm selbst benannten Stellvertreter – Marcus Minucius Rufus herausgefordert, weil der Diktator angeblich kein *vir ac vere Romanus* – also kein »ganzer Kerl und echter Römer« – und stattdessen untätig und feige sei und den Krieg zu zögerlich angehe.²⁶ So gelingt es Minucius, durch Anschuldigungen beim Volk durchzusetzen, dass er in seinen Befugnissen denen des Diktators gleichgesetzt wird. Fabius hingegen weicht nicht von seiner Vorsicht ab, rettet Minucius, als dieser durch seine Unvernunft in einen Hinterhalt gerät und wird dann vom *magister equitum* selbst als »der erste Mann« (*primus vir*) bezeichnet, da er stets den besten Rat gebe und Minucius ruft Fabius gar als »Vater« an, weil er ihn mitsamt seinen Soldaten rettete.²⁷

»Minucius rief seine Soldaten zusammen. Er sagte: ›Soldaten! Oft schon habe ich gehört, der sei der erste Mann, der die vernünftigsten Ratschläge erteilt; der zweite sei der, der gutem Rate folgt. Wer aber weder einen Rat geben noch einem anderen gehorchen kann, der ist, wie man sagt, der letzte Dummkopf. Weil uns die erste Stufe an Geist und Verstand versagt ist, wollen wir an der zweiten, mittleren festhalten. Solange wir also noch befehlen lernen, wollen wir uns entschließen, dem Klugen zu gehorchen.« [...] Als man die Zeichen vor dem Tribunal aufgestellt hatte, trat der Reitoberst vor. Er redete Fabius mit ›Vater« an, und sein ganzer Zug begrüßte die Soldaten, die sich um ihn geschart hatten, als Schutzherrn. Und der Reitoberst sprach: ›Diktator! Eben habe ich dich meinen Eltern in der Anrede gleichgestellt, soweit ich es in Worten kann. Ihnen verdanke ich nur mein Leben, dir aber meine eigene und dieser aller Rettung.«²⁸

²⁵ Michael Meuser: Ernste Spiele. Zur Konstruktion von Männlichkeit im Wettbewerb der Männer, in: Baur; Luedtke 2008 (s. Anm. 21), S. 33-44, hier: S. 33; siehe auch: Pierre Bourdieu: Die männliche Herrschaft [1998], Frankfurt am Main 2005, S. 84; S. 88; S. 133; Beck 2005, S. 28.

²⁶ Liv. 22,14,11.

²⁷ Liv. 22,12,11f.; 14,6-9;11f; 14; 15,1; 5; 18,9; 27,3; 28,9; 29,2; 8f.; 11; 30,2-4; zu Fabius: Liv. 22,11,6; 12,6; 23,2; 30,26,7-9.

²⁸ Liv. 22,29,8f.; 30,2f.

Dieses Aufeinandertreffen von Repräsentationen zweier unterschiedlicher Männerbilder in einem narrativen Kontext und der Wettbewerb, der aus der Herausforderung entsteht, machen exemplarisch deutlich, wie im Werk des Livius Männlichkeit verhandelt wird: Der zögerliche Fabius gilt hier als hegemoniales Bild eines Mannes, ist aber nicht unumstritten und wird von seinem Stellvertreter herausgefordert – im Rahmen eines Wettbewerbs unter Männern, den der Diktator zulässt; Minucius wird also als Rivale akzeptiert, obwohl er die Wettbewerbsregeln massiv verletzt.²⁹ Dies gibt aber Livius die Möglichkeit, in einem Akt narrativer Performanz die Hierarchisierung unter Männern und die darauf folgende dominante Position des Fabius im weiteren Verlauf der Erzählung für sein Publikum nachvollziehbar zu gestalten, ebenso wie die Komplizenschaft des Minucius, denn er bezeichnet denjenigen als zweiten Mann, der dem ersten Mann gehorcht – und das ist zu guter Letzt er selbst.³⁰ Das heißt, er profitiert direkt, trotz seines begangenen Fehlers vom hegemonialen Bild, kann aber selbst in einer hegemonialen Position keinen Bestand haben.

Dabei ist der Nutzen solcher narrativen Verletzungen von Regeln und Werten nicht zu unterschätzen, weil durch die Destabilisierung der Hierarchie, also durch ein Nicht-Einverstanden-Sein mit dem untergeordneten Platz, und durch deren Wiederherstellung, die soziale (männliche) Ordnung geradezu aufrechterhalten wird. Slavoj Žižek bezeichnet diesen auf den ersten Blick widersprüchlich erscheinenden Aspekt nach Lacan als »Unterstützung einer verborgenen Über-Ich-Obszönität«,³¹ hier soll es jedoch eher als Performanz aufgefasst werden, welche eine geeignete Strategie darstellt, um die Zersetzung der Ordnung durch den

²⁹ Die Regeln des Wettbewerbs sind dabei jedoch keineswegs als statisches Regelwerk zu betrachten; vielmehr sind diese selbst verhandelbar und bedürfen der Akzeptanz insbesondere der männlichen Angehörigen der Nobilität, wobei als zentrales Kriterium die »Sitte der Vorfahren« (*mos maiorum*), also der Beleg eines Vorgehens durch historische Beispiele, gilt. Zum *mos maiorum*, dessen Konstruktion und Konstruierbarkeit: Francisco Pina Polo: Die nützliche Erinnerung: Geschichtsschreibung, ›*mos maiorum*‹ und die römische Identität, in: *Historia*, Jg. 53, Nr. 2, 2004, S. 147-172; Barton 2001 (s. Anm. 22), S. 24.

³⁰ Der Begriff der narrativen Performanz bezieht sich auf: Thomas Späth: Masculinity and Gender Performance in Tacitus, in: Victoria Emma Pagàn (Hrsg.): *The Blackwell Companion to Tacitus*, Malden u. a. 2012, S. 431-457, hier S. 450ff. Darunter ist die literarische Verarbeitung und Übersetzung der Vorstellungen von Geschlecht zu verstehen, die aber wiederum eine außertextuelle Wirkung erzielt.

³¹ Slavoj Žižek: Lacan. Eine Einführung, Frankfurt am Main 2008, S. 117f.

Faktor Zeit zu vermeiden – denn was nicht beständig herausgefordert und wiederholt wird, verblasst und verschwindet.³²

Livius erscheint durch solche Episoden und die Fülle an *exempla*, die er präsentiert und in seinem Vorwort als direkte Handlungsanweisungen beschreibt, als eine ausgezeichnete Quelle, um in der Interaktion der Figuren im Werk die Aushandlungsprozesse von Männlichkeit sichtbar und beschreibbar zu machen.³³ Doch birgt dies die Frage, wie solche Repräsentationen von männlichen und weiblichen Figuren einzuordnen und zu bewerten sind. In Anbetracht der dargelegten methodischen Überlegungen ist es naheliegend, Hierarchien unter Männern im Gesamtwerk ausmachen zu wollen: Quintus Fabius Maximus ist demzufolge in Buch 22 der »erste Mann«, unterliegt aber in Buch 28 in einem fulminanten Rededuell im Senat – einem weiteren Wettbewerb unter Männern – Publius Cornelius Scipio, dem späteren Africanus.³⁴ Ist Scipio dadurch generell männlicher als Fabius? Oder löst er ihn als *primus vir* ab, ist sozusagen die neue Generation des hegemonialen Mannes? Verliert Fabius seine Männlichkeit mit dem verlorenen Rededuell, nur weil Livius den Fokus von ihm zu anderen Schauplätzen des Krieges abwendet?

All diese Fragen führen ins Spekulative und damit ins Leere. Eine empirisch-positivistische Lektüre lässt also keine exakten Aussagen über diesen Untersuchungsgegenstand zu, zumal nirgendwo im Werk – trotz der zahlreichen Geschichten über Männer und der steten Wettbewerbe – ein *expliziter* Männlichkeitsdiskurs auszumachen ist. Daher liegt in der Analyse ein zentraler Schritt nicht nur darin, die Figuren im Werk von ihren Rollen zu lösen, sie also nicht mehr nur als Feldherren, Senatoren oder Matronen zu sehen, sondern als das, was sie eigentlich sind: Männer- und Frauenbilder. Der nächste Schritt muss dann aber darin liegen, diese geschlechtlich codierten Figuren auf ihre Zuschreibungen zu prüfen, auf die Puzzleteile also, aus denen mehrdimensionale Männerbilder

³² Zur Performanz: Butler 1995 (s. Anm. 6), S. 36; Villa 2003 (s. Anm. 8), 158f.

³³ Livius beschreibt den Nutzen der von ihm dargestellten historischen Beispiele folgendermaßen: »Darauf vielmehr soll mir jeder scharf sein Augenmerk richten, wie das Leben, wie die Sitten gewesen sind, durch was für Männer und durch welche Eigenschaften zu Hause und im Krieg die Herrschaft geschaffen und vergrößert wurde [...]. Das ist vor allem beim Studium der Geschichte das Heilsame und Fruchtbare, daß man belehrende Beispiele jeder Art auf einem in die Augen fallenden Monument dargestellt findet. Daraus kann man für sich und seinen Staat entnehmen, was man nachahmen, daraus auch, was man meiden soll, da es häßlich in seinem Anfang und häßlich in seinem Ende.« Liv. *praef.* 9.

³⁴ Liv. 28,40,6-9; 13; 41,1-6; 43,1; 44,8-18; 45,8. Zum Titel Africanus vgl. Liv. 30,45,6f.

entstehen, die den Figuren Glaubwürdigkeit verleihen und durch ihre unterschiedliche Gewichtung erst den Wettbewerb und die daraus resultierenden Hierarchisierungen ermöglichen.³⁵ Solche Zuschreibungen sollen kurz an zwei Beispielen verdeutlicht werden, in denen Livius männliche Figuren näher vorstellt. Über Publius Licinius Crassus schreibt er zu Beginn des 30. Buches:

»Auch im Krieg hielt man ihn für tüchtig neben den anderen Dingen, mit denen kein Bürger in dieser Zeit reicher bedacht zu sein schien, da die Natur und das Glück alle Vorzüge, die ein Mensch nur haben kann, auf ihn gehäuft hatten: Er war von adliger Herkunft und reich, zeichnete sich durch Schönheit und Körperkraft aus und galt als sehr beredt, sei es daß ein Prozeß zu führen, sei es daß im Senat und vor dem Volk für oder gegen etwas zu sprechen war; er war der beste Kenner des Pontifikalrechts. Darüber hinaus hatte sein Konsulat ihm auch noch Kriegeruhm gebracht.«³⁶

Und der bereits erwähnte Scipio Africanus wird folgendermaßen beschrieben:

»Abgesehen davon, daß ihm seiner Natur nach viel Hoheit inne wohnte, schmückte ihn lang herabfallendes Haar und seine ganze Erscheinung, die nicht herausgeputzt war, sondern wahrhaft männlich und soldatisch; und sein Lebensalter war genau auf dem Höhepunkt der körperlichen Kraft, den die Blüte der Jugend, die sich nach der Krankheit gleichsam neu entfaltet hatte, noch voller und glänzender machte.«³⁷

In Beschreibungen wie diesen interessiert eben primär nicht die Frage, *ob* Livius die beiden für männlich hielt, sondern *welche Aspekte* von Männlichkeit überhaupt thematisiert werden und so die Männerbilder der narrativen Figuren konfigurieren. Diese sind in obigen Ausschnitten vor allem Herkunft, körperliche Zuschreibungen, Beredsamkeit, religiöses Wissen und militärische Erfolge sowie das Alter – womit die Aufzählung jedoch keineswegs vollständig ist.

Solche Aspekte von Männlichkeit werden in der Dissertation aus dem Werk herausgefiltert und als ein Repertoire von Zeichen betrachtet, aus dem sich Livius bedient, um seine Figuren auszugestalten, zueinander in Beziehung zu setzen, je nach narrativem Kontext zu gewichten und

³⁵ Zur Mehrdimensionalität von Männlichkeit: Martschukat; Stieglitz 2008 (s. Anm. 6), S. 56-58.

³⁶ Liv. 30,1,4-6.

³⁷ Liv. 28,35,6f.

damit der Handlung Spannung zu verleihen. Ein Ideal von Männlichkeit lässt sich dabei nicht ausmachen, es kann und soll nicht das Ziel sein, im Schlusskapitel der Arbeit festzustellen, dass Scipio männlich war und Sextus Tarquinius nicht, vielmehr geht es um die Beschreibung des Raumes, in dem im Werk Männlichkeiten gebildet werden, die hegemonial, untergeordnet oder marginalisiert, das heißt völlig vom Wettbewerb ausgeschlossen sind.³⁸ Dabei ist es auch kein Widerspruch, wenn ein und dieselbe Figur im Werk positiv, aber auch negativ dargestellt wird, da ja ohnehin keine willkürlich konstruierten Dichotomien von ›gut‹ und ›schlecht‹ aufgemacht werden sollen. Stattdessen gilt es zu betonen, dass ein hegemoniales Bild von Männlichkeit eben nicht nur historisch und wandelbar, sondern auch in der Zeit, in der es gilt (das ist an der Herausforderung des Fabius durch Minucius deutlich geworden), keineswegs unumstritten ist. Es scheint sogar, als wären die ›großen Männer‹ Roms, die in den jeweiligen narrativen Zusammenhängen als hegemonial gelten, besonders scharfen Angriffen und Prozessen ausgesetzt – was Livius nicht unkommentiert lässt: »Das Mittelmaß wird vom Neid nicht getroffen; dieser richtet sich fast immer gegen das Höchste.«³⁹ Wer aus dem Windschatten der Komplizenschaft zu einem bestehenden hegemonialen Bild heraustritt, setzt sich damit besonderen Angriffen aus, hat aber auch die Möglichkeit, aus den entstehenden Spannungen und Widersprüchen als Sieger hervorzugehen und selbst in den Augen anderer als hegemonial zu gelten. Dieses Motiv männlicher Standhaftigkeit (*constantia*), welches im Werk ein immer wiederkehrendes ist, liegt dem Rat eines alten Feldherrn zugrunde, welchen Lucius Aemilius Paulus, Sieger über Perseus, jungen Soldaten gibt: »Der wird am Ende ein Mann sein, den ein günstiges Geschick nicht übermütig macht und ein widriges nicht zerbricht.«⁴⁰

³⁸ Die Kategorien hegemonial, untergeordnet und marginalisiert lehnen sich an Connell an, müssen jedoch als »karger Rahmen« verstanden und für die Untersuchung des livianischen Werkes noch präzisiert werden. Connell 2006 (s. Anm. 19), S. 98-102.

³⁹ Liv. 45,35,5. Ähnlich äußert sich Livius an anderer Stelle: »Niemand neigt so sehr zum Neid wie die, die mit ihrer Sinnesart nicht an ihre Herkunft und ihr Glück heranreichen, weil sie Tüchtigkeit und das Gute bei einem anderen hassen.« Liv. 35,43,1. Der Begriff *virtus* ist hier wie so oft mit »Tüchtigkeit« übersetzt, transportiert aber eine Vielfalt an Bedeutungen – nicht zuletzt auch *manliness*: Myles McDonnell: Roman Manliness. Virtus and the Roman Republic, Cambridge 2006, S. 167.

⁴⁰ Liv. 45,8,7. Als weiteres Beispiel soll hier Scipio Africanus genannt werden, der dem besiegten syrischen König Antiochos III. bei Friedensverhandlungen er-

Das hegemoniale Bild setzt also einerseits Selbstbeherrschung eines Mannes voraus (als negatives *exemplum* agiert der Königssohn Sextus Tarquinius), andererseits muss aber eben auch mit Angriffen gerechnet und die *constantia* als ein wichtiges Charakteristikum von Männlichkeit benannt werden. Dies vorweggeschickt, verwundern die Angriffe auf Scipio Africanus nicht, obwohl er im vorigen Quellenauszug noch so positiv beschrieben wurde – sie sind eher ein Indiz dafür, dass sich in diesem narrativen Kontext ein Wandel des im weiteren Handlungsverlauf von Scipio vertretenen hegemonialen Männerbildes ankündigt:

»Nach fremdländischer und königlicher Sitte sei er einerseits nachsichtig gegen die Zuchtlosigkeit der Soldaten, andererseits wüte er gegen sie; [...] mit einem Umhang und offenen Halbschuhen gehe er im Gymnasion umher und beschäftige sich ernsthaft mit Büchern und Leibesübungen. Gleich energielos und empfindsam genieße sein ganzes Gefolge die Annehmlichkeiten von Syrakus; Karthago und Hannibal seien ihnen aus dem Gedächtnis entschwunden.⁴¹

Auch hier lohnt es sich, einmal genauer hinzuschauen und nachzuvollziehen, aufgrund welcher Zuschreibungen er angegriffen wird. Denn Identitäten – und somit auch geschlechtliche Identitäten – setzen sich nicht nur aus positiven, inklusiven und Orientierung stiftenden Beispielen zusammen, dafür ist die Verschiedenheit einer *imagined community* und der daraus resultierende Mangel, wie Philipp Sarasin ihn beschreibt, immer zu groß.⁴² Viel spannender wird es – auch bei Livius – wenn es um Alteritäten, also die Exklusion marginalisierter Männlichkeiten geht, wie sie im Werk auf der einen Seite Barbaren wie die Gallier darstellen und auf der anderen Seite die bereits beiläufig erwähnten hellenistischen Männerbilder wie zum Beispiel Alexander der Große, der Livius zu Folge nur gegen »Eunuchen und Weiber« kämpfte, sein eigenes Glück nicht ertragen konnte, die Heimat vergessen und persische Sitten übernommen habe.⁴³ Und solche Bilder eines Antitypus – insbesondere der Vorwurf, sich zu sehr an Verhaltensweisen aus dem Osten zu orientieren –

klärt, dass es römische Denkweise sei, weder im Glück überheblich, noch im Unglück entmutigt zu sein. Liv. 37,45,1-12.

⁴¹ Liv. 29,19,4;12.

⁴² Philipp Sarasin: Die Wirklichkeit der Fiktion. Zum Konzept der »imagined communities«, in: Ders.: (Hrsg.): Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, Frankfurt am Main 2003, S. 150-176, hier S. 170-174.

⁴³ Zu den Galliern: Veit Rosenberger: Asterix erobert Rom? Überlegungen zur vermeintlichen Gallierfurcht, in: Kai Brodersen (Hrsg.): Asterix und seine Zeit. Die große Welt des kleinen Galliers, München ³2008, S. 196-210, hier S. 203ff. Zu Alex-

eignen sich eben auch hervorragend, um sie auf Römer anzuwenden, wie in diesen Angriffen gegen Scipio deutlich geworden ist.

Der Text und seine Geschichte(n)

Anstatt eines Schlussteils oder einer abschließenden Zusammenfassung soll an dieser Stelle kurz auf die Frage eingegangen werden, welchen Nutzen eine historische Untersuchung aus einem Text ziehen kann, der ganz offensichtlich mit literarischen Mitteln arbeitet – wie also die außertextuelle historische Wirklichkeit aussieht.⁴⁴ Dieser Nutzen ist ein überaus großer, wenn Livius' Werk als ein Identität stiftender Text verstanden wird, der auf der Projektionsfläche der Geschichte agiert, somit als Spiegel der römisch-augusteischen Gemeinschaft zu verstehen ist, Erinnerungen an Personen und Ereignisse wachruft und gerade in dieser Zeit des Übergangs von den Bürgerkriegen zur Restaurierung der Republik als Monarchie durch die dargestellten *exempla* Orientierung stiftende Beispiele für männliches Handeln bietet, die in augusteischer Zeit sagbar sind.⁴⁵ Und unabhängig davon, wie Livius zu Augustus stand und welches Männerbild er persönlich vertrat – danach zu fragen wäre, da über Livius selbst so gut wie nichts bekannt ist, ein wenig zielführendes Unternehmen – greift er doch auf vorhandene Konventionen zurück und deutet sie um oder perpetuiert sie. Darin liegt also der Mehrwert des Textes, dass Männer durch die Geschichtsschreibung,

ander: Liv. 9,17,1-19,16, besonders 9,18,3; siehe auch: Diana Spencer: *The Roman Alexander. Reading a Cultural Myth*, Exeter 2002, S. 41-53.

⁴⁴ Hier ist es geboten, noch einmal explizit auf die Unterscheidung von Realität – die an und für sich existiert – und historischen Wirklichkeiten – die sich aus mit Bedeutung versehenen Elementen dieser Realität zusammensetzen – hinzuweisen. Aufgabe einer historischen Untersuchung kann nur die Suche nach überlieferten Wirklichkeiten sein: Späth 2006 (s. Anm. 3), S. 45f.; Lionel Gossman: *Between History and Literature*, Cambridge; London 1990, S. 248; Achim Landwehr: *Geschichte des Sagbaren. Einführung in die Historische Diskursanalyse*, Tübingen ²2004, S. 11; Achim Landwehr: *Historische Diskursanalyse*, Frankfurt am Main 2008, S. 19f.

⁴⁵ Elke Stein-Hölkeskamp; Karl-Joachim Hölkeskamp: *Einleitung: »Erinnerungs-orte« – Begriff und Programm*, in: dies. 2006 (s. Anm. 2), S. 11-17, hier S. 17; Kurt A. Raaflaub: *Romulus und die Wölfin – Roms Anfänge zwischen Mythos und Geschichte*, in: Stein-Hölkeskamp; Hölkeskamp 2006, S. 18-39, hier S. 24; Uwe Walter: *Kalender, Fasten und Annalen – die Ordnung der Erinnerung*, in: Stein-Hölkeskamp; Hölkeskamp 2006, S. 40-59, hier S. 42; Landwehr 2004. S. 13.

eine Umkehrung der Chronologie und ein Rückwärtslesen der Zeit, in dem der genealogische Faden der römisch-augusteischen Gemeinschaft von der Gegenwart in die Vergangenheit ausgelegt wird, Orientierungsmuster aufgezeigt bekommen, die in Aushandlungsprozessen performativ bekräftigt werden. Sie können also an der Herstellung von Hierarchien ablesen, welches Verhalten in welchem narrativen Kontext welche Konsequenzen hat und damit werden die Konturen abgesteckt, die normgerechtes männliches Verhalten eingrenzen und deutlich machen, wo Normtransgressionen vorliegen.⁴⁶

Alle hier erwähnten Beispiele erhalten folglich erst dadurch Gewicht, dass sie in der Entstehungszeit des Textes mit Bedeutung aufgeladen und ein Beitrag zur Konstruktion von Männlichkeiten in augusteischer Zeit sind.

Dies sollte jedoch nicht als Einbahnstraße verstanden werden, als ein Versuch des Livius, die Geschichte fantasielos auf die Gegenwart zu übertragen und dadurch eine Normierung erreichen zu wollen. Vielmehr spiegelt der Text – obwohl nur eine Stimme unter vielen – die Komplexität augusteischer Männlichkeitsvorstellungen wider, zeigt Spielräume und Alternativen auf, lässt Raum für eigensinnige Aneignung, begrenzt aber diesen Raum gleichermaßen und begründet durch die Herstellung von Hierarchien Hegemonien gewisser Männerbilder, die jedoch konkurrierende Vorstellungen keineswegs ausschließen.⁴⁷

Aber darin zeigen sich auch deutlich die Grenzen der hier getroffenen Aussagen, denn ein gewisses Restrisiko bleibt, vor allem in der Wirkung des Textes auf Zeitgenossen des Livius, da historische Akteure in ihren Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsweisen selektiv und subjektiv sind und der Text kreativ und subversiv interpretierbar ist.⁴⁸ Ein weiteres Risiko besteht darin, dass der Text auch Zeichen und Bedeutungen, vielleicht solche von hoher Sprengkraft, bereithält, die von heutigen Historiker_innen in ihren »Gesprächen mit den Toten«⁴⁹ nicht verstanden werden können, da sie völlig verschiedenen Wissensordnungen und Zeichensystemen angehören – Foucault formulierte es am Beispiel einer

⁴⁶ Sarasin 2003 (s. Anm. 42), S. 160.

⁴⁷ So konstatiert Richard Alston für die augusteische Zeit eine »*confusion of ideals*«. Richard Alston: *Arms and the Man. Soldiers, Masculinity and Power in Republican and Imperial Rome*, in: Foxhall; Salmon 1998 (s. Anm. 5), S. 205-223, hier S. 212.

⁴⁸ Vgl. Bourdieu 2005 (s. Anm. 25), S. 28.

⁴⁹ Zum Gespräch mit den Toten als Aufgabe der Geschichtswissenschaften: Landwehr 2008 (s. Anm. 44), S. 26.

»gewissen chinesischen Enzyklopädie« nach Borges sehr treffend als »die Grenze unseres Denkens: die schiere Unmöglichkeit, *das* zu denken«. ⁵⁰

⁵⁰ Michel Foucault: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, Frankfurt am Main 1974, S. 17.

Pinar Tuzcu

»Diese Bitch is' eine Gefahr«¹

Lady Bitch Ray and the Dangerous Supplement.
A Transcultural Locational Feminist Reading

This article focuses on the porn-rapper and artist Lady Bitch Ray and her artistic performance *Vagina Style* from a transcultural feminist perspective. The analysis of this artistic performance explores the link between migration, gender and popular culture in contemporary German society. Because Lady Bitch Ray displays explicit female sexuality in conjunction with a stress on her Turkish immigrant background, she represents a distinctly female voice in a culture that wrestles with the emerging notion of »migration as a new form of being«. ² In this article, I will conceptualize Lady Bitch Ray's art as an aesthetic excess in the realm of national signification within this framework of migration. This aesthetic excess resides in her grotesque exaggeration of female sexual agency. In fact, through this grotesque exaggeration, she transgresses the firmly categorized gender roles belonging to either Germanness or Turkishness.

Drawing on feminist artists such as Veronica Vera, Annie Sprinkle and Carolee Schneeman, who all represent crucial artistic interventions aiming at a dissolve of the rigid binaries of art/porn and of erotic spectacle/gaze, ³ Lady Bitch Ray's *Vagina Style* adds a further attack on an ontological dichotomy, namely that of being migrant vs. being local. In this sense, Lady Bitch Ray's provocative articulation summons postcolonial theory as to grasp her way of re-combining fragmented images of national gendered identity and female sexuality within (post)feminist discourse. As I argue in this article, Lady Bitch Ray is a cultural phenomenon that demonstrates transcultural and particularly female Turkish/German

¹ Lady Bitch Ray: Deutschland Siktir Lan Amina (song). www.youtube.com/watch?v=Lo_EsCXKJD4 (12.3.2009).

² Andrew Smith: Migrancy, Hybridity and Postcolonial Literary Studies. In: Neil Lazarus (Hrsg.): *The Cambridge Companion to Postcolonial Literary Studies*, Cambridge 2008, S. 241-262, hier: S. 246.

³ Vgl. Rebecca Schneider: *The Explicit Body in Feminist Performance 1963–1993. Binary Terrorism & The Body Made Explicit*, unpublished doctoral dissertation, New York University, Graduate School of Arts and Science, New York 1996, S. 1-81.

hybrid identity through porn-rap as a medium for a gender conscious, artistic provocation.

In fact, I consider her performance not only as a feminist act per se but primarily as an intervention of female agency that takes its thrust from its marginalized ethno-cultural position. Lady Bitch Ray's performance reworks the supposedly rigid distinction between gendered modes of representation of different ethnicities in Germany. Therefore, in the frame of this study, essentially speaking, her Turkish-ness – alongside her German-ness – is seen as a contribution to so-called German feminism by changing the meaning of being German, that is to say, the meaning of ›German womanhood‹.

In her book *From the Other Side: Women, Gender and Immigrant Life in the U.S.*, Donna Gabaccia points to the re-appraisal of the notion of »American womanhood«, which underwent a significant change as »immigrants became American women«⁴. This perspective gives an opportunity to assess a similar historical impact of immigration practices on German womanhood in the post-migrational era. In this light, Lady Bitch Ray demonstrates the flexibility and changeability of German identities and specifically of German womanhood. Her performance disrupts »older stereotypes of women immigrants as passive recipients, but not active forgers«⁵ of German culture. It is precisely this disruption that positions Lady Bitch Ray in a postfeminist frame that is, in Genz's and Brabon's words, particularly accentuated through »minorities' feminists« who call for a »diversification of the feminist movement«.⁶ In similar vein, Anne Koenen also stresses the role of minorities' feminists in the initiation of a postfeminist discourse, by describing postfeminism as »a product of the interventions of women of color into the feminist debate« which could diverge »from earlier essentialist monolithic concepts of ›woman‹«.⁷ With this in mind, what renders Lady Bitch Ray's ›Vagina Style‹ a postfeminist performance is not only its overemphasized female sexuality, but also its challenge to the prevailing ethnocentricity of the feminist debate in Germany.

⁴ Donna Gabaccia: *From the Other Side. Woman, Gender and Immigrant Life in the U.S. 1820-1990*, Bloomington 1994, S. xv.

⁵ Ebd., S. 133.

⁶ Stephanie Genz; Benjamin A. Brabon: *Postfeminism. Cultural Texts and Theories*, Edinburgh 2009, S. 53.

⁷ Anna Koenen: *The (Black) Lady Vanishes. Postfeminism, Poststructuralism and Theorizing in Narratives by Black Women*. In: Fernando de Toro (Hrsg.): *Explorations on Post-Theory. Toward a Third Space*, Frankfurt 1999, S. 131-143, hier: S. 131f.

Playing Dirty and its Limits: Expanding German Pop-Feminism

In 2008, the June issue of the *Time Worlds Magazine* revealed an article, penned by Stephanie Kirchner, which is entitled »German Feminism Playing Dirty«. The article covers a photo of Lady Bitch Ray (LBR) with the caption »Embracing scandal: Rapper and radio host Lady Bitch Ray«. ⁸ By giving a list of bestseller books such as *We Alphagirls: Why Feminism Makes Life Better* and *Neue Deutsche Mädchen* (New German Girls), the article underlines the entry of feminism into mainstream popular culture. According to Kirchner, the novel *Neue Deutsche Mädchen* seems to brand a new wave of feminism emerging in Germany. Kirchner sees the ›New German Girls‹ as characterized through their »explicit language, personal tone and sometimes infantile humor« which illustrates »a set of concerns that is more visceral if also more self-absorbed than a previous generation's fight for equality and respect«. ⁹ The article underlines the fact that the ›New German Girls‹ amalgamate elements of pop culture with postfeminist rhetoric.

Not only in this magazine article, but also in other media accounts, LBR is portrayed as a fundamental part of this newly sexually explicit feminism in Germany. Same goes for academic writings on LBR. That is to say, scholars (among them Katja Kauer, Paula-Irene Villa, and Maria Stehle) situated her in juxtaposition with Charlotte Roche as being exemplary for an emerging pop-feminist ferment. However, this perspective runs the risk of a pivotal neglect concerning the question of how exactly LBR's ethno-cultural identity operates in the realm of postfeminist discourse. For instance, whereas Katja Kauer's *Pop-feminismus! Fragezeichen!*¹⁰ does not even mention LBR's ethno-cultural background, in Paula-Irene Villa's account, LBR's ›Turkish origin‹ becomes only secondary for her in her discussion of German post(pop)feminism.¹¹

Maria Stehle's article builds thus a major departure in this debate, since it emphasizes LBR's feminist performance in close conjunction with her Turkish identity. In her article »Pop, Porn and Rebellious Speech«, Stehle examines the artistic output of Elfriede Jelinek, Charlotte Ro-

⁸ Stephanie Kirchner: German Feminism: Playing Dirty. www.time.com/time/magazine/article/0,9171,1815720,00.html (7.7.2009).

⁹ Ebd.

¹⁰ Katja Kauer: *Pop-feminismus! Fragezeichen! Eine Einführung*, Leipzig 2009.

¹¹ Paula-Irene Vila: Statement zu »Liebeslieder waren gestern«. Zur Jugendschutzproblematik von Porno- und Gangsterrap. <http://www.kjm-online.de/files/pdf1/Villa.pdf> (11.5.2009).

che and LBR. Stehle argues, »for all three artists, sexually explicit language and imagery works in a particular context« as what Judith Butler famously termed »rebellious speech«. ¹² Yet, Stehle sees also »the limits« of what this type of rebellious speech can achieve in the public discourse. ¹³ This broad perspective, however, is problematic, because, by subsuming LBR under the same category with Roche and Jelinek, one misses the very core of rebelliousness in LBR's speech. It is not sexually explicit language that makes LBR's performance particularly rebellious, but, in essence, her stress on national identity. In other words, this does not accompany her pornographic themes, but it is the starting point of her performance.

Read in this order, LBR disrupts the limits of the concept of postfeminist rebellious speech in the German context. This must be considered with respect to how exactly Butler describes discursive limits. As she remarks in *Bodies that Matter*, the constructed limits of gendered performance operate as »productive constraints«, ¹⁴ because they inhabit an inherent potential of surpass. A subversion of the »stylized repetition of acts« ¹⁵ is not universal, but contextual. The subversive potential is brought in by the modes and variations possible in the performative matrix. With respect to the post-feminist discourse, then, the use of sexually explicit language is not in itself a subversive act, but it serves as an »iterable model«. ¹⁶ This means, LBR's accentuation of hybridity is the decisive variation that transforms the very concept of explicit sexual language employed as excitable speech. To put it more succinctly, the alignment of LBR with Roche and Jelinek blurs the significance of LBR's cultural hybridity, which, indeed, lies at the heart of her artistic intervention.

Through this cultural hybridity, LBR does not diverge from the contemporary post-feminist milieu, but she embodies the very medium in which post-feminism's political thrust surfaces. As Susan Stanford Friedman argues in her inspiring *Mappings: Feminism and the Cultural*

¹² Maria Stehle: Pop, Porn and Rebellious Speech. Feminist Politics and the Multi-Media Performances of Elfriede Jelinek, Charlotte Roche and Lady Bitch Ray. In: *Feminist Media Studies*, August 2012, S. 1-20, hier: S. 2.

¹³ Vgl. ebd.

¹⁴ Judith Butler: *Bodies That Matter. The Discursive Limits of Sex*, London 1993, S. xi.

¹⁵ Dies.: *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*, London/New York 1990, S. 141.

¹⁶ Butler 1993 (s. Anm. 14), S. 13.

Geographies of Encounter, feminism can only retain its political thrust by moving »beyond gender«. ¹⁷ As Friedman writes, the »foregrounding of gender has also produced a certain blindness and left feminism seriously out of step with advances« in equally important »theories of identity and subjectivity«. ¹⁸ Feminism, then, has to incorporate, conceptually and politically, its own constitutive relationality, that is, its ambivalent location, from which culturally viable agendas can be articulated. This means, contrary to its all-too often-supposed organic wholeness, feminism is itself geographically and historically conditioned and situated within the intricate matrix in which the ever-changing spectrum of cultural differences comes into being. Given this locational ambivalence, naturally the question arises whether we still need feminism as a political movement. As Nancy K. Miller asked: »Doesn't it all become cultural studies, if we don't privilege gender?« ¹⁹ Friedman's answer to this question is that »moving beyond gender does not mean forgetting it, but rather returning to it a newly spatialized way«, which she calls »locational feminism«. ²⁰ A locational approach must first and foremost work with a cultural geography which is a conceptual space merging with the physical space. Embarking on analyses of feminist voices, then, feminist scholars must recognize the spatially distinct echoes of these voices. With respect to LBR, these echoes reverberate in the cultural twilight zone between Turkishness and Germanness.

An analysis of the development of contemporary feminism in Germany has to consider its specific cultural geography, which cannot be mapped without the features brought in by the impact of migration. Especially since late 1950s and early 1960s, when the first wave of guest-workers arrived, immigrants became a substantial part not only of the German economy, but also of German culture at large. An articulation of feminism in the German context has thus to take into account the cultural hybridization, because, as Friedman puts it, »feminism seldom arises in purely indigenous forms, but, like culture itself, develops syncretistically out of a transcultural interaction with others«. ²¹ In this regard, LBR's performance can only be understood with this locational approach to feminism that takes the cultural spaces forming in the Ger-

¹⁷ Susan Standford Friedman: *Mappings. Feminism and the Cultural Geographies of Encounters*, New Jersey 1998, S. 18.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Ebd., S. 33.

²⁰ Ebd., S. 18.

²¹ Ebd., S. 5.

man context as the points of departure. It is a *transcultural locational feminist perspective* that can see the potential thrust in LBR's mode of representation.

Transcultural Spaces

The term transculturation was coined by Cuban sociologist Fernando Ortiz in 1978 in order to explain the complexity and plurality of Latin American society.²² In late 1990s, Wolfgang Welsch adopted Ortiz's suggestive approach to the European context as to grasp the dynamics of demographic as well as cultural change of European countries under the impact of migration. In his seminal essay »Transculturality – the Puzzling Form of Cultures Today«, Welsch argues that we need Transcultural Theory because the traditional understanding of culture does not reflect society's complexity since it sees culture as »unifactory, folk bound and separatory«.²³ The unifactory understanding assumes that culture is inherently inscribed in life-long unchanged acts of people. It formulates a destiny and encapsulates culture as an organic whole. Welsch assumes that, through this mindset, individuals are rendered invisible and thus devoid of agency. With his reanimation of the concept of transculturation, Welsch makes clear that terms like multiculturalism and interculturalism are fundamentally inadequate, because, although they officially declare to embrace cultural diversity and differences, they »remain cosmetic« due to the fact that they affirm »the traditional conception of cultures as autonomous spheres«.²⁴ He explains that »cultures *de facto* no longer have the insinuated form of homogeneity and separateness. They have instead assumed a new form, which is to be called *transcultural* insofar that it *passes through* classical cultural boundaries«.²⁵ In his view, culture is constantly changing as an interactional process of »becoming« with no clear-cut destination of »being«. Hence, transcultural theory enables a re-reading of cultural identity, which had previously been regarded as single-caused and operating in a teleological trajectory.

²² Vgl. Fernando Ortiz: Cuban Counterpoint. Tobacco and Sugar [1947], Harriet Onis (Übers.), NYC/London 1995.

²³ Wolfgang Welsch: Transculturality – the Puzzling Form of Cultures Today. In: California Sociologist, Jg. 17 & 18, 1994, S. 194-213, hier: S. 194.

²⁴ Ebd., S. 195.

²⁵ Ebd.

Transcultural theory is closely linked to the postcolonial approach. In Marry L. Pratt's words, transculturation occurs in what she terms the ›contact zone‹ in which »subordinated or marginal groups select and invent from materials transmitted to them by a dominant or metropolitan culture«. ²⁶ Contact zones are thus »social spaces where cultures meet, clash and grapple with each other, often in contexts of highly asymmetrical relations of power such as colonialism, slavery, or their aftermaths as they are lived out in many parts of the world today«. ²⁷ Pratt's concept should be compared to Homi Bhabha's term »third space« where hybridizing forces create identity as »neither One nor the Other but something else besides in-between«. ²⁸ As Edward Soja explains, the third space represents

»a meeting point, a hybrid space, where one can move beyond the existing borders. It is also space of marginal men and women, where old connections can be disturbed and new ones emerge. A third space consciousness is the precondition to building a community of resistance to all forms of hegemonic power.« ²⁹

Hence, comparing Pratt's contact zone with Bhabha's third space, one must recognize a subtle dividing nuance between two concepts, having to do with a certain degree of agency. Whereas the contact zone is a given space, from where to start off, the third space can be created and evoked. That is to say, those who are aware of their in-betweenness and make an effort to reveal it, are able to create a representation of a third space. Through this connotation of creativity, the third space thus opens up a pertinent approach for the interpretation of art. Seen from this angle, LBR's ›Vagina Kunst‹ evokes a consciousness of hybridity turned into a provocative articulation, which reveals the political potential of popular culture that, if seized as a stage, becomes a third space – *a medium for the articulation of transcultural female identity*.

²⁶ Mary Louise Pratt: Arts of the Contact Zone. In: Profession, Jg. 91, New York 1991, S. 33-40, hier: S. 34.

²⁷ Ebd.

²⁸ Homi Bhabha: The Location of Culture. New York 1994, S. 219.

²⁹ Edward W. Soja: The Third Space. Toward a New Consciousness of Space and Spatiality. In: Karin Igas; Gerhard Wagner (Hrsg.): Communication in Third Space. New York 2009, S. 49-61, hier: S. 56.

Female ›Kanackness‹: Lady Bitch Ray's Articulation of Transcultural Identity

Hybridity can be seen as one of the most celebrated terms in cultural studies in the last decades. Although the term can be traced back to Russian philosopher Mikhail Bakhtin and his concept of »heteroglossia«,³⁰ it gained its prominence primarily with post-colonial theorists. On the one hand, hybridity is a general term to describe the ethno-historical condition; on the other, it is a form of conscious transgression. While hybridity lies at the very basis of cultural formation, it can also be deliberately evoked in order to transgress cultural boundaries. Hybridity can be understood as the fusion of differences and thus as the creation of something new – a mixture of the already syncretic. However, the interaction between cultures does not occur in an equally balanced relationship. Power relations and hegemonic suppression between (and within) cultures are omnipresent determinants.

Friedman illustrates three different power relations of hybridity. The first one is the »oppression model«. This model is indicated by the imposed themes of the hegemonic culture. Thus, less powerful groups end up in a process of de-culturation and assimilation. The »locational model«, however, alludes to the fact that, although assimilation and de-culturation occurs, the less powerful group in a particular society has its own ›power‹ which changes the dominant culture through interaction. It allows spaces for hybridization, and therefore, unsettles the status quo.³¹ Friedman's third model of hybrid power relations is the »transgression model«, which indicates hybridity as a counter-hegemonic resistance through deliberate destabilization through mimicry and parody.³² In this model, subjectivities ›in between‹ create their own meanings by using the dominant culture's modes of expression. They deliberately re-code rules and languages and appropriate them for the articulation of their in-betweenness.

With this in mind, LBR's performance can be ascribed to both the locational and the transgression model, since she uses transgressive sexually explicit language coded specifically for the ambiguous cultural lo-

³⁰ Vgl. Mikhail Bakhtin: *The Grotesque Image of the Body and its Sources* [1963]. In: Simon Dentith (Hrsg.) *Bakhtinian Thought. An Introductory Reader*, London/Routledge 1995, S. 225-253.

³¹ Vgl. Friedman 1998 (s. Anm. 17), S. 84ff.

³² Vgl. ebd., S. 85.

cation she evokes. A pertinent example for this is her song *Deutschland – Siktir lan amina*, which includes numerous pornographic references in conjunction with a particular focus on nationality. The refrain goes:

»Siktir lan amina – Deutschland bück dich! (Deutschland!)

Diese Bitch ist eine Gefahr... (Go!Go!Go!)

Ein bisschen sick – ein bisschen bitchig (Yeah!)

Lady Ray fickt Deutschland in Arsch... (Deutschland!)«³³

Beginning with the Turkish cusswords »Siktir lan amina«, roughly translatable as »get yourself to be fucked« (with »lan« as the Turkish pejorative appellation), she proceeds by ordering »Germany« to »bend over«. It is important to note that she targets »Germany«, which must be read as an assault on German national identity. This must be read as an attack on the assumed homogeneity of Germanness. She assertively inserts heterogeneity by positioning herself as a threat (»eine Gefahr«) to this homogeneity. In fact, it is the ambivalence of her national identity that disrupts the presumed national unity. In other words, it is her »kanackness« that operates as what Derrida termed the »dangerous supplement«.³⁴ As Sangeeta Ray remarks, national unity is always held together by a particular gendered order, the disruptive force in her performance lies in the sexual degradation of Germanness.³⁵ This becomes even more obvious in the last line of the refrain »Lady Ray fucks Germany's ass«. She re-appropriates the male-centric discourse in German Rap and its misogynist lyrics – such as those by Frauenarzt or Sido who released various versions of »Arschficksongs« (songs of ass fucking). Thus, LBR's explicit sexuality is the medium through which she unsettles the gendered order of national identity.

Sexuality and its degree of publicity play a crucial role for a reassurance of national belonging. In their article »Zwischen Tabu und Liberalisierung – Zur Sexualität junger Muslime« Franziska Schäfer and Melissa Schwarz argue that young Muslims in Germany experience a dilemma resulting from conflicting sexual morals between western culture and their parents' culture. As they point out, »[j]unge Muslime wachsen auch mit einer liberalen Sexualkultur auf, sie erfahren Sexualkundeunterricht, sie teilen hedonistische Kultur und Sprache der westlichen Ju-

³³ Lady Bitch Ray: Deutschland Siktir Lan Amina (song). www.youtube.com/watch?v=Lo_EsCXXJD4 (12.03.2009).

³⁴ Jacques Derrida: The Dangerous Supplement. In: Gayatri Spivak (trans.): Of Grammatology, Baltimore 1998, S. 141.

³⁵ Vgl. Friedman 1998 (s. Anm. 17), S. 33.

gendkultur [...]«. ³⁶ What they describe as a liberal sexual culture is a culture that brings sexuality out of the private into the public domain. In contrast, the Muslim parents' culture, which according to Schäfer and Schwarz is based on a residual tradition of social control, advocates a sexuality that remains restricted to the domestic realm. Thus, sexuality represents the ethical and ethnical demarcation line dividing the majoritarian (supposedly liberated) Western culture from the minoritarian (supposedly controlled) migrant culture.

While this conflict of sexual morals is felt by both males and females of the successor generations of young Muslims in Germany, it is important to note that visions of sexual morality are specifically projected onto the female body. According to Nira Yuval Davis, »stronger social control is more likely to be exercised on girls than on boys, especially among the children of immigrants«, since they »are expected to remain the primary bearers of a distinctive ›home‹ culture«. ³⁷ This illustrates the imbricat- edness of culture and biology, since along with their biologically repro- ductive role; women are also seen as ›pregnant‹ with a cultural ›DNA‹. This means, women assume a symbolic function with regard to sexual morals – *their bodies represent deictic markers of cultural heritage*.

Seen in this light, Lady Bitch Ray's *Vagina Kunst und Rebellion* is not only a rebellion within Turkish immigrant culture itself, through break- ing the taboo of exposing the female body, but also a rebellion against the majoritarian discourse that frames female immigrant identity in German culture. The essentialist view of the dominant culture positions women with Turkish immigrant background in the fixed boundaries of what Schäfer and Schwarz term »asymmetrische Geschlechterordnung«, which shows women as oppressed, silenced, and under patriarchal con- trol. ³⁸ In turn, what is seen by German culture as lack of sexual freedom, is considered in the main discourse of Turkish immigrant culture as ›ap- propriate‹ adherence to the moral code. Thus, while confusing and ex- aggerating the sexual ideals, Lady Bitch Ray provokes both the dominant

³⁶ Claudia Schaefer; Melissa Schwarz: Zwischen Tabu und Liberalisierung. Zur Sexualität junger Muslime. In: Hans-Jürgen von Wensierski; Claudia Lübcke (Hrsg.): Junge Muslime in Deutschland. Lebenslange Aufwuchsprozesse und Jugendkul- turen, Warschau 2007, S. 251-285, hier: S. 252.

³⁷ Nira Yuval-Davis: Ethnicity, Gender Relations and Multiculturalism. In: Pnina Werbner and Tariq Modood (Hrsg.): Debating Cultural Hybridity. Multi-Cultural Identities and the Politics of Anti-Racism, London/New Jersey 1997, S. 193-209, hier: S. 197.

³⁸ Vgl. Schäfer; Schwarz 2007 (s. Anm. 36), S. 252.

culture and that on the margin. In other words, her performance defies both marginality and acquiescence with the mainstream. This double-edged subversion of cultural semiotics positions her not only as a taboo breaker, but also as a culture broker.

The term »culture broker« is used in cultural studies as to define the agency of a hybrid who is experiencing cultural contradictions and who thus seeks to ›translate‹ and re-interpret her cultural twoness into a coherent oneness. By doing so, a culture broker renders negotiation possible between two cultures through the notable presence of her/his own agency. In anthropology, »culture broker« is a term to describe institutional persons, who cross cultural borders and make the effort to solve inter-cultural conflicts. Hence, as a culture broker, one has the aim to negotiate and bridge conflicting cultural influences.

This stress on intention and agency is prevalent in many studies on culture brokering. In *Literarische Kulturbroker: Frauen als Vermittler zwischen den Kulturen*, Sandra Jessica Threin describes culture brokering as not an imposed, monological process, but rather as an intentional, dialogical one that operates between various cultures.³⁹ In similar vein, Richard Kurin points out to professionals, who engage in public representation of culture through exhibits, performances, films, and other cultural products. According to Kurin, culture brokers study, understand, and represent someone's culture (even sometimes their own) to non-specialized others through various means and media. ›Brokering‹ also captures the idea that these representations are to some degree negotiated, dialogical and driven by a variety of interests on behalf of the involved parties.⁴⁰ Moreover, Robert Piene draws attention to active and conscious intervention, when he says that a culture broker »purveys values« and »deliberately changes emphasis and content«.⁴¹ Here, Piene understands the culture broker not as an intermediary institutional middleperson but rather as the resource of change and interruption. Due to the interstitial position of the culture broker, s/he represents a non-representable cultural standpoint, since s/he does not clearly belong to any particular part. Thus, the ambiguity of their own

³⁹ Vgl. Sandra-Jessica Threin: *Literarische Kulturbroker: Frauen als Vermittler zwischen den Kulturen*. Inauguraldissertation zur Erlangung des Akademischen Grades, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Hoppstädten Mainz 2005, S. 10.

⁴⁰ Vgl. Richard Kurin: *Reflections of a Culture Broker. A View from the Smithsonian*, Washington D.C 1997, S. 17ff.

⁴¹ Margaret Connell Szasz: *Indian and White Worlds. The Cultural Broker*, Norman 1994, S. 12.

cultural position alienates culture brokers from both dominant and marginal cultures. Furthermore, the intention to change enables the culture broker to demonstrate the nonnegotiable differences. This creates a discursive space in which the culture broker creates his/her ›own‹ territory to protest, expose, transgress, agitate, humorize her/his marginalized position in either parts.

From this perspective, LBR clearly emphasizes her in-betweenness, when she remarks: »Bin nich' deutsch, nich' türkisch; bin 'ne Kanackin.«⁴² While emphasizing her *female* ›kanackness‹, she points to the impossible categorization of her identity. Thus, she is a performative culture broker who humorizes the non-negotiable positions of both cultures. In fact, in LBR's performance, culture brokering is not an institutional mission to solve a conflict but an individual attempt to reveal and protest that very conflict.

In order to create her agency as a culture broker, LBR grotesquely mimics the dominant cultural frameworks and discourses. Mimicry presents a pertinent strategic tool through which culture brokers are able to gain status in the dominant culture. This is not to say that mimicry is a conscious act in every condition, but it can initiate the transference of voices and the visibility of hybrid agencies in the mainstream. Through conscious mimicry, subcultures, co-cultures and oppressed cultures interrupt the dominant culture and potentially subvert it through cross-references and (mis)quotations.

According to Homi K. Bhabha minorities need, at least partly, to adapt to the mainstream culture so that they can maneuver within its discourse and use its features in order to transform its semiotics *from within*. That is to say, they need to become aware of the hegemonic lexicon, in order to subvert its language. Consequently, as Bhabha points out, mimicry is a necessary semiotic and political tool for minorities.⁴³ As Peter Childs and Patrick Williams describe it, Bhabha's mimicry is ambivalent because it requires a similarity and dissimilarity at the same time: »a difference that is almost the same, but not quite.«⁴⁴ This again reverber-

⁴² Interview mit Lady Bitch Ray, Spiegel TV. <http://de.youtube.com/watch?v=bB0ZacATx1o> (2.9.2007).

⁴³ Vgl. Homi K. Bhabha: The Other Question. Difference, Discrimination and the Discourse of Colonialism. In: Houston Baker, et al. (Hrsg.): Black British Cultural Studies. A Reader, Chicago 1996, S. 87-106, hier: S. 85-92.

⁴⁴ Peter Childs; Patrick Williams: Bhabha's Hybridity. In: Peter Childs; Patrick Williams (Hrsg.): An Introduction to Post-colonial Theory. London 1999, S. 122-157, hier: S. 130.

ates the Derridian »dangerous supplement«, which provokes an anxiety, because it subverts the relationship between one sign and the other. In this respect, LBR is a culture broker who mimics the dominant culture's rules by taking sexual emancipation as the major theme of her performance. In fact, she mimics the dominant German cultural discourse framing the sexually emancipated woman. Yet, LBR infuses her mimicry with co-cultural rhetoric and imagery and thus, her performance represents a deliberate act to highlight cultural hybridity.

Conclusion

As a female ›kanack‹, LBR parodies and mimics cultural stereotypes in order to create a medium for what numerous theorists have called ›struggles for recognition‹.⁴⁵ Her consciousness of her hybridity is stressed by her refusal to fit into the established categories. Hence, in verbal as well as imagistic forms, she acts as a conscious female player of hybridity. From this perspective, LBR challenges both the discourses of the migrant group she is categorized in and the discourses of the nation-state, wherein she was born and wherein she lives. Her resistance of both the former and the latter is shown by her disruption of the prime determinant of female (immigrant) identity— *namely sexuality*.

Yet, and this point shows the artistic departure from other female rappers in Germany, LBR's performance offers a new perspective on (post)feminism in the German context – namely that of transcultural theory. As a woman with an immigrant background, LBR symbolizes a bilateral otherness, rather than a unilateral one. Hence, her ›Vagina Kunst‹ highlights and critiques binary antagonisms such as female/male, lower class/middle-class, art/porn, migrant/local. She draws attention to integration, transcultural society and specifically to the third generation of immigrants in Germany, all through a hyper-sexualization of her hybrid existence. It is this hybridity that presents a dangerous supplement and points to the inherent paradoxes within the gendered mode of national categorization.

⁴⁵ Vgl. Charles Taylor: The Politics of Recognition. In: Amy Gutmann (Hrsg.): Multiculturalism. Examining the Politics of Recognition, London, 1994, S. 25-75. Vgl. auch Nancy Fraser: Rethinking Recognition. In: New Left Review, Jg. 3, May-June 2000, S. 107-120.

Isabelle Hannemann

Das Jenseits der Schablone

Wahrnehmungstheoretische Überlegungen zum Thema
»Grausamkeit und Geschlecht«

*»Wenn jemand sucht, dann geschieht es leicht, daß sein Auge nur noch das Ding
sieht, das er sucht, daß er nichts zu finden, nichts in sich einzulassen vermag,
weil er nur an das Gesuchte denkt,
weil er ein Ziel hat, weil er vom Ziel besessen ist.
Finden aber heißt: frei sein, offen stehen, kein Ziel haben.«*
Hermann Hesse¹

Grausamkeit und Geschlecht

Die zentrale These meiner Dissertation »Grausamkeit und Geschlecht: Eine psychoanalytische Untersuchung des weiblichen Sadismus im Spannungsfeld von Körperraum, -sprache und -wahrnehmung« besteht in der Annahme, dass es sich bei der sexuellen Gewalt, ihrer Externalisierung und Fetischisierung, nicht um eine Spezifität der männlichen Entwicklung handelt, sondern dass auch Frauen sexuell aggressiv, gewalttätig und grausam agieren.² Die sadistische Perversion, ist kein überaus seltenes oder ausschließlich männliches Phänomen, sondern verweist auf eine – verglichen mit dem männlichen Subjekt – anders gelagerte Körperlichkeit, eine damit einhergehende, andere Form der sadistischen Ausübung, aber auch auf Widersprüche in der (psychoanalytisch) wissenschaftlichen Wahrnehmung.

Es ist davon auszugehen, dass spezifisch weibliche Formen des sadistischen Ausdrucks – infolge fehlender und fehlgehender Wahrnehmungskriterien bislang unsichtbar, unsagbar und undenkbar geblieben sind.

¹ Hermann Hesse: Siddhartha, Berlin 2002, S. 111.

² Vgl. Sophinette Becker: Vorwort. In: Estella Welldorn: Perversionen der Frau, Gießen 2003, S. I-XIII, hier S. IV.

Von der ›präformierten Wahrnehmung‹ zur ›phallischen Präformation‹

Das ›Jenseits der Schablone‹ kommt als Unsichtbares, Unsagbares und Untastbares in verschiedensten Kontexten der Arbeit zum Tragen.

Ursprünglich einen schwer fassbaren, strukturell, perspektivisch, körper-räumlich konnotierten Widerspruch zwischen der Binnenperspektive des weiblichen Subjekts und der psychoanalytisch, geschlechter-, entwicklungstheoretisch etc. – kaum existenten – Repräsentation derselben ahnend, entwickelte sich aus dieser ungenau formulierten Überlegung das Konzept der ›präformierten Wahrnehmung‹. Jenes geht, grob gesagt, davon aus, dass, wenn – wie Adorno und Horkheimer pointiert ausdrücken – in einem »gewissen Sinne [...] alles Wahrnehmen Projizieren«³ ist, auch alles Nichtwahrnehmen einer in einer bestimmten Art und Weise geeichten Wahrnehmung, ergo Projektion zuzuschreiben ist.

Inzwischen lässt sich sagen, dass dieser ›gewisse Sinn‹, dieses ›gewisse Etwas‹ nicht auf irgendetwas Beliebigen, sondern auf die symbolische Ordnung verweist, sodass der Terminus der ›präformierten Wahrnehmung‹ im Konzept der ›phallischen Präformation‹ aufgegangen ist und ein zentrales Kapitel der Dissertation bilden wird.⁴ Zur Formulierung desselben befähigte mich insbesondere die Auseinandersetzung mit der »symbolischen Ordnung« nach Jaques Lacan,⁵ sowie der Rückgriff auf interdisziplinäre Fragen der Privilegierung eines phallischen Modus – beispielsweise zur Kulturtheorie der Vulva,⁶ zur Emotionsgeschichte, Subjektgenese, aber auch eine experimentelle Studie von Arnold Hinz, die sich der Strukturierung der Wahrnehmung durch Geschlechtsstere-

³ Vgl. Theodor W. Adorno; Max Horkheimer: Elemente des Antisemitismus. In: Dies.: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, Frankfurt am Main 2006, S. 177-217, hier S. 196.

⁴ Der Terminus der »phallischen Präformation« wird im Folgenden ohne Anführungszeichen verwendet.

⁵ Siehe Jacques Lacan: Schriften I, Olten, Freiburg 1973.; ders.: Schriften III, Weinheim, Berlin 1994; ders.: Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse. In: Dies.: Das Seminar, Olten, Freiburg 1978, Bd. XI.; Peter Widmer: Subversion des Begehrens. Eine Einführung in Jacques Lacans Werk, Wien 2004.; Slavoj Žižek: Lacan: eine Einführung, Frankfurt am Main 2008.

⁶ Siehe Georges Devereux: Baubo. Die mythische Vulva, Frankfurt am Main 1985; Mithu M. Sanyal: Vulva. Die Enthüllung des unsichtbaren Geschlechts, Berlin 2009.

otype widmet.⁷ Letzterer stellt eindrucksvoll dar, dass »analoge sexuelle Situationen in Abhängigkeit vom Geschlecht des ›Täters‹ und des ›Opfers‹ unterschiedlich beurteilt werden.«⁸ Seine Ergebnisse bestätigen, dass »heterosexuelle Situationen mit einem Mann in der Täterrolle eher als ›sexueller Missbrauch‹ wahrgenommen werden als [solche] mit einer Frau in der Täterrolle. Dies gilt sowohl für Situationsbeschreibungen, in denen offen oder unklar bleibt, ob überhaupt eine sexuelle Handlung intendiert wurde, als auch die Situationen, in denen es eindeutig um Sex geht.«⁹ Das heißt, auch wenn pädophile Handlungen einer Frau wahrgenommen werden, so werden diese nicht als solche interpretiert.¹⁰ Hinz führt seine Ergebnisse auf Stereotype zurück, welche die Wahrnehmung entdifferenzieren und die Komplexität der Welt wirksam reduzieren. »Von Frauen wird vieles erwartet, aber auf keinen Fall, dass sie sich am Körper eines Kindes sexuell befriedigen.«¹¹

Ein merkwürdiger »blinder Fleck« in der Psychoanalyse

»Was uns hindert [...], ist nicht Blindheit für die ›sinnhaltige Form‹, sondern vielmehr Geblendetheit durch den blendenden Augenschein vertrauter Dinge [...] ein ›Schleier der Maya‹ oder Bergsons falsche ›verräumlichte‹ Wirklichkeit.«
Susanne K. Langer¹²

In Anlehnung an Paul Parins Publikation *Die Verflüchtigung des Sexuellen in der Psychoanalyse* (1986) versucht Anna Koellreuter in *Das Tabu des Begehrens* (2000), »den blinden Flecken auf die Spur zu kommen,

⁷ Arnold Hinz: Geschlechtsstereotype bei der Wahrnehmung von Situationen als »sexueller Missbrauch«. Eine experimentelle Studie. *Z Sexualforsch* 14, 2001, S. 214-224, hier S. 214.

⁸ Ebd., S. 214f.

⁹ Ebd., S. 223.

¹⁰ Beispiel: »Beim Kuschneln im Ehebett streichelt der Vater/die Mutter der 13-jährigen Tochter/dem 13-jährigen Sohn den Bauch. Ist dies Missbrauch?« Beim Vater verneinen dies 21% klar, bei der Mutter 45%. Ebd., S. 219.

¹¹ Barbara Kavemann: »Das bringt mein Weltbild durcheinander«. Frauen als Täterinnen in der feministischen Diskussion sexueller Gewalt. In: Michele Elliot: *Frauen als Täterinnen. Sexueller Missbrauch an Mädchen und Jungen*, Ruhnmark 1995, S. 13-40, hier S. 17.

¹² Susanne K. Langer: *Philosophie auf neuem Wege*, Frankfurt am Main 1987, S. 259.

welche unser Denken lähmen können [...]»¹³ An der klassischen Psychoanalyse orientiert, konstatiert die Autorin, dass es sich bei Freuds Weiblichkeitskonzept um ein »Abwehrkonzept« handle,¹⁴ das heißt in den theoretischen Zuschreibungen Freuds (Passivität, Mütterlichkeit, Masochismuseignung) manifestiert sich die Abwehr einer unbewussten Angst vor der Frau als triebhaftes, sexuelles und aggressives Wesen.¹⁵ Sie vermutet darin die Ursache für Äußerungen, in denen Freud auf die Frau als »Mängelwesen« schließt oder zugesteht, dass seine Thesen unvollständig, fragmentarisch und »nicht immer freundlich« sind.¹⁶

In den 1920er und 1930er Jahren ist der aufkeimende psychoanalytische Weiblichkeitsdiskurs auf die Kritik am »Nicht-Ort der Frau in der Psychoanalyse« fokussiert.¹⁷ Auch in der zweiten, durch Janine Chasseguet-Smirgels Aufsatzsammlung *Psychoanalyse der weiblichen Sexualität* (1964) angeschobenen Welle der Kritik wird der theoretische »Nicht-Ort« im psychoanalytischen Denkgebäude diskutiert, dieser jedoch von vornherein begrenzt, da das »Bild des Mädchens als Gegenentwurf zum Knaben« unangetastet bleibt.¹⁸ Schließlich greifen feministische und postfeministische Theorien die als »misogyn« bezeichneten Tendenzen der klassischen Psychoanalyse auf, um die weibliche Entwicklung als »eigenständig« zu rehabilitieren. »Die Mutter-Tochter-Interaktion wurde zwar in den Mittelpunkt gerückt, jedoch nicht in Bezug auf das Triebhafte untersucht.«¹⁹ Das Problem der – zu einem großen Teil von Soziologinnen formulierten – Thesen über die Weiblichkeit besteht darin, dass diese maßgeblich *gegen* die Schwächen der männlich geprägten Sichtweise der Psychoanalyse angehen, statt *mit* den Stärken der Triebtheorie zu arbeiten. Damit verstellen sie sich – wie einst Freud – den Blick für das Sexuelle in der weiblichen Psychogenese. Das heißt: »Auch

¹³ Anna Koellreuter: Das Tabu des Begehrens. Zur Verflüchtigung des Sexuellen in Theorie und Praxis der feministischen Psychoanalyse, Gießen 2000, S. 17; siehe auch Paul Parin: Die Verflüchtigung des Sexuellen. In: Paul u. Goldy Parin-Matthèy: Subjekt im Widerspruch. Aufsätze 1978-1985, Frankfurt am Main 1987.

¹⁴ Ebd., S. 39.

¹⁵ Vgl. u.a. Klaus Theweleit: Männerphantasien, Frankfurt am Main 1977; Rolf Pohl: Feindbild Frau. Männliche Sexualität, Gewalt und die Abwehr des Weiblichen, Hannover 2004.

¹⁶ Sigmund Freud: Die Weiblichkeit. 33. Vorlesung. In: Ders.: Neue Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, Studienausgabe, Frankfurt am Main 1994, Bd. I., S. 544-565, hier: S. 565.

¹⁷ Koellreuter 2000, S. 59.

¹⁸ Ebd., S. 60.

¹⁹ Ebd.

Titan[inn]en sind nur Menschen in ihrer Epoche,«²⁰ auch bei ihnen weist das Ungesagte auf das Unsagbare hin, es ist folglich auch bei den Theoretikerinnen eine Angst vor dem »dunkeln Kontinent«,²¹ dem Sexuellen und Aggressiven der eigenen und mütterlichen Weiblichkeit zu vermuten.

Simone de Beauvoirs berühmtes Denkwort »[m]an kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es«²², spiegelt sich schließlich im Differenzdiskurs der 1990er Jahre wieder, der die Geschlechterdifferenz ins Zentrum rückt und die Vorstellung einer klaren ›Geschlechtsidentität‹ in Frage stellt. Das heißt Geschlechtsidentität wird als soziales Konstrukt begriffen, das es zu dekonstruieren gilt.²³ Durchaus diskutiert wird, ob die Geschlechtsidentität im Kern Differenz – eine Bezüglichkeit und Relation zum Anderen – konserviert.²⁴

Dass »Anatomie [nicht] Schicksal«,²⁵ nicht natürlich gegeben, sondern durch zitatförmige Wiederholung, sozial und sprachlich, immer wieder neu in Szene zu setzen, zu konstituieren ist, geht auf Judith Butlers Lesart des Performativitäts-Konzepts zurück. Butlers Thesen wirken – mit Blick auf die hier dargestellte Herangehensweise – als Schlüssel, um die Verwobenheit von Sprache, Wahrnehmung, Macht und Geschlechtlichkeit auflösen beziehungsweise den ›Nicht-Ort‹ in Sprache und Diskurs, die ›Wahrnehmungsschablone‹ und ihre Leerstelle(n) überhaupt denken zu können. Indem Butler in *Körper von Gewicht* (2003) jene Machtmechanismen und Diskursbedingungen beleuchtet,²⁶ die unsere Wahrneh-

²⁰ Reimut Reiche: Einleitung. In: Sigmund Freud: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, Frankfurt am Main 2002, S. 7-27, hier S. 24.

²¹ Christa Rhode-Dachser: Expedition in den dunklen Kontinent, Heidelberg, Berlin [u.a.] 1992, S. 119.

²² Simone de Beauvoir: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau, Hamburg 1968, S. 265.

²³ Vgl. Koellreuter 2000 (s. Anm. 13), S. 68.

²⁴ Exemplarisch wäre die »relationale Auffassung« Jessica Benjamins, welche in *Unbestimmte Grenzen* (1995) erörtert, dass »zwei voneinander verschiedene Subjektivitäten interagieren müssen, damit eine *erkannt* werden kann«. Moniert werden muss allerdings, dass das »Differenzierungs-« wie auch das »Anerkennungskonzept« die Objektbeziehung wie auch die Triebtheorie eliminieren – Aspekte, die für die Analyse der weiblichen Perversion wesentlich sind. Vgl. Jessica Benjamin: Einleitung. In: Dies.: *Unbestimmte Grenzen*. Beiträge zur Psychoanalyse der Geschlechter, Frankfurt am Main 1996. [Hervor. I.H.].

²⁵ Sigmund Freud: Der Untergang des Ödipuskomplexes. In: Ders.: *Sexualleben*. Studienausgabe, Frankfurt am Main 1994, Bd. V., S. 243-251, hier S. 249.

²⁶ Judith Butler: *Körper von Gewicht*. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Frankfurt am Main 1997.

mung von Geschlechtskategorien und damit auch unsere Nicht-Wahrnehmung strukturieren, macht sie den »Nicht-Ort« verhandelbar.

Das Unding der Geschlechtsgenese: Weibliche Kastrationsangst

»Diskurse sind Systeme des Denkens und Sprechens, die das, was wir von der Welt wahrnehmen, konstituieren, indem sie die Art und Weise der Wahrnehmung prägen. Tatsächlich richtet sich der poststrukturalistische Diskursbegriff gegen eine Auffassung der Sprache als Deskription, das heißt als reines Abbild bestehender Tatsachen und Dinge. Sprache ist im Rahmen der Diskurstheorie weder unschuldig (also frei von Ideologie oder Geschichte), noch ist sie frei von Macht.

Diskurse sind produktiv, was heißt, daß sie etwas hervorbringen, also etwas erschaffen.«

Paula-Irene Villa²⁷

Zu den frühinfantilen, die Wahrnehmung strukturierenden Aspekten gehören – auf Seiten des Kindes – Kriterien der sensorischen Vorauswahl,²⁸ primäre Abwehrmechanismen, die unlustvollen Wahrnehmungen entgegengesetzt werden (zum Beispiel Spaltungs- und Projektionsvorgänge), Tabus (Inzesttabu, Berührungstabus, Sprachregelungen, Geschlechterklischees etc.), die durch die (Inter-) Aktion mit der Mutter und das kulturelle Eingebundensein der Dyade in ein größeres soziales System auf die Subjektwerdung Einfluss haben.²⁹ »Die Mutter-Kind-Dyade ist nicht in ein rosa Wölkchen (oder eine schwarze Gewitterfront) eingeschlossen und vom Rest der Welt getrennt [...]«³⁰

Im dyadischen Diskurs der frühen Mutter-Kind-Beziehung ist für das Kind – aus der Perspektive des Subjekts – der einzig legitime Rahmen der (vor-)sprachlichen Interaktion. Das heißt bei den Sprechakten in diesem legitimen Rahmen handelt es sich um taktil vermittelte. Man könnte sie – auch wenn dies von Butler nie so gedacht und geschrieben wurde – als Körper-Sprech-Akte bezeichnen.³¹ »In der Sprechakttheo-

²⁷ Paula-Irene Villa: Judith Butler, Frankfurt am Main 2003, S. 20.

²⁸ Vgl. Langer 1987 (s. Anm. 12), S. 99.

²⁹ Vgl. Mario Erdheim: Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopschoanalytischen Prozeß, Frankfurt am Main 2005.

³⁰ Harriet G. Lerner: Das missdeutete Geschlecht. Falsche Bilder der Weiblichkeit in Psychoanalyse und Therapie, Frankfurt am Main 1993, S. 123.

³¹ Der Körper-Sprech-Akt und das Körper-sprachliche sind hier nicht im Sinne von nonverbaler Kommunikation, sondern durchaus im haptisch produktiven und

rie ist eine performative Äußerung diejenige diskursive Praxis, die das vollzieht oder produziert, was sie benennt.«³² Daran angelehnt konstituieren Körper-Sprech-Akte, was sie ›körpersprachlich‹ benennen, und vollziehen Negation, (re-)produzieren Lücken, insbesondere dort, wo sie nicht benennen, berühren und beachten.

Die Vermittlung von ›rätselhaften‹ und durchaus konkreten Botschaften verleugnet die weiblichen Genitalien durch Auslassungen in den Pflegehandlungen, durch Nichtbenennung und Nichtbeachtung.

Exkurs: Körper, Liebe, Doktorspiele – Ein Beispiel für das Hineinwirken von Berührungs- und Inzest- tabus, Sprachregelungen etc. in den »dyadischen Diskurs«

Im Juli 2007 geht bei der Kölner Staatsanwaltschaft Strafanzeige wegen »öffentlicher Aufforderung zum sexuellen Missbrauch« gegen die Autorin der zweiteiligen Publikation *Körper, Liebe, Doktorspiele*, Ina-Maria Philipps und ihre Herausgeberin, die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA), ein. Die 64-jährige Klägerin, Ulla Lang, beanstandet (nachdem 650.000 Exemplare über sechs Jahre ungetadelt geblieben sind) mehrere Passagen als zweideutig und zweifelhaft. Empörender als das gestörte Sittlichkeitsempfinden der älteren Dame erscheint die defensive Reaktion der damaligen Bundesfamilienministerin, Ursula von der Leyen (CDU), die die Broschüre zur frühkindlichen Sexualentwicklung umgehend aus dem Verkehr zieht, sich schließlich öffentlich von dieser »Erblast« der alten Regierung distanziert und an der Zensur der Broschüre bis heute festhält, obgleich die Klage gegen die Verfasserin und die BZgA nur wenige Tage später, am 3. August 2007, abgewiesen wird.³³

In der Pressekampagne gegen den Elternratgeber werden Auszüge als »öffentliche Missbrauchsaufforderung« diffamiert, die – in ihrem eigentlichen Kontext gelesen – richtungsweisende psychoanalytische, sexual- und geschlechtswissenschaftliche Ansätze in eine sexualpädagogische, elternfreundliche Sprache überführen.

unmittelbar diskursiven Sinne gemeint.

³² Butler 1997 (s. Anm. 26), S. 36.

³³ Von der Leyen stoppt Sex-Broschüre. In: Focus-online (2007), www.focus.de ([<http://tinyurl.com/76xufdr>] 7.1.2008).

So betont der »verrucht« genannte – jedoch durchaus vorbildlich und fortschrittlich zu nennende – Elternratgeber einerseits das Vorhandensein einer – seit den *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* (1905) bekannten – infantilen Sexualität, die nicht erst gewaltsam durch »die staatliche Anleitung zur Sexualisierung«³⁴ in die unschuldigen Kinder hineingepflanzt, sondern vielmehr durch die »bewusste Wahrnehmung und Anerkennung ihres Körpers und ihrer sinnlichen Bedürfnisse« geachtet und geschützt werden müsse.³⁵ Auch sensibilisieren die Broschüren für ein Missverhältnis in der frühkindlichen Sexualerziehung von Mädchen und Jungen, das bereits in der unterschiedlichen (genitalen) Be- oder Missachtung weiblicher und männlicher Neugeborener aufscheint. »Scheide und vor allem Klitoris erfahren kaum Beachtung durch zärtliche Berührungen (weder seitens des Vaters noch der Mutter) und erschweren es damit für Mädchen, Stolz auf seine Geschlechtlichkeit zu entwickeln.«³⁶

Die in der Hetze gegen *Körper, Liebe, Doktorspiele* meistzitierten und -skandierten Passagen sind exemplarisch für das – auch in das intersubjektive Agieren zwischen Eltern und Kind einfließende – »gewisse« präformierende Etwas.

Dem kleinen Mädchen, das früh (unbewusst) Kenntnis von seiner Innergenitalität hat – wie Untersuchungen von Doris Bernstein,³⁷ Judith Kestenberg³⁸ und Erik H. Erikson³⁹ bestätigen – bleibt ein taktiler, visueller und (infolge der elterlichen Nichtbenennung) sprachlicher Zugang verwehrt, so dass es sich nicht von der innergenitalen Integrität überzeugen kann.

³⁴ Gabriele Kuby: Verstaatlichung der Erziehung – Auf dem Weg zum neuen Gender-Menschen, 2007. www.gabriele-kuby.de ([<http://tinyurl.com/6qd95ep>] 31.7.2007).

³⁵ Institut für Sexualpädagogik Dortmund: Stellungnahme des Instituts für Sexualpädagogik Dortmund zu den Angriffen auf die Broschüren »Körper, Liebe, Doktorspiele« der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (2007), <http://isp-dortmund.de> ([<http://tinyurl.com/7nugebt>] 7.1.2008).

³⁶ Ina-Maria Philipps: *Körper, Liebe, Doktorspiele*. Ein Ratgeber für Eltern zur kindlichen Sexualentwicklung vom 1. bis zum 3. Lebensjahr, Köln 2001, S. 27.

³⁷ Doris Bernstein: Weibliche genitale Ängste und Konflikte und die typischen Formen ihrer Bewältigung. In: *Psyche – Z Psychoanal* 47 (1993), S. 530-559.

³⁸ Judith Kestenberg: Außen und Innen, männlich und weiblich. In: *Jahrbuch der Psychoanalyse: Beiträge zur Praxis, Theorie und Geschichte*, Stuttgart, Bad Cronstadt 1993, Bd. 31, S. 151-188 (Teil I) u. Bd. 32, S. 40-73. (Teil II).

³⁹ Erik H. Erikson: Weiblichkeit und der innere Raum. In: *Jugend und Krise*, Stuttgart 1974, S. 274-308.

Somit führt die fehlende Anerkennung durch die Umwelt zur Vertiefung der frühen Entwicklungskonflikte und Kastrationsängste. Dazu heißt es bei Bernstein: »Das Weibliche [...] ein offenes System – verursacht drei genitale Ängste: Angst vor mangelnder Beherrschung des Zugangs, vor Penetration und Angst vor Diffusion.«⁴⁰ Die entsprechende Nichtberührung, -benennung und -beachtung, kurz: die Nichtanerkennung der weiblichen Genitalien (in der Säuglings- und Kinderpflege) ist für die Perversions- und Geschlechtsgenese von zentraler Bedeutung, da der ›Nicht-Ort‹ ein Ort der Angst ist, von dem Sensationen ausgehen, die – wie zu zeigen ist – zur Vertiefung der weiblichen Kastrationsängste führen.

Perversionsgenese

Robert Stollers *Perversion – Die erotische Form von Hass* betont – davon kündigt der Untertitel – die Legierung von sexuellen und aggressiven Komponenten. Er weist auf die Vernähung von Geschlechts- und Perversionsgenese, indem er die Hypothese unterstreicht, »daß eine Perversion das erneute Durchleben eines gezielt gegen das eigene Geschlecht (als körperliche Bedingtheit) oder gegen die Geschlechtsidentität (Männlichkeit oder Weiblichkeit) gerichteten tatsächlich vorgenommenen Traumas ist und daß die Vergangenheit in der perversen Handlung ungeschehen gemacht wird. Diesmal nun wird das Trauma in Lust, Orgasmus, Sieg verwandelt.«⁴¹

Laut Fritz Morgenthaler stellt die Perversion eine Funktion zur »Plombierung«⁴² eines narzisstischen Kraters im Selbst dar. Die Erkenntnis, nicht omnipotent, sondern geschlechtlich differenziert zu sein, das heißt nur über ein Geschlecht zu verfügen, stellt die größte narzisstische Kränkung – Stoller spricht von Trauma – dar; eine omnipräsente Verletzung der infantilen Omnipotenz.

Die klassische Psychoanalyse geht davon aus, dass die Erkenntnis des Geschlechtsunterschiedes lediglich beim Jungen zu der Angst führe, das (verbliebene) Genital zu verlieren. Das Mädchen hingegen verfallt, da es

⁴⁰ Bernstein 1993 (s. Anm. 37), S. 530.

⁴¹ Robert J. Stoller: *Perversion. Die erotische Form von Hass*, Reinbek bei Hamburg (1979), S. 29.

⁴² Fritz Morgenthaler: Die Stellung der Perversion in Metapsychologie und Technik. In: *Psyche – Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendung*, Nr. 28, 1980, S. 1080-1095, hier S. 1081.

infolge genitaler Benachteiligung nicht um sein Genital fürchten müsse, dem Penisneid und laufe in der Folge in den Ödipuskomplex ein wie in einen sicheren Hafen.⁴³ Wenn, dann sei seine »Perversion aus der Unfähigkeit entstanden, sich mit der Tatsache zu versöhnen, daß es schon kastriert ist.«⁴⁴

In der Stollerschen wie der Freudschen Kastrations- und Perversionsauffassung bestätigt sich der »männliche Blick«, eine Wahrnehmungsbeschneidung, die Frauen passive Lösungsformeln zuweist und ihnen auf theoretischer Ebene aktiv aggressive, perverse Formen vorenthält. Dieser »männliche Blick« wird nicht nur in der psychoanalytischen Perversionstheorie, sondern auch – unter ganz eigenen Prämissen – in der Kritischen Theorie sowie im Lancanschen Konzept des Phallus diskutiert. Wie eingangs ausgeführt, lässt sich das bereits angesprochene Diktum aus der *Dialektik der Aufklärung* dahingehend variieren, dass auch alles Nichtwahrnehmen konstitutiv, präformativ und projektiv zu verstehen ist.⁴⁵

Letztendlich spitzen sich die Überlegungen zur präformierten Wahrnehmung auf Jaques Lacans Theorie der Signifikanten zu. Lacan, vom Symbolischen her denkend, rückt den Phallus – den Signifikanten der Signifikanten, einen Signifikanten ohne Signifikat – ins theoretische Zentrum.⁴⁶ »Mit diesem Konzept bezeichnet er in erster Linie nicht das körperliche Organ, sondern die Instanz des Bedeutungs-Schaffens. Dadurch räumt Lacan dem Signifikanten das Primat vor dem Signifikat ein. Er kehrt so die vorherrschende Tradition um, die davon ausgeht, dass Sprache der Bezeichnung von an sich sprachlosen Gedanken dient, die also dem Signifikat, dem Bezeichneten, Priorität gibt. Ohne Sprache ist für Lacan nichts; die Realität [...] ist aus Sprache gebaut.«⁴⁷

Lacans Darstellung des Phallus als »Zeichenmacher« innerhalb der symbolischen Ordnung trägt – wie zu zeigen sein wird – wesentlich dazu

⁴³ Vgl. Freud 1994 (s. Anm. 16), S. 559.

⁴⁴ In dem Zitat heißt es weiter, dass das Mädchen die Tatsache seiner Kastration »verleugn[e], indem es den Wert der Klitoris überbetont, die es daran hindert, den Übergang zur weiblicheren Vagina zu finden oder sich dem Vater – der Heterosexualität – zuzuwenden«. – Stoller 1979, S. 60. Dass es sich bei der Überbesetzung der Klitoris um eine Abwehr von weiblicher Kastrationsangst auf ein – in Relation zum innergenitalen Raum – äußeres Objekt, einen fassbaren Körperteil handelt, lässt die klassische Interpretation nicht zu.

⁴⁵ Adorno; Horkheimer 2006 (s. Anm. 3), S. 196.

⁴⁶ Vgl. Widmer 2004 (s. Anm. 5), S. 13.

⁴⁷ Ebd., S. 21f.

bei, wichtige Neuinterpretationen der psychoanalytischen Perversions-
theorie denkbar zu machen. Im Freudschen Konzept gehen Kastrations-
angst wie Penisneid aus der »Illusion der Mangellosigkeit« hervor,⁴⁸ si-
gnifizieren folglich gleichermaßen – direkt oder indirekt – ein Bewusst-
sein (für die eigene genitale Ausstattung) sowie ein Suchen (nach sym-
bolischer Vollständigkeit).

Die weibliche Kastrationsangst

*»Strenggenommen [...] gibt es keine Symbolisierung des Geschlechts der Frau
als solchem. Auf jeden Fall ist die Symbolisierung nicht die gleiche, hat nicht die
gleiche Quelle, hat nicht die gleiche Zugangsweise wie die Symbolisierung des
Geschlechts des Mannes. Und das, weil das Imaginäre nur eine Abwesenheit
liefert, dort wo es anderswo ein sehr hervorragendes Symbol gibt.«*

Jacques Lacan⁴⁹

Die erste Bedingung der Perversion, die Erschütterung der narzisstischen
Homöostase, der Verlust der Omnipotenz, durch die Feststellung der
Geschlechterdifferenz ist bei beiden Geschlechtern gleichermaßen zu
verzeichnen. Auch bei Irene Fast zählt die mit der Erkenntnis der Ge-
schlechterdifferenz einhergehende »Notwendigkeit, für die eigene Exis-
tenz bestimmte Grenzen zu akzeptieren«, zum ubiquitären Erleben des
Kindes.⁵⁰ Ihr Differenzierungsmodell lässt den Gedanken zu, dass ge-
schlechterübergreifend sowohl die Angst vor drohender Kastration (Be-
schädigung des innergenitalen Raumes, Verlust des Penis) als auch ein
genitaler Neidkomplex (Penisneid, Vaginalneid) vorliegt.

Wie dargestellt hat das Mädchen früh Kenntnis von seinem innerge-
nitalen Raum, verfügt jedoch über keinerlei sprachlichen, taktilen oder
visuellen Zugang zu diesem gefürchteten und mit Befürchtungen be-
setzten »Nicht-Ort« seiner Genitalität. Es kann sich infolgedessen nicht
unmittelbar von seiner genitalen Unversehrtheit überzeugen. Dieser
Umstand verstärkt einerseits die Kastrationsängste des Mädchens, er
nötigt es andererseits dazu, auf das ihm gegebene sprach-symbolische
Inventar zurückzugreifen.

⁴⁸ Ebd., S. 94.

⁴⁹ Jacques Lacan: »Qu' est-ce qu' une femme?«. In: Ders.: Das Seminar. Buch III,
Weinheim, Berlin 1997, S. 208.

⁵⁰ Irene Fast: Von der Einheit zur Differenz. Psychoanalyse der Geschlechtsi-
dentität, Frankfurt am Main 1996, S. 7.

Interessant ist also, dass der ›Primat des Phallus‹ das Fehlen eines direkt bezüglichen, sprachlich-symbolischen Bezugssystems mit-verursacht, dem Mädchen aber gleichzeitig als Symbolsystem dient, um seine Angst um die innergenitale Integrität unter ›negativen‹ respektive ›phallischen‹ Vorzeichen auszudrücken. Somit können Äußerungen des sogenannten Penisneids durchaus als Ausdruck der Kastrationsangst – *ex negativo* – gedeutet werden.

Diese spezifische Form der Darstellung eines Phänomens durch sein Gegenteil lässt ahnen, welche Art von Verkomplizierung der Wahrnehmung aktiv aggressiver Formen weiblicher Perversion vorgeschaltet ist, so dass sie ›ungesehen‹ Jenseits der Wahrnehmungsschablone existieren können.

In Anknüpfung an Melanie Kleins Thesen zu den *Auswirkungen früher Angstsituationen auf die weibliche Sexualentwicklung*⁵¹, ist der Penisneid als Versuch zu verstehen, die Angst um die innergenitale Integrität zu symbolisieren. Da es kein Phallusäquivalent gibt, beziehungsweise jedes Pendant eine phallische Bezüglichkeit impliziert, da es ausschließlich in Relation zur symbolisch (phallischen) Ordnung existiert, wäre es falsch anzunehmen, dass es *kein* weibliches, sondern ein ausschließlich männliches Symbolsystem gibt, das die Frau ausschließt. Richtiger ist, dass es *eine* universale symbolische Ordnung – die phallische – gibt, die als für beide Geschlechter verbindlich anzuerkennen ist. Da das kleine Mädchen also nicht genital, sondern ›symbolisch‹ kastriert und insofern gezwungen ist, sich im Rahmen der phallischen Verbindlichkeit auszudrücken, ist anzunehmen, dass sich in einer Bezugnahme auf den Penis nicht sein Organneid, sondern eine Angst um die eigene innergenitale Integrität ausdrückt, für die es keine direkte, sondern nur eine phallische Form der Symbolisierung gibt.

⁵¹ Melanie Klein: *Auswirkungen früher Angstsituationen auf die weibliche Sexualentwicklung*. In: Dies.: *Die Psychologie des Kindes*, Frankfurt am Main 1987, S. 239-291.

Die weibliche Perversion

Estela V. Welldon,⁵² Louise J. Kaplan⁵³ und Sophinette Becker⁵⁴ setzen sich auf dem Feld der klassisch ›weiblichen Perversion‹ eindrucksvoll mit dem ›Nicht-Ort‹ innerhalb der psychoanalytischen Perversionstheorie auseinander und versuchen dabei, neuste Erkenntnisse zur Psycho-genese zu integrieren.

So fordert Kaplan, nicht nur hinsichtlich der weiblichen Geschlechts- und Perversionengenese »das physisch Innere mit in die Reflexion einzubeziehen«,⁵⁵ da – vor Kestenbergs *Außen und Innen, männlich und weiblich* – zum Beispiel die Hoden niemals Gegenstand der Betrachtung waren. Sie beklagt zudem, dass es nach wie vor an einer schlüssigen Theorie der weiblichen Geschlechts-genese fehle. »Man verweis[e] summarisch auf die wichtigen Beiträge, ohne sie in den psychoanalytischen Theoriekorpus zu integrieren.«⁵⁶

Wenngleich die Autorinnen – vermutlich in Ermangelung einer solchen stringenten Theorie der Weiblichwerdung – im ›Hellfeld‹ verbleiben, das heißt sich lediglich auf die mit dem Bild vom weiblichen Masochismus harmonisierenden, passiv genannten Perversionen beziehen, ist ihr Beitrag als ein zentraler Impuls anzusehen, um das ›Jenseits der Schablone‹, das ›Dunkelfeld‹ zu verstehen. »Nach Welldon sind Perversionen bei Frauen nicht zuletzt auch deshalb so lange übersehen worden, weil die Frau gerade die Funktion des ›heterosexuellen Geschlechtsverkehrs‹ bisweilen für perverse Ziele benutzt, während die Perversion beim Mann als Abweichung vom ›normalen‹ Sexualakt konzipiert wurde.«⁵⁷ Die Autorin betont die Bedeutung des Körper-Kriteriums, das »besagt, daß bei perversen Handlungen der Körper benutzt werden muss«⁵⁸. Dieses Körper-Kriterium gewährt nicht nur einen klareren Blick auf die ›gängigen Frauenleiden‹, sondern begreift den Körper als Objekt, auf

⁵² Estela V. Welldon: *Perversionen der Frau*, Gießen 2003.

⁵³ Louise J. Kaplan: *Weibliche Perversionen. Von befleckter Unschuld und verweigerter Unterwerfung*, Hamburg 1991.

⁵⁴ Sophinette Becker: *Weibliche Perversionen*. In: *Zeitschrift für Sexualforschung*, 15 (4) 2002.

⁵⁵ Kaplan 1991, S. 177.

⁵⁶ Sophinette Becker: *Weibliche und männliche Sexualität*. In: *Freud und das Sexuelle. Neue psychoanalytische und sexualwissenschaftliche Perspektive*, Frankfurt am Main 2005, S. 71.

⁵⁷ Becker. In: Welldorn 2003 (s. Anm. 2), S. IX. [Herv. i.O.]

⁵⁸ Welldorn 2003, S. 20.

das sich der Trieb richten kann, und eröffnet eine perspektivische, körper-räumliche Dimension.

Aus der Position des (weiblichen) Subjekts gesehen, sind aggressiv-perverse Tendenzen, die sich auf äußere Objekte oder Teilobjekte in der physischen wie sozialen Umwelt beziehen, als gleichermaßen aktive, aggressive, nur graduell verschiedene Akte anzusehen. So wie das Unbewusste keine Zeit kennt, dürften auch gesellschaftlich gewordene räumliche Setzungen wie innen und außen für das Unbewusste keine Rolle spielen. Somit ist für das – männliche wie das weibliche – Subjekt von einer strukturellen Identität zwischen den auf, in und an dem eigenen und dem fremden Körper ausgetragenen Formen von Sadismus auszugehen.

Theoretisch bestätigt sich der gemeinsame Ursprung von nach innen und außen orientierten Perversionen bei Theodor Reik, der ihren gemeinsamen Ursprung in der »sadistischen Phantasie« sieht.⁵⁹ Die Perversionsformen, die in den Studien zur weiblichen Perversion aufgeführt werden, verdeutlichen, dass aktiv aggressive Tendenzen den passiv masochistischen Formen (Essstörungen, Trichotillomanie, Herbeiführung von gynäkologischen und plastischen OPs, *soft and delicate self cutting*) durchaus inhärent sind und auch bei ihnen die Funktion der »Plombierung«, das Ungeschehenmachenwollen eines frühinfantilen narzisstischen Kraters nachzuweisen ist.

Ruft man sich die Formen der Angst um die innergenitale Integrität – die Angst vor Diffusion, Penetration und mangelnder Beherrschung des Zugangs – ins Gedächtnis, so artikuliert sich in der Essstörung zum Beispiel die absolute Beherrschung des Zugriffs, wobei auch – die Vagina durch den Mund substituiert –, die Angst vor Penetration durch Negation der (Nahrungs-)Aufnahme gebannt scheint. Damit einher geht die Leugnung des Geschlechter- und Generationenunterschiedes: »Der Körper der Patientinnen gleicht dem eines Jünglings, und manchmal setzt auch die Menstruation völlig oder zeitweise aus. Es ist noch nicht zur Gänze erwiesen, warum Frauen mit Eßstörungen so große Angst vor dem Frausein haben [...].«⁶⁰

Insgesamt kollidiert die Gewichtung, die dem weiblichen Körper und insbesondere dem innergenitalen Raum hinsichtlich der Psychogenese

⁵⁹ Vgl., Theodor Reik: Aus Leiden Freuden. Masochismus und Gesellschaft, Frankfurt am Main 1983, S. 237.

⁶⁰ J. Paula Caplan: Frauen sind keine Masochisten. Das Ende eines Vorurteils, Köln, Zürich 1986, S. 142.

der Frau zuzusprechen ist, auffallend mit dem, was dem Subjekt durch die Umwelt vermittelt wird, indem weder die Existenz, noch die Bedrohung des ›Nicht-Ortes‹ anerkannt wird.

Die phallische Präformation spielt gewissermaßen eine Doppelrolle, denn die Lücken in der Wahrnehmung unterminieren einerseits die Geschlechtsgenese und führen gleichzeitig zur Blindheit gegenüber den ausgewachsenen, sexuell aggressiven, perversen Strebungen.

Nachtrag zum »Mangel an Zugang«: Von der Nicht- und Fehlbenennung der weiblichen Genitalien

»Zusammen mit ihrer direkten Übersetzung ›Scheide‹ ist Vagina auch im Deutschen die häufigste und akzeptierteste Bezeichnung für das weibliche Genitale. Wie bereits erwähnt, bezieht sich Vagina jedoch ausschließlich auf die Körperöffnung, die die Vulva mit den inneren Geschlechtsorganen verbindet. Damit wird nicht nur der gesamte sichtbare Teil des weiblichen Genitales unsichtbar, es hat so auch keine eigenständige Bedeutung mehr, ist nur ein Loch [...].«
Mithu M. Sanyal⁶¹

Dass das weibliche Geschlecht sich selbst bei gebildeten Frauen als unsicht- und unsagbar enthüllt, darauf verweist nicht nur Mithu Sanyals Kulturgeschichte der *Vulva* (2009), sondern auch die darin zitierte Entrüstung Harriet Leners über die *Vagina-Monologe* von Eve Ensler, in denen »das weibliche Genitale – zumindest linguistisch – auf einen Schlauch aus Schleimhaut reduziert [sei].«⁶² Ebenso inkonkret sei Rapperin Lady Bitch Ray, die den Moderatoren der »Schmidt-&-Pocher-Sendung vom 24.4.2008 ein Töpfchen ›Fotzensekret‹ überreichte und – wie in jedem Interview – die ›vaginale Selbstbestimmung‹ proklamierte. Allerdings machte sie keinen Unterschied zwischen Vagina, Möse, Fotze und Cunt. Und auch der ›Vagina-Hut‹, den sie unter dem Label Vagina-Style für ihre Auftritte entworfen hat, ist nichts anderes als ein Vulva-Hut.«⁶³

Interessant an Sanyals Beispielen ist, dass Eve Ensler 1998 den V(agina)-DAY (14. Februar) als Aktionstag gegen Gewalt (victory over violence) initiierte und für die sexuelle (auch sprachliche) Befreiung der

⁶¹ Mithu M. Sanyal: *Vulva. Die Enthüllung des unsichtbaren Geschlechts*, Berlin 2009, S. 14.

⁶² Ebd., S. 22.

⁶³ Ebd., S. 22.

Frauen aktiv ist,⁶⁴ während Bitch Ray alias Reyhan Sahin sogar in einem linguistischen Feld forscht. Dieses Zitat zielt nicht darauf ab, Sahin zu einem Schlauchoberteil für die anatomisch korrektere Vagina-Style-Mode-Metapher zu raten, sondern festzustellen, dass sich beide Frauen überdurchschnittlich intensiv mit dem weiblichen Geschlecht auseinandersetzen und teilweise provokativ für die Anerkennung des ›Nicht-Ortes‹ auftreten, dabei jedoch schon an den richtigen Worten wie der symbolischen Darstellung scheitern.

Zudem scheint zweifelhaft, ob der durch Sahin unternommene Versuch, die degradierende Denotation des Wortes ›Bitch‹ durch Inkorporation des Schimpfwortes in ein ›identitätsstiftendes Prädikat‹ ihres ›Radikalfeminismus‹ zu verwandeln (Transcodierung), gelingt. Zwar geht die Philosophin Sybille Krämer davon aus, dass das »Prädikat ›Bitch‹ wie das Wort »Nigga« einen Bedeutungswandel erfahre, je nachdem, durch wen es verwandt werde. Es scheint hier der Versuch vorzuliegen, gemeinhin entwertend oder subordinierend gebrauchte Bezeichnungen zu vereinnahmen und diese in einen anderen – Bitch Ray spricht von einem »radikalfeministischen« – Kontext zu überführen. Bitch Ray glaubt, dass es durch die bewusste Aneignung der Begriffe und ein Propagieren ihrer Umdeutung möglich sei, in die bestehende symbolische, das heißt phallische Ordnung, einzugreifen.⁶⁵ »Indem sich die Frauen selbst als [Bitch] bezeichneten, wollten sie den innerhalb einer patriarchalen Gesellschaft entwerteten Begriff [Bitch] zurückerobern, ohne die damit einhergehenden negativen Zuschreibungen von [sexueller Entrechtung, Objektivierung und Entwertung des weiblichen Körpers etc.] zu übernehmen.« Michelle Byers, die dieses Vorgehen am Beispiel der *Riot Grrrls* als »diskursive Performativität« erörtert und als eine »postrukturalistische sprachpolitische Strategie« beschreibt,⁶⁶ betone, so die Autorinnen des Missy-Magazine, dass das »wütende Knurren« in Grrrl mädchenhafte Stereotype konterkariere und den Terminus somit mit neuen Bedeutungen wie Stärke, Rebellion und Randalie auflade.⁶⁷

Eine solche Bedeutungswendung und -karikierung des Bitch-Begriffs ist bei Lady Bitch Ray nicht zu erkennen. Sahins Form von ›Pop- oder Talkshow-Feminismus‹ versucht, ›vaginale Selbstbestimmung‹ zu errin-

⁶⁴ www.vday.org/home (15.6.2011).

⁶⁵ Vgl. Sonja Eismann; Chris Köver; Stefanie Lohaus (2012): 100 Seiten Popfeminismus. Das Missy Magazine als Dritte-Welle-Praxis. In: Paula Villa [u.a.]: Banale Kämpfe. Perspektiven auf Popkultur und Geschlecht, Wiesbaden 2012.

⁶⁶ Vgl. ebd., S. 45.

⁶⁷ Vgl. ebd.

gen,⁶⁸ ohne dabei über Terminologien und Performances hinauszukommen, die die phallische Referenz und misogynen Tradierungen kolportieren und patriarchale Formen reproduzieren, gegen die sie sich in ihrem »Vagina-[eigentlich Vulva]-Style« zu richten glaubt.

Dieses Verfehlen richtiger und vollständiger Worte wird von Lerner als nahezu allgegenwärtiges Phänomen identifiziert, das sich selbst in der Literatur zeige, die zur Sexuaufklärung dienen sollte.⁶⁹ Dem ist aus sozialpsychologisch-psychoanalytischer Sicht hinzuzufügen, dass Begriffe und Bilder, insbesondere solche der sozialen Degradierung, das hierarchische Verhältnis konservieren, durch welches sie erschaffen wurden, da sie nicht von ihrer Gewordenheit, ihrer Konnotation und den Affekten, die sie hervorrufen, abgeschnitten werden können,⁷⁰ selbst wenn sie (durch die zu deklassierende Gruppe) bewusst umdefiniert werden. »Vor allem die Bilder, die Lady Bitch Ray von sich selbst zirkuliert und die zirkuliert werden, sprechen zunächst eine wiederum konventionelle Bildsprache des Pornografischen.«⁷¹

Dass selbst unter gebildeten Frauen terminologische Ohnmacht und eine Art Union des Schweigens herrscht, bestätigte sich innerhalb meiner praktischen Arbeit, den problemzentrierten Interviews zum Thema »Körper, Sprache und Wahrnehmung«. Sowohl in den Interviews mit Frauen, die an Essstörungen leiden, als auch mit der Kontrollgruppe zeigte sich,⁷² dass den Befragten jeglicher sprachlicher Zugang fehlt, sobald sie versuchen, über ihre Genitalien, Sexualität und Lust Auskunft zu geben.

⁶⁸ Porno-Talk bei Maischberger. Sex, die anstrengendste Sache der Welt. <http://www.spiegel.de> ([<http://tinyurl.com/259xv6>] 24.02.2012).

⁶⁹ Vgl., Harriet G. Lerner: Elterliche Fehlbenennung der weiblichen Genitalien als Faktor bei der Erzeugung von »Penisneid« und Lernhemmungen. In: *Psyche – Z Psychoanal Jg.* 34, Nr. 12, 1980, S. 1092-1104, hier: S. 1092.

⁷⁰ »Das B-Wort wird auch für Frauen benutzt, die eine eigene Meinung haben und sich nicht scheuen diese auszudrücken«, lassen die Autorinnen des feministischen Magazins *Bitch* auf ihrer Seite www.bitchmagazin.com verlauten. www.sueddeutsche.de/ ([<http://tinyurl.com/8xrsxt6>] 2.6.11).

⁷¹ Paula-Irene Villa: Pornofeminismus? Soziologische Überlegungen zu »feuchten« und anderen Körpergebieten. In: Dies.: *Banale Kämpfe. Perspektiven auf Popkultur und Geschlecht*, Wiesbaden 2012, S. 240.

⁷² Die Kontrollgruppe umfasst »normale« Frauen zwischen 25 und 35 mit höherer (teilweise im Bereich Gender) Bildung.

*»ich merke, dass, wenn's wirklich um die Scheide geht oder Vagina,
 Klitoris wie auch immer,
 dass ich in dem Bereich immer schwammig bin und auch sich die,
 also eigentlich die Begriffe immer abwechseln
 oder ich irgendwie zwischen Begriffen hin- und herswitche,
 keine klaren Benennungen da hab, so.«⁷³*

Dieser Eindruck bestätigte sich im Rahmen eines tiefenhermeneutischen Forschungskolloquiums. Zudem bemerkten die Interpretierenden, dass trotz der expliziten – »penetrierenden« – Interviewfragen (zu Themen wie Menstruation, Masturbation, sexuellen Vorlieben etc.) die sehr fachliche, klinische Frageform der Interviewerin wie ein Panzer gegen das »Eigentliche« wirkte, so dass sich nicht nur bei der interviewten, sondern auch bei der interviewenden Frau Abwehrmechanismen gegen unbewusste Ängste bezüglich der Weiblich- und Geschlechtlichkeit vermuten lassen. Es kann also – selbst dann, wenn die Nicht-Benennung benannt, beziehungsweise thematisiert wird – keineswegs von einer Aneignung und Kontrolle über Körper und Worte, von symbolischer Deutungsmacht oder einer »Befreiung dieses Tabu-Wortes« die Rede sein,⁷⁴ wenn der innergenitale Raum in derselben keinen Platz hat.

Die *Bedeutung*, mit der Körper(-Organe) kulturell aufgeladen sind, durch die die Wahrnehmung derselben *präformiert* ist, kann – dies ist an Sanyal zu kritisieren – leider nicht (nur) durch ein nüchtern aufgeklärtes Wissen um physiologische Gegebenheiten, Etablieren von Terminologie, Sichtbarmachen von Problemlagen oder durch ein »Fotzensekret« aufgelöst werden. Denn auch die Verletzung sittlicher oder sprachlicher Normen, die künstlerische Inszenierung oder auch der den Blick penetrierende »Vagina-[oder-Vulva-]Hut«, dient letztlich – so scheint es – der Verhüllung der Frau sowie des Problems.⁷⁵

⁷³ Zitat aus einem der Interviews der Vergleichsgruppe, Interview vom 20.1.2011.

⁷⁴ <http://vdayberlin.de/deutsch/> (15.6.2011).

⁷⁵ Interessant ist auch, dass Sahin, die sich mit der *Semiotik des Kopftuchs* befasst, übersieht, dass der Hut – wie das Kopftuch – sie, die Frau, zum Objekt des Blicks macht und buchstäblich »patriarchale Normen« umsetzt, schließlich zeigt die Kulturgeschichte der »behüteten« Frau diese vor allem geschmückt und »unter der Haube«.

EMANZIPATION UND UTOPIE

Franziska Baumbach

Kapitalismus, Menschenbilder und die Undenkbarkeit gesellschaftlicher Veränderung

Grundlage für die Kritik der Gesellschaft ist das Verständnis der Gesellschaft – der Kritik des Kapitalismus muss also die Erkenntnis seiner Beschaffenheit vorausgehen. Aus diesem Grund hat Karl Marx *Das Kapital* als eine genaue Analyse der kapitalistischen Produktionsweise geschrieben. Nach dessen Lektüre und der Einsicht, dass die kapitalistische Produktionsweise den Interessen und Bedürfnissen der meisten Menschen entgegensteht, könnte man sich – diese Erkenntnis in die Welt hinausposaunend – eigentlich an die Überwindung dieses Gesellschaftssystems machen.

Leider ist der Nachweis, dass der Kapitalismus mit Notwendigkeit das Glück der Menschen verhindert, nicht das einzige Arbeitsfeld der radikalen Gesellschaftskritiker_innen: Viele Menschen geben an, sich mit dem Kapitalismus aus Mangel an Alternativen abzufinden oder vertreten die Überzeugung, die Natur des Menschen sei so gestaltet, dass nur eine Gesellschaft mit kapitalistischer Produktionsweise seinem Wesen angemessen ist. In diesem Falle wird die Beschaffenheit der Gesellschaft mit dem Verweis auf Naturnotwendigkeiten der Kritik entzogen. Daher ist ein Zusammenspiel von Ökonomie- und Ideologiekritik erforderlich, um den falschen Annahmen über die Einrichtung der Welt entgegenwirken zu können. Es geht also um den Zusammenhang der Denkbarkeit gesellschaftlicher Veränderung mit den in einer Gesellschaft dominierenden Menschenbildern. Es soll hier der Frage nachgegangen werden, ob das Weltbild unserer Gesellschaft immer schon anthropologisch sortiert ist.

Die meisten Menschen folgen in ihrem Alltagsleben mehr oder weniger bewusst einer Konzeption der Natur des Menschen, welche die Art und Weise ihres Weltzugangs strukturiert und somit auch die politische Auseinandersetzung prägt. An die Stelle der Analyse von geschichtlichen und gesellschaftlichen Prozessen tritt die Konstruktion eines transhistorischen Menschenbildes. Mögliche Folge: Wird dieses Menschenbild als eine Rahmenbedingung von Erkenntnis nicht reflektiert, genauso wenig wie die Folgen für die Sichtweise auf gesellschaft-

liche Prozesse, wird die politische Debatte bedeutend erschwert, wenn nicht gar verhindert. Um zu untersuchen, inwieweit unhistorisch-anthropologische Grundüberzeugungen in politische Debatten hineinspielen, gilt es, einen Schritt zurückzugehen und vom konkreten Inhalt der Debatten abstrahierend nach der Metaebene zu fragen, welche die Diskussionsgrundlage bildet.

Menschenbilder im Wandel der Gesellschaften

Was das Wesen des Menschen sei, diese Frage war seit jeher Bestandteil des Denkens und der philosophischen Überlegungen. Ist der Mensch von Natur aus gut oder böse, arbeitsam oder faul, sozial oder asozial, egoistisch oder barmherzig? Die Betrachtung der Menschenbilder im Wandel der Zeit lässt die Frage nach den gesellschaftlichen Verhältnissen, in denen jeweils über die Natur der Menschen nachgedacht wurde, aufkommen. Es zeigt sich, dass sich in den unterschiedlichen Epochen jeweils Menschenbilder etabliert hatten, die das jeweilige System politischer Herrschaft und gesellschaftlicher Produktionsweise legitimierten: Die Organisation der Gesellschaft erschien in Mittelalter und Antike auf die gleiche Weise der Natur des Menschen gemäß, wie das heute vorherrschende Bild vom Menschen zum Kapitalismus passt. In der Sklavenhaltergesellschaft der Antike und im feudalistischen Mittelalter wurde von einer natürlichen Ungleichheit der Menschen ausgegangen, die qua Natur einen Teil der Menschen zum Dienen, einen anderen Teil zum Herrschen prädestinierte. Wenn Platon und Aristoteles in der antiken Gesellschaft über *den Menschen* nachdachten, hatten sie griechische, freie Männer mit Bürgerstatus im Sinn – nicht Frauen¹ oder Sklaven. Im Laufe der Geschichte veränderten sich die Auffassungen vom Menschen mit der Gesellschaft. Diese Veränderung im Laufe der Epochen nachzuvollziehen bietet die Grundlage dafür, das heute verbreitete Menschenbild in den Zusammenhang mit der Entstehung des Kapitalismus zu stellen. Denn erst am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit entsteht *der heutige Mensch*.

¹ Bis mindestens zur Aufklärung, aber auch darüber hinaus, sind mit ›Menschen‹ Männer gemeint.

Mittelalter

Im Mittelalter wurde die antike Sklavenhaltergesellschaft vom Feudalismus abgelöst, auf die antike Philosophie in Europa folgte die Dominanz des Christentums: Für mittelalterliche Denker war die von Religion und Kirche dominierte Feudalgesellschaft der soziale Rahmen ihrer Philosophie. Eine abgegrenzte Wissenschaft als Lehre vom Menschen gab es bis zum Ende des Mittelalters nicht; charakteristisch für das mittelalterliche Denken über die Menschen war die Annahme ihrer Sündhaftigkeit, der natürlichen, gottgegebenen Ungleichheit und einer Gruppenzugehörigkeit. In der ständischen Gesellschaft des Mittelalters wurde der Mensch als von Natur aus böse und durch die Erbsünde belastet angesehen – nur einige wenige waren von Gottes Gnade zur Herrschaft über die Nichterwählten auserkoren. Natur und Bestimmung des Menschen wurden aus der göttlichen Offenbarung abgeleitet – der Mensch definierte sich im Verhältnis beziehungsweise durch den Unterschied zu Gott.² Nach der christlichen Lehre standen die einzelnen Menschen einem auf sie bezogenem Gott gegenüber. Der Gott des Christentums ist ein persönlicher – das heißt, die einzelnen Glaubenden treten in einen persönlichen Dialog mit ihrem Gott³ –, der damit auch der einzelnen Seele etwas Individuelles verleiht. Als selbstständig galten die Menschen dabei aber keines-

² Vgl. Hans Jakobs: Heilpädagogik zwischen Anthropologie und Ethik. Eine Grundlagenreflexion aus kritisch-theoretischer Sicht, Stuttgart/Wien/Bern 1997, S. 29.

³ »Erst die individuelle Gotteskindschaft des Christentums löste das Individuum (auch religiös) stärker aus dem Familienverband. Gerade die enormen Konflikte, die beim Zusammenstoß von traditioneller Familienzentriertheit und der neutestamentlichen Radikalforderung einer Absage an familiäre Bindungen zugunsten der Nachfolge Christi aufbrachen, zeugen von der bis dahin ungebrochenen Macht der Familie. Vor allem das durch Askese und die christliche Betonung der individuellen Beziehung der Seele zu Gott motivierte, bei Heiden und nicht-asketischen Christen gleichermaßen auf Widerstand stoßende, Verhalten vieler Angehöriger der Oberschicht, Familienvermögen an Arme zu verteilen, anstatt es für die Erben zu vermehren oder sich gar in Enthaltbarkeit der Ehe und der Verpflichtung zu verweigern, durch Kinder den Fortbestand der Familie zu sichern, trug viel zur Intensivierung des bis heute andauernden Individualisierungsprozesses bei. Das individuelle Seelenheil wurde erstmals wichtiger als das Wohlergehen der Familie.« – Barbara Feichtinger: Individuum/Familie/Gesellschaft. Antike. In: Peter Dinzelsbacher (Hrsg.): Europäische Mentalitätsgeschichte. Hauptthemen in Einzeldarstellungen, Stuttgart 1993, S. 1-17, hier S. 12f.

falls, nur durch göttliche Hilfe konnten sie Erlösung erlangen, was das Ziel allen Strebens in der mittelalterlichen Gesellschaft war.⁴

Die hierarchische Strukturierung der Gesellschaft und die Ungleichheit der Menschen wurden als selbstverständlich und gottgewollt im Weltbild des Mittelalters festgeschrieben.⁵ Die Bibel begründete ein unverrückbares Weltbild, das allem, jedem und jeder den von Gott bestimmten Platz zuwies⁶ und die Herkunft, Bestimmung und Zukunft der ganzen Menschheit heilsgeschichtlich verbürgte:⁷ »Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit außer von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott angeordnet.«⁸ Die Sozialordnung galt als von Gott geschaffen, nicht als von Menschen gemacht. Die Ungleichheit gehörte zu diesem gottgegebenen glücklichen Ganzen und war Teil göttlich gewollter Harmonie.⁹ Die gesellschaftliche Schichtung wurde ebenfalls durch die Erbsünde begründet, da die verschiedenen Stände als Nachfahren der Stämme aus dem Alten Testament gesehen wurden. Die Unfreiheit der Bauern ergab sich beispielsweise aus ihrer Abstammung von Kanaan: Der wurde von seinem Großvater Noah verflucht.¹⁰

⁴ »Das ›Selbst‹ des Christentums war noch keineswegs autonom – vielmehr war es göttlich: Sein Selbst zu finden, hieß nicht, ›sich‹ finden, sondern Gott finden.« – Garbiel Kuhn: *Jenseits von Staat und Individuum. Individualität und autonome Politik*, Münster 2007, S. 2.

⁵ Vgl. Peter Dinzelsbacher: *Individuum/Familie/Gesellschaft. Mittelalter*. In: Ders. (Hrsg.) 1993, S. 18-38, hier S. 18.

⁶ »Der Mensch der feudalen Gesellschaftsordnung empfängt sein Schicksal unmittelbar aus sozialen Ordnungen, er ist mit ihnen eins, kann sich nicht als isoliertes Individuum denken; daher ist ihm sein soziales Schicksal ›Natur‹. [...] Dem feudalen Mensch erscheint das Paradoxe, dass der Mensch durch seine Geburt einen ›natürlichen‹ sozialen Charakter aufgeprägt erhält, als selbstverständlich.« Vgl. Franz Borkenau: *Der Übergang vom feudalen zum bürgerlichen Weltbild. Studien zur Geschichte der Philosophie der Manufakturperiode*, Darmstadt 1971, S. 36.

⁷ Vgl. Martina Neumeyer: *Mittelalterliche Menschenbilder – Eine Einführung*. In: Dies. (Hrsg.): *Mittelalterliche Menschenbilder*, Regensburg 2000, S. 7-20, hier S. 11.

⁸ Die Bibel, Röm 13,1. Beispielhaft ein Brief von Hildegard von Bingen (ca. 1098-1179): »Gott macht Unterschiede innerhalb seines Volkes im Himmel wie auf Erden. Alle werden von Gott geliebt, trotzdem gibt es keine Gleichheit unter ihnen.« Zitiert nach: Dinzelsbacher 1993, S. 19.

⁹ Vgl. Neumeyer 2000, S. 11f.

¹⁰ Vgl. Dinzelsbacher 1993, S. 25. »Verflucht sei Kanaan und sei seinen Brüdern ein Knecht aller Knechte!« – Die Bibel, Gen 9,25.

Die Menschen des Mittelalters waren auf ihr jenseitiges Heil ausgerichtet, das Heil der Seele war damit das alleinige Ziel des Lebens. Ihre Körper fühlten sie durch die Erbsünde schon bei ihrer Zeugung belastet. Wenn »die unsterbliche Seele des Menschen sich mit einem solchen in Begierde gezeugten Körper verbindet, ergeht es ihr wie einer Flüssigkeit, die in ein schmutziges Gefäß gegossen wird. Das Streben des Menschen nach Weisheit ist behindert durch den Körper, der es nicht zulässt, dass der Mensch Gottes Größe erforschen und verstehen kann.«¹¹

Wenn es auch positivere Einschätzungen der Menschen gab¹² – im Sinne der Uneinheitlichkeit der Bibel, die den Menschen sowohl als von Gott berufenen Herrscher der Welt als auch als nichtswürdiges Elend zeichnete –, so war doch der Rahmen des Denkens immer der christliche Glauben und die jeweiligen Entwürfe waren hin- und hergerissen zwischen Gottähnlichkeit und Sündhaftigkeit.¹³ Doch das negative Bild überwog. 1195 spricht Papst Innozenz III es deutlich aus in seiner Schrift *Über die Erbärmlichkeit des Wesens des Menschen*: »Wer könnte meinen Augen einen Quell für meine Tränen geben, dass ich beweine den elenden Anfang menschlichen Seins, den mit Schuld beladenen Fortgang, das verdammenswerte Ende menschlichen Lebens.«¹⁴ Im Mittelalter galt der Mensch als ein elendes, von Geburt bis zum Tode ewig schuldbeladenes Wesen – nach der Renaissance sollte er als ein Wunder gelten.¹⁵

Die Renaissance führte zu einer neuen Sicht auf die Menschen und auf das Leben jenseits religiöser Vorgaben. *Der Mensch* wurde zum Maß aller Dinge, sollte bereits im Diesseits sich und sein Potenzial entwickeln können. Die mittelalterlichen Autoritäten traten vor der eigenen Persönlichkeit in den Hintergrund. Selbstverwirklichung wurde das neue Ziel. Die grundlegenden Veränderungen in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens Europas brachten grundlegende Veränderungen im Denken, in der Philosophie mit sich: Das moderne Denken entstand. Seit der

¹¹ Clemens Zintzen: *Vom Menschenbild der Renaissance. Florentiner Kultur im Quattrocento*, Hildesheim/Zürich/New York 2009, S. 13.

¹² Vgl. Neumeyer 2000. Das Buch richtet sich gegen die verbreitete schematische Sichtweise auf das Mittelalter, das nur von anthropologischem Pessimismus beherrscht gewesen sei und betont, dass in der Renaissance Entwicklungen resultierten, die im Mittelalter entstanden sind.

¹³ Vgl. ebd., S. 8.

¹⁴ Zitiert nach: Zintzen 2009, S.12. Papst Innozenz III beginnt seine Schrift mit dem Zitat der Bibel, Jeremia 20,18: »Warum bin ich doch aus dem Mutterleib hervorgekommen, wenn ich nur Jammer und Herzeleid sehen muss und meine Tage in Schmach zubringe.«

¹⁵ Vgl. Zintzen 2009, S. 12.

Neuzeit entwickelte sich aus dem mittelalterlichen Postulat der Gleichheit vor Gott mehr und mehr die Idee der Gleichheit aller Menschen und mit ihr die Überzeugung, dass die aus der Gleichheit entstehenden gleichberechtigten Interessengegensätze nur durch eine übergeordnete Autorität in geordnete Bahnen gelenkt werden können. Das Mittelalter – dieses durch und durch religiöse Zeitalter, das im krassen Gegensatz zur heutigen Gesellschaft gesehen wird – legte die Grundlagen der Welt, wie wir sie heute kennen. Mit der Christianisierung des Menschenbildes wurden Gleichheit (vor Gott) und Individualität (der Einzelnen in der Beziehung zu Gott) – ohne praktische Konsequenzen für die gesellschaftliche Realität – postuliert. Diese bloß gedanklichen Fundamente des Christentums, die in *der* Epoche der Herrschaft des Christentums nicht verwirklicht werden konnten, sollten dann in verweltlichter Version zum Paradigma der folgenden Epoche werden.

Die Geschichte des Kapitalismus und die Anthropologie der Neuzeit

Nach der absolutistisch-merkantilistischen Übergangszeit zwischen 1500 und 1750, in der mittelalterliche Strukturen langsam zurückgedrängt wurden, begann sich seit dem Jahre 1750 die kapitalistische Produktionsweise als Gesellschaftssystem zu entwickeln. Dazu entstand eine Wissenschaft, die diese erklären wollte: Adam Smith legte den Grundstein für die moderne Ökonomietheorie. Aus »einer natürlichen Neigung des Menschen, zu handeln und Dinge gegeneinander auszutauschen«¹⁶ wird in seiner Tradition auch heute noch eine kontinuierliche Linie vom ersten Aufeinandertreffen der Menschen – Urfischer trifft auf Urjäger und tauscht zwei Urforellen gegen einen Urhirsch – zur gegenwärtigen Weltwirtschaft gezogen. Mit dem Auftreten der modernen politischen Ökonomie kam es zu einem Paradigmenwechsel bei der Betrachtung des Menschen. Durch das Zusammenspiel gesellschaftlicher Praxis in Gesellschaften, in denen kapitalistische Produktionsweise herrscht mit ihrer Rechtfertigung unter anderem durch die Ökonomietheorie, gilt Kapitalismus heute nicht nur als die Form von Gesellschaft, die dem Wesen des Menschen am angemessensten ist, sondern auch ihre Entstehung wird durch die Natur des Menschen begründet. Dieser

¹⁶ Adam Smith: Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen, München 1990, S. 16.

Hintergrund macht es notwendig, der rückwirkend konstruierten natürlichen Entwicklung die tatsächliche historische Entstehung der kapitalistischen Gesellschaft entgegenzustellen. *Nicht die Natur des Menschen führte zum Kapitalismus, sondern die kapitalistische Produktionsweise und das ihr entsprechende Denken führte zur heute verbreiteten Auffassung von der Natur des Menschen.*

Die übliche beschreibende Aufzählung des sich ausbreitenden Handels, der Entwicklung der Städte, der Staatenbildung und der beginnenden Kolonisierung der Welt, soll an dieser Stelle unterschieden werden von der eigentlichen Ursache der Entstehung des Kapitalismus. Oft wird davon ausgegangen, dass sich seit Jahrtausenden neben der vorherrschenden Agrargesellschaft Handelsstrukturen immer weiter ausbreiteten und ausdifferenzierten. Durch den Untergang des Römischen Reiches und die Entstehung der mittelalterlichen Feudalgesellschaft wurde diese Entwicklung unterbrochen und kam erst am Ende des Hochmittelalters auf ihren vormittelalterlichen Stand. Nach der Erholung vom »mittelalterlichen Rückschlag« entwickelte sich der Handel immer weiter und diese Entwicklung mündete schließlich in unsere heutige Gesellschaft, in welcher dem Handel schlussendlich keine Grenzen mehr gesetzt sind. Diese Sichtweise impliziert, der Kapitalismus, beziehungsweise die Marktwirtschaft sei einfach der folgerichtige Schluss einer Jahrtausende dauernden Entwicklung, der letztlich das natürliche Verhalten der Menschen zugrunde liege: Da Handel ist, wo Menschen miteinander in Kontakt kommen, breitet sich der Handel notwendig mit zunehmendem Kontakt aus. So scheint eine bruchlose Entwicklung von den Anfängen der Menschheitsgeschichte bis zum Weltmarkt zu bestehen.¹⁷

Heide Gerstenberger kritisiert dagegen die in solchen Konstruktionen übliche Verwechslung von Kaufleuten, die Fernhandel betrieben, mit Kapitalisten, also die begriffliche und historische Vermischung von Kaufmannskapital mit kapitalistischem Handelskapital. Dadurch werde der Kapitalismus auf die Zirkulation beschränkt und der gesamtgesell-

¹⁷ »Central to these conventional accounts of history are certain assumptions, explicit or implicit, about human nature and about how human beings will behave, if only given the chance. They will, so the story goes, always avail themselves of the opportunity to maximize profit through acts of exchange, and in order to realize that natural inclination, they will always find ways of improving the organization and instruments of work in order to enhance the productivity of labour.« – Ellen Meiksins Wood: The origin of capitalism. A longer view, London/New York 2002, S. 5f.

schaftliche Zusammenhang mit der Produktionssphäre und den politischen Rahmenbedingungen übergangen.¹⁸

Ellen Meiksins Wood¹⁹ betont in ähnlicher Stoßrichtung, der Kapitalismus sei nicht in den Städten und aus dem Handel, sondern auf dem Land durch fundamentale Veränderungen in den Eigentumsstrukturen entstanden:

»Der Kapitalismus entstand demzufolge weder aus der Entfesselung schon vorhandener kapitalistischer Impulse noch als Ergebnis einer bürgerlichen Revolution mit dem Ziel der Befreiung des Kapitals oder der kapitalistischen Klassen. Er ist auch nicht das Ergebnis eines zwangsläufigen, transhistorischen technologischen Entwicklungszuges. Er ist die nicht-intendierte Folge der dynamischen Verhältnisse zwischen feudalen aneignenden und produzierenden Klassen im Zuge von deren Reproduktion. Es gibt weder einen embryonalen, von äußeren Schranken zu befreienden Kapitalismus in den Intermundien des Feudalismus noch ein Geschichtsgesetz, welches die Ersetzung einer Produktionsweise durch eine produktivere verlangt. Die unerbittliche Notwendigkeit, »maximierender« Strategien – schrankenloser Akkumulation, Profitmaximierung, Steigerung der Arbeitsproduktivität – sind nicht transhistorische Gründe, sondern geschichtlich spezifische Konsequenzen spezifisch kapitalistischer Mechanismen.«²⁰

Bei der Entstehung des Kapitalismus kam es zu einem *qualitativen Bruch* in der gesellschaftlichen Struktur; es handelt sich also nicht nur um einen *quantitativen Ausbau* vorhandener Strukturen (wie Ausbreitung der Märkte und Kommerzialisierung des wirtschaftlichen Lebens).²¹ Die gesellschaftlichen Verhältnisse haben sich insgesamt tief greifend dahingehend verändert, dass sich die Reproduktionsstrukturen auf einer völlig anderen Grundlage neu bildeten. Die Produktion unterstand fortan den Imperativen des Wettbewerbs, der Akkumulation und der Profitmaximierung.²² So auch die Produzenten: Das ausgeprägte protestantische Religionsbewusstsein, das das aus Handwerkerkreisen entstehende Manufakturbürgertum entwickelte, unterschied sich durch seine »neuar-

¹⁸ Vgl. Heide Gerstenberger: Die subjektlose Gewalt. Theorie der Entstehung bürgerlicher Staatsgewalt, Münster 2006, S. 19.

¹⁹ Vgl. Wood 2002 (s. Anm. 17); dies.: Kapitalismuserstehung. In: Wolfgang F. Haug (Hrsg.): Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus. Bd. 7/1: Kaderpar-
teibis Klonen, Hamburg 2008, S. 273-292, hier S. 286.

²⁰ Vgl. ebd.

²¹ Dies. 2002, S. 12.

²² Ebd., S. 26.

tige seelische, moralische und geistige Struktur von allen bisherigen besitzenden Klassen«. ²³ Das neue Unternehmertum zeichnete sich durch eine neue Einstellung zum Profit aus. Hatte das Handelsbürgertum der Renaissance seinen Profit für Luxuskonsum und den Erwerb feudaler Güter *ausgegeben*, so

»benützt[e] die neu entstehende Manufakturbourgeoisie den Profit knauserig zur produktiven Anlage im Massengüter produzierenden Betrieb, das heißt, sie akkumuliert[e] ihn auf echt kapitalistische Weise. Das direkte Interesse an der Produktion und die mit ihm eng verbundene, nicht nur sporadische, sondern zur Regelmäßigkeit und ökonomischen Notwendigkeit gewordene Verwendung des Profits für die Produktion zeichnet[e] die neue Bourgeoisie aus.«

Diese sich ausbreitende »asketische Ethik« ²⁴ machte es den Manufakturbürgern möglich, die Produktionskapazitäten zu erweitern, in der Konkurrenz zu bestehen und sich vom Kaufmann zu emanzipieren, der bisher das Geld vorgeschossen hatte. Aus dieser Selbstständigkeit in der freien Wirtschaft, in der die Einzelnen – durch eigene Arbeit oder die Kontrolle über die Arbeit eines Anderen – Eigentum gewinnen, entsteht schließlich der »materielle Ausdruck der produktiven, schöpferischen Person«. So entwickelte sich die Auffassung vom Menschen als Individuum und autonomer Persönlichkeit, die ihre »Basis in ökonomischer und politischer Freiheit« ²⁵ hat.

Das Bild des individuellen Menschen verdrängte schließlich Gott aus dem Zentrum allen Horizontes. ²⁶ Das *geozentrische* Weltbild wurde von

²³ Leo Kofler: Zur Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft. Versuch einer verstandenen Deutung der Neuzeit. Bd. 1, Berlin 1992, S. 281. Vgl. Karl Marx: Das Kapital. (Marx Engels Werke, Bd. 23), Berlin 1970, S. 777: »Zweifelsohne verwandelten sich manche kleine Zunftmeister und noch mehr selbständige kleine Handwerker oder auch Lohnarbeiter in kleine Kapitalisten und durch allmählich ausge dehntere Exploitation von Lohnarbeit und entsprechende Akkumulation in Kapitalisten sans phrase.«

²⁴ Kofler 1992, S. 293ff.

²⁵ Herbert Marcuse: Das Individuum in der »Great Society«. In: Ders.: Ideen zu einer kritischen Theorie der Gesellschaft, Frankfurt am Main 1969, S. 157-184, hier S. 168f.

²⁶ »Diese Vorstellungen der Einzelnen ändern sich mit Beginn der Neuzeit. Plötzlich ist es möglich zu sagen: ›Ich bin ich‹, ja sogar: ›Ich bin ich, und nichts sonst!‹ Die Einzelnen treten heraus aus religiösen Koordinatensystemen und nehmen ihr Selbst nicht mehr als Teil einer höheren Ordnung und/oder Identität wahr, sondern als ihr ›ureigenstes Eigenes‹, ihre individuelle Identität.« – Kuhn 2007 (s. Anm. 4), S. 30.

einem *egozentrischen* abgelöst, auch was das Denken der Menschen über sich selbst anging: Mittelpunkt des Universums ist jeder einzelne Mensch für sich als ein völlig unabhängiges Individuum.²⁷ Die Interaktion der Individuen findet in dieser Denkweise auf dem Markt vermittelt über Tauschakte statt – der Tausch nimmt damit den Charakter einer sozialen Institution an, die in ihrer gesellschaftlichen Selbstverständlichkeit als anthropologische Konstante missverstanden wird.

Schluss

Der Mensch hat sich im Denken der Menschen im Laufe der Geschichte vom nur in Gemeinschaft überlebensfähigen Gattungswesen zum vereinzelt Einzelnen gewandelt. Ihn als Individuum anzusehen und darüber zu reflektieren, diese Sichtweise hat sich also erst langsam entwickelt. Entscheidend ist dabei die Entstehung der modernen bürgerlichen Gesellschaft und des Kapitalismus.²⁸ Gesellschaftliche Beziehungen haben im feudalen System auf »partikularer personaler (Gewalt-)Herrschaft und deren Verknüpfung durch Lehnsbeziehungen« beruht, mit der Entstehung des Kapitalismus wurden die Beziehungen zwischen den Menschen und zwischen Gruppen zunehmend durch Ware-Geld-Beziehungen strukturiert.²⁹

²⁷ Vgl. Norbert Elias: *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*. Erster Bd.: *Wandlungen des Verhaltens in den westlichen Oberschichten des Abendlandes*, Frankfurt am Main 1997, S. 55f.

²⁸ »Etwa mit dem 16. Jahrhundert setzt jene Entwicklung ein, die von den Einzelnen zunehmend eigene Lebensgestaltung, -planung und -bewältigung verlangt. Neue politische und wirtschaftliche Bedingungen (Entstehung des Zentralstaats; Merkantilismus, Physiokratismus) bescheren den Menschen Bedürfnisse und Möglichkeiten ebenso wie Pflichten und Anforderungen, denen die Sozialitätsformen des Mittelalters als selbstverständlicher Rahmen des individuellen Lebensweges immer weniger angemessen sind. Die Koordinaten unmittelbarer Kollektivität, die der Existenz der Einzelnen so lange Orientierung verliehen haben, lösen sich zusehends auf.« Kuhn 2007 (s. Anm. 4), S. 27. Vgl. ebd. S. 28: »Ob es ihnen gefällt oder nicht: Die Einzelnen müssen sich mit dem Gedanken anfreunden, auf sich selbst gestellt zu sein.«

²⁹ Vgl. Werner Hofmann: *Universität, Ideologie, Gesellschaft. Beiträge zur Wissenschaftssoziologie*, Frankfurt am Main 2009, S. 52. Vgl. Kofler 1992 (s. Anm. 23), S. 171: »Entwicklungsmäßig bedeutet das, dass der mittelalterliche Gegensatz von kollektiver Gebundenheit des Individuums und weitgehender Zersplitterung der ganzen Gesellschaft in autonome Teilgebiete in der beginnenden Neuzeit abgelöst wurde durch eine Form der Befreiung des Individuums, die gleichzeitig eine

Der Tausch, im Kapitalismus das zentrale Mittel, um das für das Überleben Nötige zu erlangen, findet zwischen einzelnen, rechtlich gleichgestellten Individuen statt. Kaum werden die Menschen – bedingt durch tief greifende Veränderung der Gesellschaftsstruktur – als vereinzelt wahrgenommen (weil sie als Marktsubjekte vereinzelt werden), kommt schon der Glaube auf, dabei handle es sich um die natürliche Daseinsweise der Menschen, die ihrer Natur am nächsten komme. So erscheinen die vereinzelt Einzelnen, die Privatindividuen als »der natürliche Mensch«³⁰ und verloren geht die Marxsche Erkenntnis, dass ein Individuum in Wahrheit ein »gesellschaftliche[s] Wesen«³¹ und »das menschliche Wesen [...] kein dem einzelnen Individuum innewohnendes Abstraktum« ist, sondern »in seiner Wirklichkeit [...] das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse«.³²

Das Individuum, das seine Freiheit und Gleichheit genießt und über sein Eigentum verfügen kann, erscheint heute oft als das abschließend zu sich gekommene, die Entfaltung *des Menschen* schlechthin. Dies ist ein Resultat der »Befreiung« der Menschen aus der Feudalgesellschaft durch die moderne Gesellschaft oder das Zeitalter des Kapitalismus – an die Stelle der ständischen trat die Klassengesellschaft. Soll diese als überwindbar dargestellt werden, muss das mit ihr entstandene und das durch sie laufend bestätigte Menschenbild ins Visier der Kritik genommen werden. Es gilt weiterhin, die Geschichte gegen die vermeintliche Natur zu stellen. Der Nachweis des Gewordenseins sowohl der Gesell-

übergeordnete und alles zusammenfassende Staatspersönlichkeit als Garantie der neuen Beziehung von Individuum und Gesellschaft zur Bedingung hat. Die der Renaissance zugehörige Ideologie des Humanismus ist daher individualistisch und absolutistisch zugleich.«

³⁰ Karl Marx: Zur Judenfrage. In: Marx Engels Werke, Bd. 1, Berlin 1972, S. 347-377, hier S. 369.

³¹ Ders.: Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahr 1844. In: Ebd., Bd. 40, Berlin 1985, S. 465-588, hier S. 538.

³² Ders.: [Thesen über Feuerbach]. In: Ebd., Bd. 3, Berlin 1962, S. 5-7, hier S. 6. Vgl. Hans Ernst Schiller: Individuum. In: Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd. 6: Imperium bis Justiz, Hamburg 2004, S. 948-969, hier S. 956. Vgl. auch: Karl Marx; Friedrich Engels: Die deutsche Ideologie. In: Marx Engels Werke, Bd. 3, Berlin 1962, S. 9-530, hier: S. 38.: »Diese Summe von Produktionskräften, Kapitalien und sozialen Verkehrsformen, die jedes Individuum und jede Generation als etwas Gegebenes vorfindet, ist der reale Grund dessen, was sich die Philosophen als »Substanz« und »Wesen des Menschen« vorstellen.«

schaft als auch dessen, was heute für die Natur des Menschen gehalten wird, macht die Denkbarkeit von Veränderungen erst wieder möglich.³³

³³ Dabei soll an dieser Stelle ausdrücklich sowohl von geschichtsteleologischen Stufen-Abfolge-Modellen als auch von platter Basis-Überbau-Theorie Abstand genommen werden. Vgl. dazu: Louis Althusser: *Ideologie und ideologische Staatsapparate*, 1. Halbband: Michel Verrets Artikel über den ›studentischen Mai«. *Ideologie und ideologische Staatsapparate*. Notiz über die ISAs, Hamburg 2011.

Malte Völk

Mit Bienenflügeln zur befreiten Gesellschaft?

Jean Paul und die Frage der ›Wirksamkeit‹ von Literatur

»Poems and paints can speak sometimes bold truths,
Poets and Painters are licentious youths.«
[Anonym] The Fifth Advice to a Painter (1667)¹

»Schauet dort jene! Die will ihre Schönheit in dem, was ich dichte
Finden, hier diese, die legt ihre, o Jubel, hinein!«
Heinrich von Kleist, Unterscheidung²

1. Ästhetik als Medium der Aufklärung

Die philosophische und literarisch-ästhetische Aufklärung hat bisher nicht zum Erfolg der Unternehmung geführt, die, wie Karl Marx es formulierte, »*Verhältnisse umzuwerfen*, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist.«³ Geht man davon aus, dass die »Abschaffung des Leidens oder dessen Milderung«⁴ ein universal anzustrebendes Ziel ist, so könnte man angesichts der durch die Aufklärung entfalteten gesellschaftlichen Potenziale konstatieren, dass jene »ihrer eigenen Verwirklichung entsagt«.⁵ So verstanden, benötigt man keine positive Setzung dessen, wie Aufklärung sich ›richtig‹ verwirklichen könnte, sondern zuvörderst eine *negative*, die Kritik am Bestehenden übt und auch ohne Annahme von anthropologisch unverrückbaren (also außerhalb der gesellschaftlichen Verhältnisse stehenden) Vorbedingungen in einer physisch-materialistischen Dimension gründet: »Das leibhafte Moment meldet der Erkennt-

¹ Zit. nach Martin Mulsov: *Prekäres Wissen. Eine andere Ideengeschichte der Frühen Neuzeit*, Berlin 2012, S. 80.

² Heinrich von Kleist: *Unterscheidung*. In: Erwin Laaths (Hrsg.): *Heinrich von Kleist – Sämtliche Werke*, München/Zürich 1961, S. 893.

³ Karl Marx: *Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung*. In: *Marx Engels Werke*, Bd. 1, Berlin 1969, S. 378-391, hier: S. 385.

⁴ Theodor W. Adorno: *Negative Dialektik*. In: Rolf Tiedemann (Hrsg.): *Theodor W. Adorno – Gesammelte Schriften*, Frankfurt am Main 1970ff., Bd. 6, S. 203.

⁵ Max Horkheimer; Theodor W. Adorno: *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente* [1947], Frankfurt am Main 2001, S. 48.

nis an, daß Leiden nicht sein, daß es anders werden solle. ›Weh spricht: vergeh.‹ Darum konvergiert das spezifisch Materialistische mit dem Kritischen, mit gesellschaftlich verändernder Praxis.«⁶

Es scheint, als müsse die schwierige und anstrengende Frage danach, *warum* diese Verwirklichung ausblieb, warum das ›Weh‹ nicht auf das Maß des Unvermeidlichen heruntergebracht werden konnte,⁷ immer wieder aufs Neue gestellt werden. Sie muss immer wieder aufs Neue, aus verschiedenen Perspektiven und mit verschiedenen Schwerpunkten gestellt werden, weil sie wahrscheinlich überhaupt nicht beantwortet werden kann. Die Frage selbst ist ihre eigene Antwort: Die Aufklärung kann sich nur verwirklichen in der – von jedem Einzelnen immer wieder neu zu leistenden – unablässigen Reflexion auf ihre eigenen Bedingungen, Aporien und Fehlentwicklungen. – »Es ist eine alte Geschichte, / Doch bleibt sie immer neu; / Und wem sie just passiert, / Dem bricht das Herz entzwei.«⁸

In diesem Beitrag soll der Frage nach den Gründen für das Fortbestehen des gesellschaftlichen Unrechts aus der Perspektive der Literatur nachgegangen werden. Enger gefasst ist es eine Perspektive, die das Werk des Dichters Jean Paul in den Blick nimmt; weiter gefasst wird ein Fokus auf die Ästhetik überhaupt gelegt. Ich werde zunächst Überlegungen darüber verfolgen, welche Zusammenhänge zwischen der Aufklärung und der Philosophie des Schönen bestehen könnten. Sodann wird begründet, warum Jean Paul für diesen Zusammenhang eine besondere Bedeutung zukommt. Für diese Begründung werde ich einige Werke des Dichters näher betrachten und dabei insbesondere die Vorrede zu seinem Roman *Siebenkäs* als ästhetisches Programm lesen und mit marxistisch orientierten Theorien zum Begriff der ›zweiten Natur‹ in Verbindung bringen. Das zielt auf kritische gesellschaftliche Praxis, sodass in einem Ausblick die Literatur auf ihre ›Wirksamkeit‹ hin befragt werden kann.

Von einer Aufklärung im emanzipatorischen und empathischen Sinne dürfte prinzipiell niemand ausgeschlossen sein; eine Aufklärung, von

⁶ Theodor W. Adorno: Negative Dialektik (s. Anm. 4), S. 203.

⁷ Vgl. Max Horkheimer: Traditionelle und kritische Theorie. In: Ders.: Traditionelle und kritische Theorie. Fünf Aufsätze, Frankfurt am Main 1992, S. 205-259, hier S. 236: »Von abstrakter Utopie unterscheidet sich diese Idee durch den Nachweis ihrer realen Möglichkeit beim heutigen Stand der menschlichen Produktivkräfte.«

⁸ Heinrich Heine: Buch der Lieder [1827]. Neu durchgesehene Originalausgabe, Hamburg/Berlin ⁶³1923, S. 103.

der nur ein kleiner Teil der Gesellschaft oder, global gedacht, ein kleiner Teil der Welt profitierte, wäre keine in diesem Sinne gelungene, sondern könnte höchstens deren *Anfang* darstellen. Das hatte Jean Paul erkannt, als er 1795, während die Aufklärung *als Epoche* immer offensichtlicher zu massiven und nachhaltigen politischen Umbrüchen führte, dem europäischen Anspruch einer vollständigen Durchdringung der Welt mit Vernunft eine für seine Zeit ungewöhnliche Perspektive entgegensetzte: Allgemeine, gültige Aussagen über die Menschheit könne man noch gar nicht tätigen, bevor die »vier Weltteile voll angeketterter [...] Völker« nicht ebenfalls ihre eigene Aufklärung entwickelt und der Erzählung der Weltgeschichte »ihre paar Millionen Nachtragbände gar dazugebunden haben werden.« Es müssen, so der weitgefasste Ausblick Jean Pauls, »alle Völker der Erde einmal zusammengegossen werden und sich in gemeinschaftlicher Gärung abklären, wenn einmal dieser Lebens-Dunstkreis heiter werden soll.«⁹

Während eine solche globale Perspektive um 1800 eher selten eingenommen wurde,¹⁰ so war doch das Problem, dass die Aufklärung weiteste Teile der eigenen Bevölkerung gar nicht erreichte oder berührte, durchaus präsent. Am nachdrücklichsten formuliert wurde es vielleicht im so genannten Ältesten Systemprogramm des deutschen Idealismus, das eher einer agitatorischen Schrift als einem Systemprogramm gleicht. Vermutlich eine um 1797 entstandene Gemeinschaftsarbeit von Hegel, Schelling und Friedrich Hölderlin,¹¹ kreist der Text um eben jenes Problem, wenn gefordert wird: »So müssen endlich Aufgeklärte und Unaufgeklärte sich die Hand reichen [...] Nimmer der verachtende Blick, nimmer das Blinde Zittern des Volks vor seinen Weisen und Priestern.«¹²

⁹ Jean Paul: Hesperus oder 45 Hundposttage. Eine Lebensbeschreibung. In: Norbert Miller (Hrsg.): Jean Paul – Werke, I. Abt., München 1963ff., Bd. 1, S. 472-1356, hier S. 869.

¹⁰ Vgl. Wolfgang Hardtwig (Hrsg.): Die Aufklärung und ihre Weltwirkung, Göttingen 2010; vgl. auch das Kapitel »Zivilisierung« und Ausgrenzung« in: Jürgen Osterhammel: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München 2009, hier: S. 1172-1238. Einen originellen und viele Fragen völlig neu stellenden Blick bietet die Studie von Susan Buck-Morss: Hegel und Haiti. Für eine neue Universalgeschichte, Berlin 2011.

¹¹ Die genaue Urheberschaft ist ungeklärt; vgl. Walter Jaeschke: Hegel-Handbuch. Leben – Werk – Schule, Stuttgart/Weimar 2010, S. 76ff.

¹² G.W.F. Hegel: [Das älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus]. In: Ders.: Werke. Auf der Grundlage der Werke von 1832-1845 neu edierte Ausgabe. Redaktion Eva Moldenhauer; Karl Markus Michel [Theorie Werkausgabe], Frankfurt am Main 1969ff., Bd. 1, S. 234-236, hier S. 236.

Dieses Problem einer geringen Streuung der aufklärerischen Ideen lässt sich im Wesentlichen mit zwei Begriffen einfangen: Autorität und Individualität. Zum ersten Begriff wäre zu sagen, dass eine emanzipatorische Aufklärung nicht passiv rezipiert oder gar konsumiert werden kann. Den »Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit«¹³ darin zu suchen, sich von einer Autorität, und sei sie eine philosophische, vorsagen zu lassen, was zu tun sei – das wäre der Übergang von einer Unmündigkeit in eine andere. Auch eine positive Bestimmung dessen, wie genau eine befreite oder verbesserte Welt aussehen müsste, würde letztlich eine autoritäre Setzung bedeuten und sich damit selbst untergraben, indem sie auf die Übernahme dieser Bestimmung durch andere zielte. Wenn also die Aufklärung sich nicht dadurch verwirklichen kann, dass die breite Masse dem richtigen Konzept folgt, muss daraus geschlossen werden, dass Aufklärung nur im Zusammenhang mit Individualität gelingen kann.

Schon das fragmentarische *Systemprogramm* beinhaltet die noch unscharf formulierte Idee einer besonderen Rolle der Kunst (Sinnlichkeit) im Gefüge der Aufklärung, die hier im Zusammenhang mit der Frage nach Individualität weiterverfolgt werden soll. Ein Begriff von Individualität im modernen Sinn steht nicht bloß in einem Zusammenhang mit der Ästhetik, sondern ist ohne diese gar nicht zu denken. Im 18. Jahrhundert, als das Streben nach objektiver, neutraler wissenschaftlicher Erkenntnis immer stärker wurde, erkannte man, dass eine solche Objektivität im Bereich der Ästhetik am allerwenigsten zu erwarten sei: Was ›schön‹ ist, lässt sich nicht formelhaft, logisch-rational bestimmen. Diese Erkenntnis war die Initialzündung für das Denken der Moderne: »In der – oder *als* – Ästhetik beginnt die moderne Philosophie.« Das Urteil darüber, ob etwas schön sei oder nicht, lässt sich nur individuell fällen und kann nicht belegt oder widerlegt werden. Es ist »die Ästhetik [...], die den Begriff des Subjekts prägt: den Begriff des Subjekts als Inbegriff von Vermögen, als Instanz von Fähigkeiten; des Subjekts als Könnern.«¹⁴

¹³ Immanuel Kant: Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? In: Wilhelm Weischedel (Hrsg.): Immanuel Kant – Werke, Bd. VI: Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik, Darmstadt 1998, S. 53-61, hier S. 53.

¹⁴ Christoph Menke: Kraft. Ein Grundbegriff ästhetischer Anthropologie, Frankfurt am Main 2008, S. 8.

Wenn Begriffe wie Subjekt oder Individuum in postmodernen Diskursen infrage gestellt werden,¹⁵ so sollte dabei nicht vergessen werden, dass auch solchen Überlegungen ein weiter gefasster, unhintergehbbarer Individualitätsbegriff zugrunde liegt: nämlich eben ein solcher des »Subjekts als Könner«, der das Individuum als vernunftbegabtes, zu Mündigkeit und Emanzipation fähiges Wesen erkennt. Wenn dem so ist, und wenn weiterhin, wie oben behauptet, die Aufklärung sich nur individuell verwirklichen kann, so wäre die Ästhetik als ein grundlegendes Medium der Aufklärung zu verstehen. Denn aus der Feststellung, das Schöne sei nur individuell vom aktiv urteilenden Subjekt zu bestimmen, ergibt sich ja eben doch eine gültige Definition des Schönen: Das emanzipierte Subjekt ist schön.

Keht man einen Augenblick zurück zu dem eingangs zitierten Epigramm von Kleist, so lässt sich dessen »Unterscheidung« vielleicht vor einem solchen Hintergrund verstehen: Die einen suchen ihre Schönheit in der Dichtung zu finden, die anderen legen ihre eigene in die Dichtung hinein. Versteht man also Schönheit als Verwirklichung des »Subjekts als Könner«, so würde diese Unterscheidung hinauslaufen auf die zwischen einer passiven, rezeptiv-konsumierenden Haltung gegenüber der Literatur auf der einen, und einer aktiv teilnehmenden auf der anderen Seite. Die Arbeitsteilung zwischen dem aktiv tätigen Künstler und dem passiv rezipierenden Publikum müsste also infrage gestellt werden – und zwar nicht nur vonseiten der Rezipienten. Denn da die Kunst oder Literatur schließlich etwas bietet, dem sich das Individuum zuwenden kann oder eben nicht, so muss diese Unterscheidung wohl auch eine Entsprechung in den Kunstwerken haben; das heißt, es müsste solche Werke geben, die eher zur passiven Konsumtion anregen und solche, die dazu animieren, die eigene Schönheit in sie hineinzulegen. Soll das Verhältnis des Rezipienten zum Kunstwerk ein dialogisches und nicht einseitiges sein, so muss wohl das Kunstwerk eine bestimmte *Qualität* haben, die eben dies ermöglicht.

Bleibt man bei diesem Gedanken, so stellt sich die Frage nach dem Scheitern der Aufklärung auch als eine Frage nach dem *missing link*, das einem Kunstwerk derartige Qualitäten zukommen lassen könnte. Das Verhältnis der Kunst zur Realität des gelebten Lebens rückt damit in den

¹⁵ Einen differenzierten Überblick über diese Diskurse bietet Wolfgang Detel: Subjekt und Objekt, Kultur und Natur. In: Natascha Adamowsky; Robert Felfe u.a. (Hrsg.): Affektive Dinge. Objektberührungen in Wissenschaft und Kunst, Göttingen 2011, S. 80-112.

Blick. Diese Frage wird im Werk von Jean Paul immer wieder reflektiert und auf verschiedenste Weisen gedreht, gewendet und durchgewalkt.

2. Blumenstücke in Tausendundeiner Nacht: Jean Paul als Gegenklassiker

Dem klassisch-romantischen Kunstverständnis um 1800 hat Jean Paul vorgeworfen, der Frage nach dem Verhältnis der Kunst zum alltäglichen, zum realen Leben der Bevölkerung eine zu geringe Bedeutung beizumessen.¹⁶ Dafür hat er zum Beispiel die Figur des »Kunstrat Fraischdörfer« entworfen, die als Parodie eines völlig von der Realität entkoppelten ästhetischen Verständnisses immer wieder in seinen Werken auftaucht.¹⁷ Eine mangelnde Bindung an die alltägliche Realität ist also ein wesentlicher Kritikpunkt Jean Pauls an Ästhetik und Philosophie seiner Zeit, wobei er dennoch weit entfernt bleibt von einer bloßen Affirmation dieses »Kleinlebens«. Es ging ihm weder um eine Hinwendung zum reduktionistischen Materialismus noch um eine Ablehnung des Ideals der Kunstau-

¹⁶ Vgl. Helmut Pfotenhauer: Jean Paul – Ein Gegenklassiker. Eine Einführung. In: Jahrbuch der Jean Paul Gesellschaft, Jg. 35/36, 2000/2001, S. 4-9 und erweiternd: Peter Sprengel: Jean Pauls Antiklassizismus – ein Rezeptionsphänomen? In: ebd., S. 32-45. Goethe hat – zweifellos ein Tiefpunkt seines Œvres – ein Spottgedicht auf Jean Paul geschrieben: »Der Chinese in Rom«. Darin blamiert sich die als asiatisch und »krank« empfundene, überquellende Fülle und Alltagsbezogenheit der Jean Paulschen Prosa vor der antikisierenden, klassizistischen, auf Symmetrie fixierten Formenstrenge der Weimarer Klassik. Vgl. Karl Richter: Johann Wolfgang Goethe – Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens [Münchener Ausgabe], München 2006, Bd. 4.1, S. 857f. Jean Paul wird in dem Gedicht nicht namentlich erwähnt, aber dass er gemeint ist, geht aus dem Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller eindeutig hervor: Vgl. Brief von Goethe an Schiller vom 10. August 1796 (ebd., Bd. 8.1, S. 236). Später gelangte Goethe im Nachtrag zu seinem *West-östlichen Diwan* zu einer differenzierteren Einschätzung Jean Pauls, in der dieser als orientalisch charakterisiert wird, was aber hier nicht mehr abwertend gemeint ist: »Ein so begabter Geist blickt nach eigentlichst orientalischer Weise, munter und kühn in seiner Welt umher, erschafft die seltsamsten Bezüge, verknüpft das Unverträgliches, jedoch dergestalt, daß ein geheimer ethischer Faden sich mitschlinge, wodurch das Ganze zu einer gewissen Einheit geleitet wird.« (ebd., Bd. 11.1.2, S. 190)

¹⁷ So etwa im *Titan*, wo er das Kunstverständnis der Weimarer Klassik verkörpert oder im *Leben des Quintus Fixlein*, wo er als Gegenspieler des Erzählers fungiert und sich darüber beklagt, dass die materielle Realität der Kunst im Wege steht; vgl. Eduard Berend (Hrsg.): Jean Pauls Sämtliche Werke, historisch-kritische Ausgabe, Weimar 1927ff. [Fotomechanischer Neudruck Leipzig 1977], I. Abt., Bd. 5, S. 3-245, hier S. 11-37.

tonomie, der Idee einer Entwicklung der Menschheit durch den schönen Schein, in der die Möglichkeit des freien, autonomen Individuums vorweggenommen und gleichsam aufbewahrt ist; nur nimmt er eben dieses Ideal beim Wort und fragt nach dessen Einlösung. Und um diese ist es sowohl in der feudalistischen als auch in der sich herausbildenden bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft schlecht bestellt. Jean Paul tritt der »Eingesichtigkeit und Eindeutigkeit der Klassik entgegen«,¹⁸ weil sie die Widersprüche der gesellschaftlichen Verhältnisse ausblendet. Max Kommerell, der zu einer Wiederentdeckung Jean Pauls im 20. Jahrhundert erheblich beitrug, schrieb 1933, jener habe »gegenüber Goethe, der sich an die großen Lebensbilder hielt, das Kleinleben seines Jahrhunderts festgehalten«.¹⁹

Als ein daraus resultierender möglicher Gegenentwurf, als Vorschlag einer Ästhetik, die ein dialogisches Verhältnis zwischen Kunstwerk und Rezipient vorantreibt, soll nun die Vorrede zu Jean Pauls Roman *Siebentkäs* näher betrachtet werden. Die Vorreden haben bei Jean Paul meist eine völlig andere Funktion und Qualität, als die Bezeichnung es vermuten lässt. Sie sind oft ungemein ausführlich, zuweilen auch noch unterteilt in beispielsweise eine ›Vorrede zur Vorrede‹ oder eine ›Geschichte der Entstehung der Vorrede‹, in welcher dann wiederum die Entstehung des darauf folgenden Romans reflektiert wird. Der Verfasser bietet also direkten Einblick in den Entstehungsprozess von Literatur. Die Vorreden Jean Pauls leisten eine völlige Verwirrung und Aufspaltung der Rollenidentitäten von Autor, Erzähler, Herausgeber – und letztlich auch vom Leser. So kann es durchaus vorkommen, dass der Erzähler dem Leser von einer Begegnung mit dem ›Schriftsteller Jean Paul‹ berichtet oder diesen sogar als Figur auftreten lässt; und überhaupt gilt für das ganze Werk des Dichters, dass er seine Leser – er nennt sie »Personen von einer gewissen Denkart, die ich am langen Seile der Liebe hinter mir nachziehe«²⁰ – immer wieder direkt anspricht und in das Geschehen einbezieht. Dabei wird die Arbeitsteilung zwischen dem (aktiv tätigen) Erzähler und dem (passiv rezipierenden) Leser immer wieder thematisiert und damit infrage gestellt. So stichelt er etwa in den *Palingenesien* auf dem Weg zu einer unangenehmen Gerichtsverhandlung: »Es

¹⁸ Wolf Zucker: Der barocke Konflikt Jean Pauls, Sonderdruck aus: Geist und Gesellschaft. Kurt Breyzig zu seinem sechzigsten Geburtstag, Bd. II: Geschichte und Gesellschaft, Breslau 1927, S. 5.

¹⁹ Max Kommerell: Jean Paul, Frankfurt am Main 1933, S. 283.

²⁰ Jean Paul: Dr. Katzenbergers Badereise nebst einer Auswahl verbesserter Werkchen. In: Werke (s. Anm. 9), Bd. 6, S. 77-364, hier S. 105.

ärgert mich, daß jetzt der Leser aufpassend in seinem Sessel sitzt und sich behaglich und ganz mit Interesse die Gefahren ausmalet, denen ich (hofft er) nun auf den Nürnberger Gassen entgegengehe.« Später stellt er sich bei der Schilderung eines »Paradiesgärtlein« vor, »wie sehr sich alle Leser schon mit Bienenflügeln durch diese Hecke und diesen Flor zu schwärmen sehnen«.²¹

Besonders ausgeprägt sind derartige Eigentümlichkeiten in der Vorrede zum Roman *Siebenkäs* (1797). Der Vorredner ›Jean Paul Friedr. Richter‹²² berichtet hier, wie er den auf die Vorrede folgenden Roman einer besonders dafür empfänglichen ZuhörerIn erzählt. Es handelt sich dabei um die Kaufmannstochter ›Johanne Pauline‹, die nicht zufällig die weibliche Form des Namens ›Jean Paul‹ trägt. Johanne Pauline ist eine Art weibliches *Alter Ego* des Dichters – der übrigens den Begriff *Doppelgänger* erfunden hat – und taucht in seinen Romanen immer wieder in verschiedenen Zusammenhängen auf. Hier ist sie also die Tochter eines griesgrämigen, streng der protestantisch-kapitalistischen Ethik verpflichteten Kaufmanns. Der Erzähler hat aufgrund geschäftlicher Kontakte Zugang zum Hause. Johanne Pauline muss im Kontor als Gehilfin arbeiten und wird von dem Kaufmann aufs Entschiedenste von jedem ästhetischen Einfluss fern gehalten: Sie darf sich ausschließlich mit geistlosen Tätigkeiten beschäftigen. Im Unterschied zu ihrem engstirnigen Vater hat sie jedoch das Bedürfnis nach geistiger Anregung, was sie in einer Szene besonders deutlich ausdrückt: Um das strikte Literatur-Verbot des Vaters zu unterlaufen, kann Pauline den Verfasser nur mithilfe einer List zum Erzählen auffordern. Beim Hantieren mit Wäschestücken, für deren Bearbeitung sie zuständig ist, nutzt sie die Buchstaben aus einem »Letternkästchen« für das Aufdrucken von Initialen: »Die gute Pauline, die heute so gern die Historie hören wollte, [...] legte mir langsam folgende Buchstaben aus dem Hemde-Schriřtkasten einzeln in der Hand herum: *erzählen*«.²³

Die Tatsache, dass sie *erzählen* legt, und nicht *erzählen* oder *erzaeh-len*, stieß in der literaturwissenschaftlichen Forschung auf größtes Interesse. Denn Johanne Pauline spricht in der ganzen Vorrede – die einem

²¹ Ders.: Palingenesien. In: Sämtliche Werke (s. Anm. 17), Bd. 7, S. 151-354, hier: S. 323; 328.

²² Der richtige Name Jean Pauls lautet Johann Paul Friedrich Richter.

²³ Ders.: Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs im Reichsmarktflücken Kuhschnappel. In: Werke (s. Anm. 9), Bd. 2, S. 7-596, hier S. 22f.

»Miniroman«²⁴ gleicht – kein einziges Wort. Als Verkörperung der marginalisierten und entmündigten Weiblichkeit bleibt sie völlig stumm; nur mithilfe der Utensilien aus der Sphäre von Haushalt und Wäsche gelingt es ihr, einen ästhetischen Hilferuf zu formulieren, der merkwürdig verkümmert bleibt: »erzählen«. Die Interpretationen dieser Szene erstrecken sich in der Forschung von der Thematisierung der Geschlechterverhältnisse²⁵ über die Metaphorik des Ökonomischen (*er-zahlen*)²⁶ bis hin zu einer Analogie zu Jacques Derridas berühmter Unterscheidung zwischen *différance* und *différence*. Die Vorrede wurde als quasi-postmoderne Selbstreflexion von Sprache, Schrift, Kultur und Text gesehen, in der »zitathafte Aufpropfungen [...] im Rahmen von medialen Modulationen stattfinden«.²⁷

Uwe Wirth sieht in der *Siebenkäs*-Vorrede eine Anlehnung an den Roman *Don Quixote* von Miguel de Cervantes, in dessen Vorrede der Schreibprozess in einer Unterhaltung reflektiert wird.²⁸ Hier soll in Anlehnung an ein anderes großes Werk der Weltliteratur, die Erzählungen aus *Tausendundeiner Nacht*, eine Deutung der *Siebenkäs*-Vorrede vorgeschlagen werden, die einen direkteren Zusammenhang zu dem oben gezeichneten Problemkreis von Aufklärung und Individualität zulässt. Eine erste Gemeinsamkeit zwischen der Vorrede und der arabischen Märchensammlung ist der Charakter der Mündlichkeit von poetischer Erzählung, die zudem im Zusammenhang mit einer eben darauf fußenden List steht.

Der Aufforderung der »armen darbenden Seele«, aus seinen neuesten Romanen zu erzählen, kommt der Verfasser-Erzähler gerne nach; nur muss erst noch der Vater ausmanövriert werden, bevor Pauline »die schönste poetische Bienenflora vorgesetzt« werden kann. Bei seinen zahlreichen abendlichen Besuchen im Kaufmannshaus hat der Erzähler bereits eine dafür geeignete Methode entwickelt: Der Vater wird sediert, und zwar durch lange, spitzfindige und bewusst todlangweilig gehaltene philosophische Reden, mit denen er den völlig verständnis-

²⁴ Elsbeth Dangel-Pelloquin: Eigensinnige Geschöpfe. Jean Pauls poetische Geschlechter-Werkstatt, Freiburg im Breisgau 1999, S. 175.

²⁵ Vgl. ebd., S. 175-185.

²⁶ Vgl. Jochen Hörisch: Kopf oder Zahl. Die Poesie des Geldes, Frankfurt am Main 1996.

²⁷ Uwe Wirth: Die Geburt des Autors aus dem Geist der Herausgeberfiktion. Editoriale Rahmung im Roman um 1800: Wieland, Goethe, Brentano, Jean Paul und E.T.A. Hoffmann, München 2008, S. 337.

²⁸ Ebd., S. 333f.

losen Kaufmann überschüttet: »Daran mußt' er versterben – ich meine entschlafen ...« In Gegenwart des schlafenden Vaters – er hat seinen »Sinnen-Kaufladen geschlossen« – können sich die Freunde der Poesie nun frei entfalten:

»Dann gingen tausend Glücksterne für Autor und Tochter auf – dann brach unser Fest der süßen Brote²⁹ an – dann konnt' ich mich ans Vorfenster mit ihr stellen und ihr alles erzählen, was das Publikum nun längst in Händen hat.«³⁰

Pauline kann ausschließlich durch eine unmittelbar vorgetragene mündliche Erzählung mit einem dichterischen Werk in Berührung kommen – ihr Vater verbietet ihr ja jede über Rechnungsbücher hinausgehende Lektüre. Um diesen aber ruhig zu stellen, um das Verbot zeitweise außer Kraft zu setzen, muss sich der Erzähler zunächst einer List bedienen, die darin besteht, »den Vater in Schlaf zu reden, wenn nicht zu singen.«³¹ Die Stilisierung des Erzählers zu einem Sänger, der an einer Reihe von Abenden eine fortlaufende Geschichte vorträgt, weckt Assoziationen zu den großen Mythen, die aller Wahrscheinlichkeit nach immer zuerst mündlich tradiert wurden.³² Damit eröffnet der Erzähler selbst einen Ausblick auf das Wesen der Erzählkunst überhaupt. Die konkrete Situation der Besänftigung (Einschläferung) des Vaters durch bewusst langweilige Erzählungen erinnert an die Erzählsituation in den Geschichten aus *Tausendundeiner Nacht*, die Jean Paul kannte und an anderer Stelle ausdrücklich zur Lektüre empfahl.³³

Die dortige Erzählerin, Scheherazade, hat es mit einem blutrünstigen Tyrannen zu tun, der sich jeden Tag mit einer neuen Frau vermählt, um diese jeweils am folgenden Morgen zu ermorden. Scheherazade meldet sich freiwillig und erzählt ihm Abend für Abend die Fortsetzung einer Geschichte, die sie bewusst spannend hält, damit der mordlüsterne König sie nicht umbringt – weil er eben noch erfahren will, wie es weitergeht.

²⁹ Das metaphorische Fest der süßen Brote spielt auf die christliche Tradition des Osterfestes (Auferstehung) sowie auf die jüdische des Pessach-Festes (Befreiung aus der Knechtschaft) an; vgl. Die Bibel, Mt 26, 17.

³⁰ Jean Paul: Siebenkäs (s. Anm. 23), S. 21ff.

³¹ Ebd., S. 19.

³² Sowohl in den Homerischen Epen als auch im Nibelungenlied finden sich immer wiederkehrende formelhafte Wendungen, die man als Erinnerungsanker für die Praxis des freien mündlichen Vortrags identifiziert hat; vgl. z.B. Joachim Heinzle: Die Nibelungen. Lied und Sage, Darmstadt 2005, S. 39ff.

³³ Vgl. Jean Paul: Levana oder Erziehlehre. In: Sämtliche Werke (s. Anm. 17), Bd. 12, S. 68-407, hier S. 350.

Der Erzählrahmen dieser Geschichtensammlung – deren erste auch von einem Kaufmann handelt – ist also in der Vorrede zum *Siebenkäs* gleichsam gespiegelt: Auch hier ist die Literatur eine Nothelferin, doch muss die Erzählung zunächst genau das Gegenteil bewirken; nämlich den tyrannischen Kaufmann gezielt langweilen und einschläfern. Das ließe sich zum Teil als humoristische Parodie verstehen, in der die Scheherazadsche List und die Wirkmächtigkeit der Poesie der protestantischen Kleinbürgerlichkeit des deutschen Handelskontors um 1800 angepasst sind. Es kommt aber noch hinzu, dass die Erzählabende mit Jean Paul aufgespalten sind: in einen langweiligen, einschläfernden Teil auf der einen und die dadurch ermöglichte Roman-Erzählung, »die schönste poetische Bienenflora«³⁴ auf der anderen Seite.

Es zeigt sich in der Aufteilung der Erzählabende in einen einschläfernden und einen spannenden Teil eine Aufspaltung der künstlerisch-philosophischen Sphäre, die für die bürgerliche Epoche und auch bis in die Gegenwart des 21. Jahrhunderts hinein prägend sein wird. Denn dass die Philosophie, die Jean Paul nicht von der Literatur getrennt sah, sehr vielen Menschen als unendlich langweilig gilt, als rein abstrakte und vom realen Leben völlig entkoppelte Geistesübung, ist ja nicht völlig aus der Luft gegriffen, stellt dies doch größtenteils gesellschaftliche Realität dar. Das praktische Moment der Theorie wird negiert, indem sie entweder als reine Handlungsanweisung für die sich ohnehin reflexionslos vollziehende Praxis fungiert oder zu schmückendem Beiwerk degradiert wird – in beiden Fällen sind Theorie und Praxis getrennt, entweder durch ihre absolute Gegenüberstellung oder durch ihre falsche Identität. Max Horkheimer spricht von der »Unfähigkeit, die Einheit von Theorie und Praxis zu denken«, die mit einer »Beschränkung des Begriffs der Notwendigkeit auf ein fatalistisches Geschehen«³⁵ einhergehe.

Wenn solcherart das Potenzial des Denkens, die Realität zu verändern, abgeschnitten ist – »Bei der überwiegenden Mehrheit der Beherrschten steht die unbewußte Furcht im Weg, theoretisches Denken könnte die mühsam vollzogene Anpassung an die Realität als verkehrt und überflüssig erscheinen lassen«³⁶ –, bekommt Theorie tatsächlich den Anstrich des Sinnlosen, Frustrierenden, Langweiligen, der ihr oft zugeschrieben wird: »Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, / Und grün des Lebens gold-

³⁴ Jean Paul: *Siebenkäs* (s. Anm. 23), S. 21.

³⁵ Horkheimer 1992 (s. Anm. 7), S. 248.

³⁶ Ebd., S. 249.

ner Baum«,³⁷ lehrt Mephistopheles in Goethes *Faust* einen jungen Schüler, den er aber insgesamt gründlich betrügt. Diesen vermeintlich grünen »goldnen« – also verwertbaren – Baum des Lebens empfiehlt auch der Vater aus der Vorrede seiner Tochter Pauline, indem er sie zu einer im Sinne »fatalistischer Notwendigkeit« *praktischen* – also auf die Generierung von Mehrwert ausgerichteten – Tätigkeit verpflichtet. So bekommt er vom Erzähler »Jean Paul Friedr. Richter« eine entsprechend graue Theorie vorgesetzt: Mit quälend behäbigen Überlegungen zum Naturrecht, zu Newton und Descartes wird der »Handelmann[!]« traktiert, mit Reflexionen »zum höchsten Grundsatz der Moral« erfolgreich sediert. Schließlich greift der Erzähler zur stärksten Waffe: der um sich selbst kreisenden hermetischen Geschlossenheit der Philosophie. Unter Anspielung auf die zur Entstehungszeit des *Siebenkäs* gerade einsetzenden Praxis des Erstellens philosophischer Systeme, die immer ein vorhergehendes widerlegen, wird berichtet: »... ich hielt ihm mehrere von mir angezündete neue Systeme, die ich widerlegte, unter die Nase und betäubte ihn mit dem Rauche so lange, bis er kraftlos umfiel ...«³⁸ Dann können sich die beiden noch wachen poetischen Seelen dem Teil der geistigen Tätigkeit widmen, der zumindest noch den Wunsch nach der wirklichkeitsverändernden Kraft der Poesie kennt. Wichtiger als der besondere Inhalt der parodistisch erwähnten philosophischen Systeme³⁹

³⁷ Johann Wolfgang Goethe: *Faust I.* In: Werke, Münchner Ausgabe (s. Anm. 16), Bd. 6.1, S. 535–673, hier S. 590 [Z. 2038ff.]. Vgl. zu dieser Szene auch: Theodor W. Adorno: *Marginalien zu Theorie und Praxis.* In: *Gesammelte Schriften* (s. Anm. 4), Bd. 10.2, S. 759–782, hier S. 759f.

³⁸ Jean Paul: *Siebenkäs* (s. Anm. 23), S. 21.

³⁹ Die Stellung Jean Pauls zur Philosophie seiner Zeit wurde in der Forschung lange Zeit vernachlässigt und dann oft als Frage von Parteinahme oder Zugehörigkeit verhandelt, wobei sein Werk dann meist als von Jacobi und Herder beeinflusst bestimmt wurde, während er Kant ambivalent und Fichte ablehnend oder verständnislos gegenüber gestanden habe (vgl. beispielhaft Maximilian Bergengruen: *Schöne Seelen, groteske Körper. Jean Pauls ästhetische Dynamisierung der Anthropologie*, Hamburg 2003). Inzwischen setzt sich die Sichtweise durch, dass Jean Paul im Kontext der auf die Metaphysik folgenden Subjektphilosophie eine eigene philosophische Vorstellung des Selbstbewusstseins entwickelt hat, die insbesondere aus einer immanenten Kritik der frühen Ich-Reflexionen Fichtes hervorgeht, von denen das Moment einer Nichtidentität des Selbstbezugs aufgegriffen und hervorgerufen wird. Bei Jean Paul ist der Mensch als leiblich-seelische Einheit ein »doppelgesichtiges janusköpfiges Ich«, das immer »innerlich gespalten« ist (vgl. Sandra Hesse: *Das janusköpfige Ich. Jean Paul, Fichte und die Frühromantik*, Heidelberg 2010, hier: S. 82f.). Diese Betonung des Nichtidentischen und Selbstreflexiven lässt Jean Paul in vielerlei Hinsicht als einen Vorgänger der

soll an dieser Stelle etwas sein, was man als ein kritisches *Verhalten* im Zusammenhang mit der theoretisch-philosophischen Sphäre bestimmen könnte; als »ein menschliches Verhalten, das die Gesellschaft selbst zu seinem Gegenstand hat«:

»Während es zum Individuum in der Regel hinzugehört, daß es die Grundbestimmungen seiner Existenz als vorgegeben hinnimmt und zu erfüllen strebt, während es seine Befriedigung und seine Ehre darin findet, die mit seinem Platz in der Gesellschaft verknüpften Aufgaben nach Kräften zu lösen [...], ermangelt jenes kritische Verhalten durchaus des Vertrauens in die Richtschnur, die das gesellschaftliche Leben, wie es sich nun einmal vollzieht, jedem an die Hand gibt.«⁴⁰

3. Zusammenführung: Zweite Natur und Ästhetik

Wie ein ästhetisches Programm, das auf das ›Subjekt als Könnler‹ und das »kritische Verhalten« ausgerichtet ist, in Beziehung zu gesellschaftskritischer Praxis stehen könnte, soll abschließend anhand eines Begriffs von ›zweiter Natur‹ skizziert werden, der Horkheimers Rede von der Richtschnur des gesellschaftlichen Lebens trifft.

Die Kaufmannstochter Johanne Pauline aus der Vorrede ist doppelt unfrei: verpflichtet auf die geistlose Sphäre der fetischisierten Generierung von Mehrwert und zudem in einer weiblich-passiven Geschlechterrolle, die eine individuelle Emanzipation zusätzlich blockiert. Für den Vater sind diese gesellschaftlichen Verhältnisse unhinterfragbar – sie haben sich verselbstständigt und scheinen unveränderbar. Mit Hegel könnte man sie als »von der Seele *gesetzte, zweite Natur*«⁴¹ verstehen. Die gesellschaftlichen Verhältnisse sind zwar von Menschen gemacht,

Kritischen Theorie erscheinen, wobei die systematische begriffliche Erschließung eines solchen Verhältnisses ein Desiderat darstellt und sicher den Weg durch die Hegel'sche Dialektik gehen müsste. Überliefert ist jedenfalls, dass Hegel im Rahmen eines Punschgelages mit Jean Paul selbstkritisch einräumte, »mit der leichten Faßlichkeit seiner Sprache hapere es«. Diskussionen über eine mögliche Vermittlungsrolle der Jean Paul'schen Dichtung endeten damit, dass dem Poeten drei Tage später von Hegel persönlich das Diplom der Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg überreicht wurde (vgl. Günter de Bruyn: Das Leben des Jean Paul Friedrich Richter, Halle/Saale 1975, S. 332).

⁴⁰ Horkheimer 1992 (s. Anm. 7), S. 223f.

⁴¹ G.W.F. Hegel: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse 1830. Dritter Teil: Die Philosophie des Geistes. In: Theorie Werkausgabe (s. Anm. 12), Bd. 10, § 410 Z, S. 189.

vom menschlichen Geist hervorgebracht, werden aber von diesem als etwas Naturgesetzen gleich Feststehendes betrachtet. Marx hatte die Bedeutung dieser Art, Gesellschaft zu denken, betont, die darin liege, dass sie den »Geburtsakt« der »wahre[n] Kritik«⁴² markiere. Einer Kritik, die das Bewusstsein trifft, das eine vernünftige Einrichtung der Gesellschaft blockiert; der freie menschliche Geist verkehrt sich in etwas, was ihm selbst widerspricht – in etwas Unfreies:

»Weil der Geist seinem Begriff nach aber nichts anderes als die Wirklichkeit der Freiheit ist, ist die Selbsthervorbringung des Geistes als (zweiter) Natur ein Akt der Selbstverstellung oder Selbstverkehrung: Der Geist erscheint sich selbst *wie* oder *als* Natur; er *verkehrt* sich in Natur. Der Begriff der zweiten Natur ist daher ein kritischer Begriff. Er bezeichnet eine Gestalt des Geistes, die im Widerspruch zu seinem eigenen Begriff steht.«⁴³

Christoph Menke schlägt eine Revision des Begriffs der zweiten Natur vor, die dessen dialektischer Verschlingung von Kritik und Affirmation Rechnung trägt. Zwar ist die Wahrnehmung der gesellschaftlichen Verhältnisse als zweite Natur ein affirmatives Verhalten, weil ihre Veränderbarkeit damit verhindert ist. Jedoch zeugt die Fähigkeit des menschlichen Geistes, eine solche zweite Natur hervorzubringen, gerade von seiner Freiheit. Es ist also nicht falsch, eine zweite Natur hervorzubringen, kein vermeidbarer Fehler des Geistes, dass seine Setzungen sich verselbstständigen: »Das Gelingen des Geistes besteht nicht darin, keinen Fehler und es richtig zu machen, sondern den richtigen Fehler oder den Fehler richtig zu machen.«⁴⁴

Wie macht man den Fehler richtig? Man macht den Fehler des Geistes dann richtig, wenn die Verselbstständigung seiner Setzung als zweite Natur nicht die Freiheit des Individuums verhindert, sondern im Gegenteil diese Freiheit befördert. Diese Art, eine zweite Natur zu schaffen, ist die Praxis von Kunst und Philosophie:

»Das Schaffen eines Kunstwerks ist das Schaffen von etwas, das, als Werk der Schönheit, über sein Geschaffensein hinausgeht; das Denken eines philosophischen Gedankens ist das Denken von etwas, das, als Gedanke der Wahrheit, über sein Gedachtwerden hinausgeht: Die

⁴² Karl Marx: Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Kritik des Hegelschen Staatsrechts. In: Marx Engels Werke, Bd. 1, Berlin 1969, S. 296.

⁴³ Christoph Menke: Zweite Natur. Kritik und Affirmation. In: Malte Völk; Oliver Römer u.a. (Hrsg.): »... wenn die Stunde es zuläßt.« Zur Traditionalität und Aktualität kritischer Theorie, Münster 2012, S. 154-171, hier S. 162.

⁴⁴ Ebd., S. 170.

Schönheit der Kunst und die Wahrheit des Gedankens sind Ausdruck eines Aktes des Schaffens oder Denkens *und* diesem Akt gegenüber selbständig – für sich stehend.«⁴⁵

Das Werk Jean Pauls führt immer wieder vor, wie es selbst entsteht, zeigt also eben eine solche Verselbstständigung des Geistes *als Prozess*. Auch hier geht es wieder um die kritische Haltung, die, wenn sie sich mit der philosophisch-ästhetischen Transzendenz verbindet, ihre Flügel entfalten kann. Dass der menschliche Geist etwas erschafft, das von ihm ausgeht und sich dennoch über ihn erhebt, verselbstständigt, dieses grundlegende Phänomen ist bei der Lektüre Jean Pauls ständig präsent. Indem das Werk seine eigene Entstehung und dessen gesellschaftliche Bedingungen offen reflektiert, leistet es in besonderem Maße eine Zurschau-stellung der zweiten Natur als Fähigkeit des Geistes, die, je nach Haltung, stärker zu kritischen oder zu affirmativen Verhaltensweisen tendieren mag, aber letztlich unhintergebar ist. In diesem Sinne geht es nicht um richtige oder falsche zweite Natur, sondern, derartigen Wertungen vorgängig, um die Fähigkeit, überhaupt die Möglichkeit zur Veränderung in Betracht zu ziehen und ein individuelles Urteil zu wagen: um das kritische Verhalten. In diesem Sinne ist es weniger zielführend, aus dem Werk Jean Pauls eine politische Haltung zu extrahieren, die er als empirische Person eingenommen haben mag. Sein Werk stellt den Versuch dar, auf gesellschaftliche, philosophische und anthropologische Fragen seiner Zeit im Medium der Literatur Antworten zu finden.⁴⁶ Daran lässt sich anknüpfen. Diese Suchbewegung ist es, die sich heute aktualisieren ließe: Kritik als literarische Haltung, die das Prozesshafte und Plastische der gesellschaftlichen Verhältnisse als zweite Natur ständig reflektiert, das ›Subjekt als Könnler‹ initiiert und das Vertrauen in die ›Richtschnur des gesellschaftlichen Lebens‹ untergräbt – in ihrem eigenen Medium, nicht als politische Parole.

4. Wann ist die Kunst am Ende?

Um 1800 wurde über Kunst bevorzugt in Kategorien von Größe, Erhabenheit und Verfall nachgedacht. Die Kunst der Antike galt dabei, wie Hegel formulierte, als »Vollendung des Reichs der Schönheit. Schöneres

⁴⁵ Ebd., S. 167.

⁴⁶ Vgl. Bergengruen 2003 (s. Anm. 39).

kann nicht sein und werden.«⁴⁷ Johann Joachim Winckelmann hatte schon 1764 der Historiografie der Kunst die Aufgabe zugeschrieben, »den Ursprung, das Wachstum, die Veränderung und den Fall derselben [...] [zu] lehren«.⁴⁸ Dementsprechend war der Klassizismus geprägt von dem Versuch einer Restitution, einer Wiederannäherung an die frühere Größe der Kunst. Jean Paul stand diesem Ideal nicht nur durch seine Alltagsbezogenheit entgegen, sondern formulierte auch Vorstellungen von einem möglichen Ende der Kunst, die im Kontext⁴⁹ seiner Zeit bemerkenswert sind. Er denkt die Kunstgeschichte nicht als Verfallsprozess, sondern kehrt die Perspektive um, von einem zukünftigen, besseren Zustand ausgehend.

In einem »Zeitalter, worin höhere Tugend, höhere Liebe und höhere Freiheit seltene Phönixe oder Sonnenvögel sind«, so heißt es in der *Siebenkäs*-Vorrede, ist es die Aufgabe der Kunst, diesen besseren Zustand schon vor seiner Verwirklichung darzustellen und somit auch an seiner Möglichkeit festzuhalten. Ist dieser bessere Zustand einmal erreicht, so wird die Kunst überflüssig, nämlich »ein bloßes Dreschen leeren Strohs«.⁵⁰ Soll das bedeuten, dass die Kunst, wenn sie einmal ihren Zweck erfüllt hat, nicht mehr benötigt wird? Dass Jean Paul die Kunst in einem besseren Zustand der Menschheit für überflüssig, für »ein bloßes Dreschen leeren Strohs« hielt, lässt sich angesichts seiner Demonstration der Plastizität der zweiten Natur sicher so verstehen, dass die Kunst nicht im Sinne einer Zweckerfüllung ihre Daseinsberechtigung verlieren würde, dass genau genommen nicht sie selbst am Ende wäre, sondern ihre Existenz in einer gesonderten Sphäre könnte beendet werden: die Trennung von Kunst und Realität. Die in der Kunst schon verwirklichte Freiheit und Individualität wäre dann im Bereich der Nicht-Kunst angekommen.

Diese Idee erinnert frappierend an die ästhetische Theorie von Theodor W. Adorno, die im Kern eben auch diesen Gedanken beinhaltet.

⁴⁷ G.W.F. Hegel: Vorlesungen über die Ästhetik. In: Theorie Werkausgabe (s. Anm. 12), Bd. 14, S. 127f.

⁴⁸ J.J. Winckelmann: Geschichte der Kunst des Altertums, hrsg. von Ludwig Goldschneider, Wien 1934, S. 9.

⁴⁹ Für weiterführende Überlegungen insbesondere im Zusammenhang mit Hegels Rede vom Ende der Kunst – die hier wegen ihres intensiven Zusammenhangs mit der Religionsgeschichte nicht weiter thematisiert werden kann – vgl. Alexander García Düttmann: Kunstende, Drei ästhetische Studien. Frankfurt am Main 2000.

⁵⁰ Jean Paul: *Siebenkäs* (s. Anm. 23), S. 24.

»Der Bürger«, so Adorno in einer prägnanten Zuspitzung, »wünscht die Kunst üppig und das Leben asketisch; umgekehrt wäre es besser.«⁵¹ Dieses »umgekehrt« entspricht Jean Pauls Vorstellung von einer zukünftigen Überflüssigkeit der Kunst. Der bürgerliche Kaufmann aus der Vorrede wünscht sich ebenfalls das Leben asketisch, aber dafür nicht einmal die Kunst üppig. Diese wünscht er nämlich überhaupt nicht – womit er immerhin konsequent ist. Zudem hat er verstanden, wie gefährlich die Literatur für die damals gerade erst sich herausbildende kapitalistisch organisierte Gesellschaft ist. Daher muss sie in einer abgetrennten Sphäre verbleiben, in der sie die ›Richtschnur des gesellschaftlichen Lebens‹ nicht irritiert.

In der Vorrede und im Roman, der ja, während man ihn liest, auch Johanne Pauline erzählt wird, war der Kaufmann nach einer Reihe von in Gesellschaft der Tochter und des Literaten verschlafenen Abenden misstrauisch geworden und hatte sich zuletzt nur schlafend gestellt. Mitten im Roman – als Leser hat man die Vorrede längst vergessen – hat er genug gehört und führt das Ende der Kunst mit Entschiedenheit herbei:

»Der diebische Horcher wartete liegend meinen Rapport von den zwei Blumenstücken und von den vier Kapiteln dieses Werkleins ab: am Ende des vierten prallte er in die Höhe wie eine aufschnellende Maulwurffalle, worauf man getreten hat, und fiel mich von hinten mit folgender Huldigungspredigt an: ›Hat Sie denn der lebendige Teufel beim Schopf? – Sie kommen aus Berlin und wollen meiner leiblichen Tochter da atheistisches windiges Romanzeug in den Kopf setzen, daß sie in kein Contor mehr taugt [...]?‹«⁵²

Die durch ästhetische Beschäftigung entstehende Individualität untergräbt die totalitäre Verwertbarkeit des Subjekts; die zweite Natur gerät in Gefahr, von einer anderen, möglicherweise kritischen Haltung zur zweiten Natur durchsetzt zu werden, die sich das ›Subjekt als Könnere‹ bewusst und seinen Bedürfnissen und Fähigkeiten entsprechend einrichten könnte. Dafür ist das Erstaunen des Individuums über seine Fähigkeit, die Außenwelt zu beeinflussen, als ein nicht ausschließlich aber eben wesentlich auch anthropologisch-ästhetisches Moment zu denken:

⁵¹ Theodor W. Adorno: Ästhetische Theorie. In: Gesammelte Schriften (s. Anm. 4), Bd. 7, S. 27.

⁵² Jean Paul: Siebenkäs (s. Anm. 23), S. 134.

»Was ein Kind empfindet, das im Neuschnee seine Fußspur hinterläßt, zählt zu den mächtigsten ästhetischen Triebkräften.«⁵³

Doch zeigt sich in der Jean Paulschen Vorrede auch, wie defizitär die ästhetische Vorwegnahme einer befreiten Gesellschaft immer bleiben muss, solange eben die tatsächlichen Verhältnisse noch vorherrschen. Johanne Pauline verharrt ja in der passiven Rolle der ZuhörerIn, während die Haltung des Erzählers von einem gewissen Paternalismus nicht ganz frei ist – womit das Problem der Arbeitsteilung wieder im Raume steht.⁵⁴ Die Schönheit Johanne Paulines – im oben skizzierten Sinne verstanden – befindet sich also gleichsam in einem Zustand der Verpuppung: Sie ist nicht entfaltet, aber doch im Kern vorhanden, zur Verwirklichung drängelnd. Auch wenn ihre volle Entfaltung noch nicht verwirklicht ist, eröffnet sich doch mit der Literatur – versteht man sie nicht als passiv zu rezipierendes warenförmiges Produkt – ein möglicher Weg in Richtung einer vernünftig eingerichteten Gesellschaft: Wer dieses »windige[...] Romanzeug« erst mal im Kopf hat, taugt »in kein Contor mehr«. Die »Kapitalismuskritik«, wenn man das so nennen kann, die sich bei Jean Paul in solchen Sätzen auch direkter äußert, ist freilich oft recht schematisch und auch nicht frei von angstbesetzten Ressentiments gegenüber der Entfaltung von Produktivkräften. Um dies angemessen einzuordnen muss bedacht werden, dass seine Schriften aus einer Zeit stammen, in der gerade im deutschsprachigen Raum die Industrielle Revolution überhaupt erst zarteste Anfänge ausbildete. Stärker als viele seiner Zeitgenossen nahm Jean Paul die mit dem Übergang von der feudalen zur bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft einhergehenden Veränderungen und Widersprüche seismografisch wahr (Gleiches gilt für den mit der Aufklärung einhergehenden Niedergang der Religion).

⁵³ Theodor W. Adorno: Kriterien der neuen Musik. In: Gesammelte Schriften (s. Anm. 4), Bd. 16, S. 170-228, hier S. 227.

⁵⁴ Allerdings wird zu Beginn der Vorrede berichtet, dass sie unmittelbar davor selbst eine Art ästhetische Vorrede gehalten hat, die aber einer direkten Zwecksetzung unterlag: Sie hatte gegenüber potenziellen Kunden Weihnachtsalmanache angepriesen. Johanne Pauline kann also ihre passive Rolle nur für den Zweck der Generierung von Mehrwert verlassen – auch im Kontext ist sie ja mit den Rechnungsbüchern durchaus in der Verantwortung. Aber im Rahmen der kapitalistischen Vergesellschaftung bleibt diese Emanzipation eben rudimentär.

Versuchte man positiv zu definieren, wie eine befreite oder bessere Gesellschaft aussähe, würde wieder das schon angedeutete Autoritätsproblem auftauchen: Man hätte dann ein Konzept, das Gefolgschaft verlangte. Jean Paul spricht, das Bilderverbot umkreisend, von »Sonnenvögel[n]« wie etwa dem der »höhere[n] Freiheit«. Max Horkheimer formulierte 1968 in einem Vortrag über »Marx Heute«:

»Wie immer die richtige Gesellschaft [...] beschaffen sei, sie könnte Menschen in dem Bewußtsein vereinen, aus dem die Solidarität entspringt, die dem Gedanken heute näher liegt, als die des Proletariats: die Solidarität der Menschen als endlicher, von Leiden und Tod bedrohter Wesen, die schöner, heller und länger leben wollen.«⁵⁵

Die Behauptung, dass ein solch universaler Gedanke von Solidarität dem Werk Jean Pauls innewohnt, ist nicht besonders gewagt. Spannend wird es bei der Frage, ob das von Hegel, Marx und Freud geprägte Denken der kritischen Theorie im Werk Jean Pauls einen Verwandten und partiell auch direkten Vorgänger hat, und welche Konsequenzen dies für eine aktuelle Auseinandersetzung haben könnte. Derartige Zusammenhänge konnten hier nur knapp angedeutet werden in der Hoffnung, dass zumindest etwas von dem unerschlossenen Potenzial aufscheint, das in diesem so schwer zu charakterisierenden und angesichts seines literarischen Ranges merkwürdig unbekanntem Werk schlummert. Wer heute ein Buch von Jean Paul zur Hand nimmt, merkt sofort (meist schon am Titel), wie unzeitgemäß und geradezu verstörend diese Lektüre in vielerlei Hinsicht ist. Könnte es einen besseren Grund geben, heute noch Jean Paul zu lesen?⁵⁶

⁵⁵ Max Horkheimer: Gesellschaft im Übergang. Aufsätze, Reden und Vorträge 1942-1970, hrsg. von Werner Brede, Frankfurt am Main 1972, S. 160.

⁵⁶ In einer der zahlreichen zum Anlass des 250. Geburtstages publizierten Jean-Paul-Biographien wurde kürzlich behauptet, Jean Paul sei ein »Prophet [...] des Internet-Zeitalters« (Michael Zaremba: Jean Paul. Dichter und Philosoph. Eine Biografie, Köln 2012, S. 318). Von solchen Versuchen der kulturindustriellen Vereinnahmung des Dichters – die vermutlich auf das Jubiläumsjahr 2013 beschränkt bleiben werden – sollte man sich nicht irritieren lassen.

AUTOR_INNEN & HERAUSGEBER_INNEN

Daniel Albrecht

studierte Geschichtswissenschaft und Sozialwissenschaften in Erfurt und Madrid, legte den Schwerpunkt im Master auf Südwesteuropäische und Lateinamerikanische Geschichte und promoviert im Fachbereich Alte Geschichte an der Universität Erfurt zu dem Thema »Konzepte von Männlichkeit in der augusteischen Zeit«.

Kontakt: daniel.albrecht@uni-erfurt.de

Christian Baron

studierte Politikwissenschaft, Soziologie und Germanistik an der Universität Trier und promoviert dort am Lehrstuhl für Wirtschaftssoziologie zum Thema »Ein neuer Klassismus? Eine kritische Analyse des massenmedialen Sozialstaatsdiskurses«. Er lebt und arbeitet als freier Journalist in Jena.

Kontakt: christian-baron@web.de

Thomas Barth

promoviert im Fach Soziologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena und im Promotionskolleg »Demokratie und Kapitalismus« (Uni Siegen/RLS) zum Wandel der bundesdeutschen Umweltpolitik.

Kontakt: Thomas.Barth@uni-jena.de

Franziska Baumbach

promoviert unter dem Titel »Epistemologische Probleme eine Kritik der neueren Ökonomie: Das Denken in Menschenbildern und die Undenkbarkeit gesellschaftlicher Veränderung« an der Freien Universität Berlin im Fach Philosophie über Vorstellungen von der Natur des Menschen als ideologisches Paradigma der kapitalistischen Produktionsweise.

Kontakt: Franziska_Baumbach@web.de

Sandra Beyer

studierte englische und japanische Literatur in Berlin und schreibt ihre Dissertation an der Goethe-Universität, Frankfurt am Main, über Reiseaufzeichnungen von Frauen zu vergeschlechtlichem Raum und weiblichem Erzählen in der japanischen Literaturwissenschaft.

Kontakt: sandra-beyer@cyl.de

Florian Butollo

Studium der Geschichte, Soziologie und Ethnologie an der LMU München und der FU Berlin. Laufende Promotion zum Thema »Harmonische Gesellschaft in der Krise. Staatliche Krisenpolitik und die Veränderung der Arbeitsbeziehungen in der südchinesischen Guangdong Provinz« am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Kontakt: flobut@yahoo.de

Lars Förster

studierte in Chemnitz Europäische Geschichte, lebt derzeit in Dresden und schreibt seine Doktorarbeit zum Thema »Bruno Apitz (1900-1979). Die Biografie eines deutschen Kommunisten« an der Technischen Universität Chemnitz.

Kontakt: lars.foerster@s2005.tu-chemnitz.de

Isabelle Hannemann

studierte bis 2009 an der Philosophischen Fakultät der Leibniz Universität Hannover Literaturwissenschaft und Sozialpsychologie. Seit 2010 promoviert sie zum Thema »Grausamkeit und Geschlecht: Eine psychoanalytische Untersuchung des weiblichen Sadismus im Spannungsfeld von Körperraum, -sprache und -wahrnehmung«.

Kontakt: info@isabellehannemann.net

Marcus Hawel

studierte Soziologie, Sozialpsychologie und Deutsche Literaturwissenschaft in Hannover und promovierte über »Die normalisierte Nation. Vergangenheitsbewältigung und Außenpolitik in Deutschland«. Er ist bildungspolitischer Referent im Studienwerk der RLS.

Kontakt: hawel@rosalux.de

Cristof Judenau

studierte Philosophie, Soziologie und Germanistik/Sprachwissenschaften an der HHU Düsseldorf. 2004-2008 Mitarbeiter der Max-Weber-Gesamtausgabe; seit 2007 Lehrbeauftragter an der FH Düsseldorf. Promotion an der HHU Düsseldorf im Fachbereich Philosophie zum Hintergrund des so genannten Werturteilspostulats beziehungsweise zur Geschichte einschlägiger Methodendebatten in den Sozialwissenschaften.

Kontakt: judenau@phil-fak.uni-duesseldorf.de

Z. Ece Kaya

studierte Internationale Beziehungen an der Universität Istanbul und Politikwissenschaft, Soziologie und Pädagogik an der Goethe Universität Frankfurt am Main. Derzeit promoviert sie dort zum Thema »Erziehungswissenschaftliche deutsche Kolonialpädagogik in der NS-Zeit«. Ihre Forschungsinteressen sind unter anderem Missions- und Kolonialpädagogik in Afrika, deutscher Kolonialismus und Kolonialrassismus, rassismuskritische pädagogische Konzepte sowie Theorie und Methode der Diskursanalyse.

Kontakt: ece@maviada.com

Constance Margain

studierte Geschichte an der Sorbonne in Paris und an der Humboldt Universität Berlin. Promotion im Fach Geschichte zum Thema »Organisation syndicale et résistance communiste au nazisme: l'Internationale des gens de la mer (1930-1937) – Etude socio-prosopographique d'un syndicat communiste«.

Kontakt: constancemargain@yahoo.fr

Karen Schierhorn

Studium der Sozialwissenschaften an der Humboldt Universität zu Berlin. Promotion zu den Auswirkungen der Hartz-Arbeitsmarktreformen auf gering qualifizierte langzeiterwerbslose Frauen an der Friedrich-Schiller Universität Jena.

Kontakt: Karen.schierhorn@uni-jena.de

Guillermo Ruiz Torres

hat einen Abschluss in Rechtswissenschaft von der Universität San Marcos, Lima, Peru und in Politikwissenschaft von der Freien Universität Berlin, wo er zurzeit zum Thema: »Gesellschaftspolitische Dynamiken revolutionärer Bewegungen. Der Fall des ›Leuchtenden Pfades‹ Peru 1980-2000« promoviert. Er hat Vorlesungen und Seminare an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt am Main und an der Universität San Carlos in Guatemala gehalten.

Kontakt: guillermo.ruiz@gmx.de

Ralf Steckert

studierte in Hannover Politische Wissenschaft, Soziologie und Sozialpsychologie. Er besucht das Forschungskolloquium Gender Studies an der LMU München und promoviert am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienkultur der Leuphana Universität Lüneburg zum Thema »Konstruktion neuer deutscher ›Nationalidentität‹ in der populärkulturellen Produktion«.

Kontakt: ralf.steckert@gmx.net

Pinar Tuzcu

MA Kocaeli Üniversitesi (Türkei), Doktorandin und Dozentin in der Soziologie der Diversität und Genderforschung, Universität Kassel. Ihr Dissertationsthema lautet »Doing Gender in Pop Culture as a Cultural Broker: Analysis of Lady Bitch Ray's ›Vagina Kunst‹ through Transcultural Theory.«

Kontakt: pinartuzcu@gmail.com

Leiv Eirik Voigtländer

hat in Oldenburg Politikwissenschaft und Wirtschaftswissenschaften studiert und ist Doktorand am Fachbereich Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin. Im Rahmen seiner politikwissenschaftlichen Dissertation erforscht er qualitativ-empirisch die Möglichkeiten und Grenzen selbstbestimmten sozialen Engagements Langzeiterwerbsloser angesichts aktivierender Arbeitsmarktpolitik und neoliberaler Engagementförderung.

Kontakt: leiv.e.voigtlaender@fu-berlin.de

Malte Völk

studierte Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft und Deutsche Sprache und Literatur an der Philipps-Universität Marburg. Er arbeitet an einer Dissertation über Jean Paul, dessen Werk unter Rückgriff auf Walter Benjamin und Aby Warburg aus kulturwissenschaftlicher Perspektive untersucht wird. Promotionsfach: Populäre Kulturen, Universität Zürich.

Kontakt: malte.voelk@staff.uni-marburg.de

**VERÖFFENTLICHTE DISSERTATIONEN
VON STIPENDIAT_INNEN AUS DEN
JÄHREN 2011-2012**

Udo Gerheim

Die Produktion des Freiers

Macht im Feld der Prostitution. Eine soziologische Studie

Transcript, Bielefeld 2012

332 Seiten, 29.80 Euro

ISBN 978-3-8376-1758-0

Warum kaufen Männer Sex? Dieser Frage nähert sich Udo Gerheim in einer gelungenen Synthese aus kritischer Wissenschaft und einer konsequent empirischen Analyse. In Anlehnung an Bourdieu zeichnet er die (Macht-)Strukturen des Prostitutionsfeldes nach und analysiert die soziale Praxis und die habituellen Muster der Freier. Auf der Grundlage von 20 Interviews mit Freiern liegt erstmals eine bestechende soziologische Studie zu einem zentralen – aber bislang kaum beachteten – Aspekt der Produktion heterosexueller männlicher Normalität und des Begehrens im Kontext von käuflicher Sexualität vor.

Udo Gerheim (Dr. rer. pol.) ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Fakultät I Bildungs- und Sozialwissenschaften der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Seine Arbeitsschwerpunkte sind kritische Bildungswissenschaft, Geschlechterforschung, Sexualwissenschaft sowie Methoden qualitativer Sozialforschung.

Kontakt: udo.gerheim@uni-oldenburg.de

Jutta Hergenhan

Sprache Macht Geschlecht

Sprachpolitik als Geschlechterpolitik. Der Fall Frankreich

Ulrike Helmer Verlag, Sulzbach (Taunus) 2012

278 Seiten, 29.95 Euro

ISBN 978-3-89741-345-0

Sprache spielt in der französischen Geschichte eine bedeutende politische Rolle, nicht zuletzt auch für den Ausschluss von Frauen aus der Politik. Der Blick in die Frühe Neuzeit zeigt, dass schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Weichen für die spätere republikanische Geschlechtertrennung gestellt wurden, wobei sprachliche Entwicklungen eine bedeutende Rolle spielten. Heutige französische Gleichstellungspolitik zielt auf die Parität der Geschlechter in Politik und Sprache. Ein Vergleich mit den französischsprachigen Landesteilen Kanadas, Belgiens und der Schweiz verdeutlicht die unterschiedlichen Ansätze zur Erreichung dieses Ziels ebenso wie ihre Grenzen.

Jutta Hergenhan ist wissenschaftliche Mitarbeiterin und Geschäftsführerin der Arbeitsstelle Gender Studies der Justus-Liebig-Universität in Gießen. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Geschlechterfragen, demokratische Transformationsprozesse in den südlichen Mittelmeerstaaten, Frankreich und kritische EU-Integrationsforschung.

Kontakt: juttahergenhan@yahoo.de

Skadi Jennicke

Theater als soziale Praxis

Ostdeutsches Theater nach dem Systemumbruch

Verlag Theater der Zeit, Berlin 2011

397 Seiten, 22.00 Euro

ISBN 978-3942449175

Theater findet immer in einem sozialen Kontext statt, der Auswirkungen auf das Bühnengeschehen hat. Skadi Jennicke untersucht die Folgen des Systemumbruchs im ostdeutschen Theater am Beispiel von Theatertexten, die sich mit der Situation nach 1989/90 auseinandersetzen, und anhand von Interviews mit ostdeutschen Intendanten, Autoren und Regisseuren wie Wolfgang Engel, Sewan Latchinian und Christian Martin, die Auskunft zu ihrem Selbstverständnis und ihren künstlerischen Präzungen geben. Das Buch macht deutlich, dass Theater soziale Umbrüche nicht nur reflektiert, sondern selbst vollzieht: institutionell, im Selbstverständnis der Akteure und ästhetisch.

Skadi Jennicke, geboren 1977 in Leipzig, studierte Dramaturgie und war an verschiedenen Theatern in Ost- und Westdeutschland als Dramaturgin tätig. Sie lehrt am Hans-Otto-Institut in Leipzig und arbeitet als Lektorin und Wissenschaftliche Mitarbeiterin.

Kontakt: skadi.jennicke@gmx.de

Grit Jilek

Nation ohne Territorium

Über die Organisierung der jüdischen Diaspora bei Simon Dubnow

Nomos, Baden Baden 2013

524 Seiten, 79.00 Euro

ISBN 978-3-8329-7738-2

Das Buch widmet sich der Frage, wie sich ein Diaspora-Volk in einer Welt von Nationalstaaten organisieren könnte. Die Form des jüdischen Nationalismus nahm ihren Ausgangspunkt Ende des 19. Jahrhunderts in Osteuropa und erreichte zu Beginn des 20. Jahrhunderts auch Westeuropa und Amerika. Simon Dubnow baute die nicht-staatsförmige trans-territoriale Organisierung als alternative moderne Zukunftsvision auf. Jene könnte die heutige Diskussion über manche ethnische Konflikte bereichern.

Grit Jilek studierte Deutsch als Fremdsprache, Psychologie und Soziologie in Jena und Leipzig; 2004 Magister in European Studies; 2002-2006 Tätigkeit im Simon Dubnow Institut Leipzig für jüdische Geschichte und Kultur; 2006 Günter Reimann-Wissenschaftspreis; 2010 Promotion an der FU Berlin. Seit 2011 Forschungsprojekt zur Chancengleichheit in den USA und der BRD.

Kontakt: g.jilek@hotmail.com

Daniel Loick

Kritik der Souveränität

Campus, Frankfurt am Main; New York 2012

346 Seiten, 34.90 Euro

ISBN 978-3593395142

Der Begriff der Souveränität war mit dem Anspruch ausgestattet, dem natürlichen Kriegszustand ein Ende zu bereiten, er sollte das soziale Leben dem Menschen verfügbar machen und ihn von Fremdherrschaft befreien, ihn vor Gefahr schützen und von heteronomer Willkür erlösen. All diese Ansprüche lassen sich, so versucht dieses Buch zu zeigen, aber mit Mitteln der Souveränität nicht befriedigen, sondern sie bleiben strukturell versperrt. Dies legt nahe, dass die Philosophie nur dann ein Sensorium für die in unsere politischen Routinen eingelassenen Gewaltverhältnisse entwickeln kann, wenn sie die gegenwärtigen Formen der politischen Gemeinschaft – die Arten und Weisen, wie sie ihre Entscheidungen organisiert und exekutiert, wie sie ihr Recht kreiert und interpretiert – radikaler in Frage stellt als bisher: wenn sie zur kritischen Theorie der Souveränität wird. Deren Programm ist die Eliminierung der Gewalt im Recht.

Daniel Loick lehrt Philosophie an der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Kontakt: loick@em.uni-frankfurt.de

Kai Marquardsen

Aktivierung und soziale Netzwerke

Die Dynamik sozialer Beziehungen unter dem Druck
der Erwerbslosigkeit

VS Verlag, Wiesbaden 2012

340 Seiten, 59.95 Euro

ISBN 978-3-531-19372-4

Soziale Beziehungen sind im Zeichen der aktivierenden Arbeitsmarktpolitik in mehrfacher Hinsicht gefährdet. So hat sich zum einen der soziale Druck auf Erwerbslose verstärkt. Zum anderen werden soziale Netzwerke vermehrt als Substitut zur staatlichen Leistungsgewährung herangezogen und so potenziell überfordert. Doch von einer pauschalen Gefährdung sozialer Netzwerke kann nicht die Rede sein. Kai Marquardsen zeigt, dass Erwerbslose als aktive Gestalter ihrer sozialen Beziehungen auftreten. Sie knüpfen Kontakte, pflegen oder geben sie entsprechend ihrem Bedarf nach sozialer Unterstützung auf. In ihren sozialen Netzwerken entwickeln und praktizieren sie dabei alternative Strategien der Herstellung von Anerkennung und sozialer Zugehörigkeit jenseits der Erwerbsarbeit.

Dr. phil. Kai Marquardsen ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie der Friedrich-Schiller-Universität Jena und Geschäftsführer des Jenaer Zentrums für interdisziplinäre Gesellschaftsforschung (JenZiG).

Kontakt: kai.marquardsen@uni-jena.de

Andrea Nachtigall

Gendering 9/11

Medien, Macht und Geschlecht im Kontext des »War on Terror«

Transcript, Bielefeld 2012

474 Seiten, 34.80 Euro

ISBN 978-3-8376-2111-2

Wie tragen spezifische Geschlechterkonstruktionen dazu bei, den »Krieg gegen den Terror« und die deutsche Kriegsbeteiligung zu legitimieren? In Kriegsdiskursen werden nicht nur nationale, sondern auch geschlechtliche Identitäten und Bilder entworfen und (neu) verhandelt. Andrea Nachtigall zeigt anhand der Berichterstattung deutscher Printmedien über den 11. September 2001 und den Afghanistankrieg, wie die mediale Deutung der Ereignisse mit der Konstruktion von Geschlecht einhergeht. Kritisch beleuchtet werden insbesondere Funktion und Mobilisierbarkeit von Geschlecht im Kontext von Krieg und »Terror«. Die materialreiche Studie verdeutlicht zudem den Nutzen feministischer und genderbezogener Analysen (nicht nur) für die Politikwissenschaft.

Prof. Dr. Andrea Nachtigall ist Gastprofessorin für Theorien und Methoden Sozialer Arbeit, Schwerpunkt Gender und Queer Theorien, an der Katholischen Hochschule für Sozialwesen Berlin und Lehrbeauftragte an der Alice Salomon Hochschule Berlin.

Johanna Peitsch

Mädchenspezifische Jugendhilfeeinrichtungen und ihre Unterstützungsmöglichkeiten für die Betroffenen unter besonderer Berücksichtigung der Bedeutung konzeptioneller und soziokultureller Unterschiede

Dissertation, Freie Universität Berlin 2012

www.diss.fu-berlin.de/diss/receive/FUDISS_thesis_000000039094

Orientiert an der Frage, unter welchen Bedingungen und mit welchen Ansätzen Mädchenarbeit einen emanzipatorischen Beitrag zur Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse leisten kann, bietet die Arbeit einen historischen Vergleich mädchenspezifischer Vergesellschaftungsmomente und geschlechtsspezifischer Antworten auf Problemlagen anhand der Jugendhilfe in der DDR und der BRD vor und nach der ›Wende‹. Unter Bezugnahme auf die Kritische Psychologie und feministische Wissenschaftstheorien leistet die Arbeit eine empirische Klärung der Möglichkeiten, aber auch Begrenzungen der Konzepte mädchenspezifischer Ansätze anhand problematisierter Praxiswidersprüche mit Praktikerrinnen der Arbeit. Die Reflexion der Verantwortung von Jugendhilfe als potenziell restriktive Kontrollinstanz sowie der Normierungstendenzen in den verwendeten pädagogischen Termini erlauben eine Verortung von Mädchenarbeit im 21. Jahrhundert.

Dr. Johanna Peitsch ist Diplom-Psychologin und arbeitet zu feministischer Wissenschafts- und Pädagogikkritik. Seit 2002 arbeitet sie in Mädchenkriseneinrichtungen in Berlin.

Kontakt: JohannaPeitsch@web.de

Britta Pelters

Doing Health in der Gemeinschaft

Brustkrebsgene zwischen gesellschaftlicher, familiärer
und individueller Gesundheitsnorm

Transcript, Bielefeld 2012

392 Seiten, 44.80 Euro

ISBN 978-3-8376-2225-6

Prädiktive Brustkrebsgentestresultate liefern gesundheitsrelevantes Wissen mit eindeutiger Familienanbindung. Das Buch zeichnet nach, wie Gesundheit als soziales Produkt im Unbestimmten des Risikodiskurses familial sozialisiert sowie individuell normiert wird. Basierend auf diesem Vorgang des »doing health« wird ein neuer konstruktivistischer, subjektiv-relationaler Gesundheitsbegriff entwickelt, der dem Unbestimmten der healthistisch fetischisierten Gesundheit gerecht wird. Gleichzeitig wird mit dem Konzept der Individualnorm ein praktischer Bezugspunkt für die Arbeit im Feld von Gesundheitsförderung und Prävention angeboten.

Britta Pelters (Dr. phil.) ist studierte Pädagogin und Humanbiologin mit Forschungsinteressen im Bereich Theorien, Normen und Sozialisation von Gesundheit. Sie lebt und arbeitet in Schweden mit Anbindung an das Karolinska Institutet, Stockholm.

Kontakt: britta.pelters@gmx.de

Katja Strobel

Zwischen Selbstbestimmung und Solidarität

Arbeit und Geschlechterverhältnisse im Neoliberalismus

aus feministisch-befreiungstheologischer Perspektive

Verlag Edition ITP-Kompass, Münster 2012

372 Seiten, 24.80 Euro

ISBN 978-3-9813562-2-9

Katja Strobel zeigt anhand von Entwicklungen im Dienstleistungssektor, im Verhältnis von bezahlter und unbezahlter Arbeit und im Umgang mit Erwerbslosigkeit exemplarisch einige der ambivalenten Auswirkungen neoliberaler Umstrukturierungen im Kontext der BRD auf: Einerseits wurden Forderungen der neuen Frauenbewegung nach Selbstbestimmung aufgegriffen, andererseits sind Lebens- und Arbeitsverhältnisse zunehmend von Ökonomisierung, Unsicherheit und rassistischer Ausgrenzung geprägt. Ausgehend von Kriterien solidarischer Subjektwerdung formuliert die Autorin Konsequenzen für eine theologische Praxis, die sich auf Seiten der Marginalisierten positioniert und Freiräume für eine grundsätzliche Infragestellung der kapitalistischen Lebensweise schafft.

Katja Strobel, Jahrgang 1975, studierte katholische Theologie und Musik in Würzburg und Münster und ist seit 2002 am Institut für Theologie und Politik in Münster und in feministischen sozialen und politischen Bewegungen engagiert.

Kontakt: katjastrobel@web.de

VSA: Veröffentlichungen der RLS



Maybritt Brehm/Christian Koch/
Werner Ruf/Peter Strutynski
Armee im Einsatz
20 Jahre Auslandseinsätze
der Bundeswehr
Eine Veröffentlichung
der Rosa-Luxemburg-Stiftung
256 Seiten | € 16.80
ISBN 978-3-89965-546-9
Seit mehr als 20 Jahren agiert die Bundes-
wehr als »Armee im Einsatz« in unter-
schiedlichen Interventionen. Was sind die
Hintergründe, die Voraussetzungen und die
Konsequenzen dieser Transformation aus
einer Verteidigungs- zu einer Kriegarmee?



Alexander Gallas/Jörg Nowak/
Florian Wilde (Hrsg.)
Politische Streiks im Europa der Krise
Eine Veröffentlichung
der Rosa-Luxemburg-Stiftung
240 Seiten | € 14.80
ISBN 978-3-89965-532-2
Die Autoren erforschen Bedingungen und
Auswirkungen von politischen Streiks. Mit
ausführlichen Fallstudien zu Frankreich und
Großbritannien, zahlreichen Interviews mit
GewerkschafterInnen aus europäischen
Ländern sowie der Diskussion zu poli-
tischen Streiks in Deutschland.
Ulrich Brand/Bettina Lösch/
Benjamin Opratko/Stefan Thimmel (Hrsg.)
ABC der Alternativen 2.0
Von Alltagskultur bis Zivilgesellschaft
In Kooperation mit Wissenschaftlicher
Beirat von Attac, Rosa-Luxemburg-Stiftung
und taz.die tageszeitung
352 Seiten | € 15.00
ISBN 978-3-89965-500-1

www.vsa-verlag.de

Prospekte anfordern!

VSA-Verlag
St. Georgs Kirchhof 6
20099 Hamburg
Tel. 040/28 09 52 77-10
Fax 040/28 09 52 77-50
Mail: info@vsa-verlag.de

VSA

VSA: Linke Wissenspolitik

Alex Demirović/
Christina Kaindl (Hrsg.)

Gegen den Neoliberalismus andenken

Linke Wissenspolitik
und sozialistische Perspektiven

VSA

Alex Demirović/Christina Kaindl (Hrsg.)

Gegen den Neoliberalismus andenken

Linke Wissenspolitik und
sozialistische Perspektiven

232 Seiten | € 16,80

ISBN 978-3-89965-523-0

Sozialistische Intellektuellenpolitik und organisiertes Denken gegen Kapitalismus findet in der Bundesrepublik an Gegen-Orten statt, z.B. in gegenhegemonialen Think Tanks wie dem Institut für Gesellschaftsanalyse der Rosa-Luxemburg-Stiftung, in internationalen Dialogen und Vernetzungen linker Zeitschriften. Rainer Rilling hat diese Orte über viele Jahre mitgestaltet und Verknüpfungen gestiftet.

Prospekte anfordern!

VSA: Verlag
St. Georgs Kirchhof 6
20099 Hamburg
Tel. 040/28 09 52 77-10
Fax 040/28 09 52 77-50
Mail: info@vsa-verlag.de



LUXEMBURG

Gesellschaftsanalyse und linke Praxis

Erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement: € 30, Einzelheft: € 10.

Herausgeber: Vorstand der Rosa-Luxemburg-Stiftung; Redaktion: Mario Candeias, Alex Demirović, Karin Gabbert, Corinna Genschel, Cornelia Hildebrandt, Bernd Hüttner, Christina Kaindl, Rainer Rilling, Lutz Brangsch, Vanessa Lux, Silke Veth und Catharina Schmalstieg.

LUXEMBURG will eine Zeit-Schrift der Linken sein: ihre Diskussion und Analysen mit freundlicher Schärfe zusammenbringen und fruchtbar machen – jenseits der üblichen Trennungen in Richtungen, Strömungen und Schulen, Theorie und Praxis, Politik, Ökonomie und Kultur.

Themenschwerpunkte:

Heft 4-2012: Reproduktion in der Krise

Heft 3-2012: Grüner Sozialismus

Heft 2-2012: Europa, Links

Heft 1-2012: Energiekämpfe

www.vsa-verlag.de

VSA